Heft 12 Dezember 2001 8,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A 65 68 · CH sfr. 8,– · L lfr 193 · [illegible] ptas 900
NL hfl 10,– · GR 1.600 Dr

Krieg, Koran und Kapital

16 Seiten extra

Deutschland im Krieg

Dabeisein ist alles

in konkret Dezember 2001

von Konkret

an konkret

Dabeisein ist alles von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Vorteil Komplize von Georg Fülberth
Welche Auswirkungen hat der Eintritt der Deutschen in ihren ersten Krieg außerhalb Europas nach 1945?

»Wer waren die Insider?« von Andreas von Bülow, Jürgen Elsässer
Was weiß die CIA über den 11. September? Daß selbst der frühere Bundesminister Andreas von Bülow über diese Frage nicht im »Spiegel« oder »Stern« nachdenken darf, sondern bei KONKRET ein Refugium findet, spricht Bände über die Lage der Nation. Mit ihm sprach Jürgen Elsässer

Entscheidend ist die Tat selbst von Jürgen Elsässer
11. September – war da was? Einige Fragen nach den Tätern, nach den Ermittlern und an die Strafverfolger des Anschlags vom 11. September

Gesichtspunkt Auschwitz von Gerhard Scheit
»Der Vernichtungswahn der heutigen Selbstmordattentäter ist die Säkularisierung der islamischen Religion unter dem Gesichtspunkt von Auschwitz.« Joachim Rohloff meinte in KONKRET 11/01 zu diesem Satz aus meinem Artikel »Das Böse ist nicht das Böse« (»Jungle World«, 2.10.01): »Ein schöner Satz. Ob er auch etwas bedeutet?« Ich will versuchen, es ihm zu erklären

Von Berlin nach Kabul von Matin Baraki
Kaiser Wilhelm, Kanzler Schröder: Die deutsche Einmischung in Afghanistan hat eine fast hundertjährige Tradition

Links & Rights von Jenna L. Brinning

Die Resonanz der Spirale von Joachim Rohloff
Wie zivilisiert die deutsche Zivilgesellschaft auf den islamistischen Terror zu reagieren wünscht, teilt sie auf einer Internetseite mit

Der Otto-Katalog von Fredrik Roggan
Die »Anti-Terror-Pakete« der Bundesregierung schaffen den gläsernen Ausländer und vermessen den Rest der Bevölkerung biometrisch

»Pigs are horses« von Eckhard Voß
Wie die anglo-amerikanische Linke den »Krieg gegen den Terror« diskutiert

Kalte Dusche von Sylke Tempel
Israel streitet über die Folgen der US-amerikanischen Anti-Terror-Politik

»Wir müssen uns zurückziehen« von Dan Shueftan, Jürgen Elsässer
Gespräch mit Dan Shueftan über die Folgen des »Kriegs gegen den Terror« für Israel

Das Böse von Mathias Wedel

»Unsere Situation ist extrem« von Aida Touma Souliman, Thomas von der Osten-Sacken

Interview mit Aida Touma Souliman über die Lage der Araber in Israel und die politischen Differenzen unter den Palästinensern. Aida Touma Souliman ist Mitglied im ZK der Kommunistischen Partei Israels und Geschäftsführerin der arabischen Frauenrechtsorganisation »Women against Violence«

»Die sind total primitiv!« von Klaus Smit

Zwischen ausgestopften Papageien und Moorleichen dokumentiert das Oldenburger Landesmuseum die Geschichte des Rassismus - und entgeht dabei nicht immer den Vorurteilen, die es kritisieren will

Konkret-ExtraKrieg, Koran und KapitalKabul Gate von Ralf Schröder

Öl, Pipelines, Krieg: Die Konkurrenz um die Bodenschätze Zentralasiens haben nicht Verschwörungstheoretiker, sondern Kapitalisten erfunden

Konkret-ExtraKrieg, Koran und KapitalPipe-Dreams in Tblissi von Thomas Becker

Islamische Terroristen haben mit Hilfe der georgischen Regierung eine Offensive gegen die prorussische Sezessionsrepublik Abchasien gestartet

Konkret-ExtraKrieg, Koran und KapitalNach der »Befreiung« von Thomas von der Osten-Sacken, Thomas Uwer

Über die Geburt des Islamismus aus dem Scheitern emanzipatorischer Bewegungen

Konkret-ExtraKrieg, Koran und KapitalBewegung 11. September? von Bernhard Schmid

Der Islamismus in Algerien – eine Fallstudie über das Scheitern staatssozialistischer Modernisierung

Konkret-ExtraKrieg, Koran und KapitalKüsse ohne Schweinefleisch von Jürgen Roth

Im Schlepptau des islamistischen Terrors kommt Religiosität wieder groß raus

Konkret-ExtraKrieg, Koran und KapitalSei doch kein Muselmann von Gerhard Henschel

Eine Koranrezension

Schleier, gelüftet von Connie Uschtrin

Konkret-ExtraKrieg, Koran und KapitalDer Weg zum Erfolg von Deniz Yücel

Milli Görüs heißt »nationale Weltsicht« und bedeutet »islamische Weltsicht«. Wie der Name hat auch der Verein zwei Gesichter. Eins davon ist ein ziemlich verbotenes

Konkret-ExtraKrieg, Koran und KapitalDidaktik der Aufklärung von Mohammed Ahmed, Regina Behrendt

Mohammed Ahmed (Name von der Redaktion geändert) lebte bis zu seiner Flucht 1993 in Kabul und wohnt seither mit seiner Familie in Deutschland. Er studierte in Kabul und Moskau Rechtswissenschaft und war 14 Jahre als hoher Justizbeamter in Afghanistan tätig. KONKRET sprach mit ihm über die Islamisierung Afghanistans

Konkret-ExtraKrieg, Koran und KapitalScharia und Geschlecht von Connie Uschtrin

Über die Situation der Frauen im islamistischen Staat

Kunst & Gewerbe von Hermann Kant

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Kunst & Gewerbe von René Martens

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Kunst & Gewerbe von Fanny Müller

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Kunst & Gewerbe von Jürgen Roth

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Kunst & Gewerbe von Mathias Wedel

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Kunst & Gewerbe von Peter O. Chotjewitz

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Kunst & Gewerbe von Thomas Gsella

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Kunst & Gewerbe von Ulrich Holbein

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Kunst & Gewerbe von Dietrich Kuhlbrodt

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Kunst & Gewerbe von Horst Tomayer

Terror in DeutschlandDie Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Der Garten eben von Rayk Wieland

Kultur-Kolumne

Polenjagd bei Cochem von Peter O. Chotjewitz

Gedanken zur Ästhetik des Widerstands

»Pflicht zur Auslese« von Hartwig Vens

Vom Repräsentanten des »Dritten Reichs« zum Repräsentanten des bundesdeutschen Musikbetriebs. Deutschland feiert den hundertsten Geburtstag des Komponisten Werner Egk

Schwule Verschwörung von Tjark Kunstreich

Melodie & Rhythmus von Elena Lange

Boris Kovac & Ladaaba Orchest: The Last Balkan Tango -An Apocalyptic Dance Party. Piranha Musik

Melodie & Rhythmus von Marcel Malachowski
Div.: Pop 2001 - Geschichte wird gemacht. Warner Special Marketing

Melodie & Rhythmus von Tim Schomacker
Fanfare Ciocarlia: lag Bari. Piranha/Efa

Platte des Monats von Martin Büsser
Populäre jüdische Künstler -Musik & Entertainment 1903 -1933, Berlin, Hamburg, München (Doppel-CD); Wien. CD; Trikont/Indigo

Eine Spur Erleichterung von Tjark Kunstreich
Mit schlecht verhohlener Schadenfreude wurde hierzulande die Mitteilung aufgenommen, im Juli 1941 habe die Bevölkerung eines polnischen Dorfes fast 1.600 Juden ermordet. Aber stimmt sie auch?

Täterprofile von Ludwig Seyfarth
Überlegungen zum Zusammenhang von Serie, Serienmord und Kunst anläßlich einer Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Kitsch, Kult, Konvention von Christel Dormagen
Über die Bielefelder Ausstellung »Die unheimliche Frau. Weiblichkeit im Surrealismus«

Buch & Deckel von Margret Gsella
Colin Goldner: Die Psycho-Szene. Alibri-Verlag, Aschaffenburg 2000, 642 Seiten, 58,99 Mark/30,16 Euro

Buch & Deckel von Peter Köhler
Oliver Maria Schmitt: Die schärfsten Kritiker der Elche. Die Neue Frankfurter Schule in Wort und Strich und Bild. Alexander Fest Verlag, Berlin 2001, 256 Seiten mit ca. 230 Abbildungen, 29,90 Mark

Buch & Deckel von Rayk Wieland
Rudolf Herz, Reinhard Matz: Zwei Entwürfe zum Holocaust-Denkmal. Verlag für moderne Kunst, Nürnberg 2001, 160 Seiten, 29,80 Mark

Buch & Deckel von René Martens
Dave Eggers: Ein herzzerreißendes Werk von umwerfender Genialität. Eine wahre Geschichte. Droemer, München 2001, 526 Seiten, 44,90 Mark

Buch & Deckel von Jan Süselbeck
Jörg Drews/Doris Plöschberger (Hg.): »Des Dichters Aug' in feinem Wahnwitz rollend ...«. Dokumente und Studien zu »Zettel's Traum«. Edition Text + Kritik, München 2001, 298 Seiten, 64 Mark

Buch des Monats von Mark-Stefan Tietze
Eugen Egner: Die Eisenberg-Konstante. Fünf phantastische Erzählungen. Haffmans Verlag 2001, 272 Seiten, 36 Mark (Limitierte Ausgabe mit Originalzeichnung von Egner 98 Mark)

»Was sich da Welt nennt« von Erwin Riess
Die verlorene Nachwelt des Johann Nepomuk Nestroy – Hinweis auf den so populären wie vergessenen Wiener Stückeschreiber aus Anlaß einer Münchner Ausstellung

Voll die Härte von Dietrich Kuhlbrodt

Die Dokfilmwerkstatt Poel präsentiert Knastbilder gegen Schill-Sprüche

0800-Rufmord von Michael Rudolf

FilmTheater von Michael Elm

Deutsches Filminstitut (Hg.): Die Vergangenheit in der Gegenwart. Konfrontationen mit den Folgen des Holocaust im deutschen Nachkriegsfilm. Edition Text & Kritik, Frankfurt a. M. 2001, 94 Seiten, 35 Mark

FilmTheater von Jens Hoffmann

Das Himmler-Projekt

FilmTheater von René Martens

Atlantis – Das Geheimnis der verlorenen Stadt

Film des Monats von Georg Seeßlen

Im Bann des Jade-Skorpions

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 12/01, S. 4

von Konkret

Geheimnisvoller Zeitschriftenmarkt: Wer an der nächsten Tankstelle ein Exemplar der ersten Ausgaben der »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung« erwerben wollte, hatte meist schon um die Mittagszeit kein Glück mehr: »ausverkauft«. Kurz darauf mußten Branchendienste melden, daß der Zeitschriftenhandel den Bezug des neuen Blattes reduzieren wolle. Der Verlag aber kämpfe um die Beibehaltung der sogenannten Richtremission von 70 Prozent, das heißt, daß eine Verkaufsstelle den Bezug erst dann kürzen darf, wenn sie weniger als drei von zehn angelieferten Exemplaren los wird.

Grund zur Häme? Nicht zu ungeteilter. Auch die November-Ausgabe von KONKRET war »ausverkauft«, und zwar fast überall, wo sie sichtbar ausgelegt war, sowie beim Verlag, der die vielen Nachbesteller vertrösten mußte - auf den 26. November, ab dem die Hefte, die irgendwo unterm Ladentisch versteckt waren, zurückgerufen und neu versandt werden können. Gründe für die Nachfrage nach KONKRET nannte der WDR in seiner »Zeitschriftenschau«:

Eine freie, nicht regierungskonforme Meinung zum 11. September 2001 zu äußern, erfordert derzeit Courage. Daran hat es KONKRET, der Zeitschrift für Politik und Kultur, nie gemangelt. Die soeben erschienene Novemberausgabe mit dem Titel »Hoch die internationale Solidarität gegen den Terror?“ enthält nur Beiträge, die sich mit dem aktuellen Krieg beschäftigen ... Wer es einfach liebt und widerspruchsfrei, wird keinen Spaß an der KONKRET-Lektüre haben ... Die Lust an der Kritik und an der Selbstkritik linker Vorstellungswelten ist in vielen Beiträgen zu spüren.

Andere Rezensenten waren nicht so freundlich. Die Nazis von der »Jungen Freiheit« schimpften auf Ebermann, Küntzel, Jacob, Gremliza, erklärten die Beiträge von Elsässer und Kurz feierlich für »lesbar« und nannten KONKRET bei dieser Gelegenheit das »Amtsblatt marxistischer Sektierer und germanophober Zeloten«. Was Zeloten sind beziehungsweise waren? Eine Gruppe radikal römerfeindlicher Juden im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Der deutsche Mann findet doch immer das rechte Schimpfwort, und wenn's, bei Odin, ein Fremdwort ist.

Die »Tageszeitung« ging den Feind von einer anderen Seite an:

Ach, hätten die führenden Weltenlenker die letzten I S Jahre nur KONKRET gelesen, es wäre alles, alles ganz anders gekommen. Mit über 60 noch muß er (Gremliza) Monat für Monat zwanghaft den Klassenprimus geben. Doch fürchte ich, daß eigenloberische Selbstzitate kein geeignetes Mittel sind im Kampf gegen die Übel der Welt.

Für den Kampf gegen die Übel der Journaille reichen sie hin. Und vor allem dann, wenn Fremdzitate helfen - wie das des Chefleitartiklers der »Tageszeitung« aus dem Jahre 1991:

Nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Scheinalternative werden nun, und das ist begrüßenswert, viele regionale Konflikte auf der Welt beigelegt.

Ein Leser der »Taz« meldete auf der Website des Blattes denn auch Bedenken gegen die »Klassenprimus«-Schelte des zuständigen Witzredakteurs an:

Mist aber auch, daß man HLG nach all den Jahren nicht vorwerfen kann, geirrt zu haben. Ok, werfen wir ihm halt das Gegenteil vor. Schlimm: die Chuzpe, jahrzehntelang quer zu stehen, statt sich irgendwann längs beizulegen. Schlimmer noch: dieses elende Rechthabenwollen. Am schlimmsten: dies hundsverdammte Recht behalten. Welche Wohltat dagegen so ein Außenfischer

Die Karawane bellt. Der Hund zieht weiter.

Veranstaltungen: Vortrag und Diskussion von und mit Jürgen Elsässer über die Lügen des letzten und des aktuellen Kriegs - am 28. November in Bielefeld: Bürgerwache Siegfriedsplatz, Rolandstraße 16, 20 Uhr.

Das Gemischte Doppel Tomayer & Gremliza liest und singt am 1. Dezember in Berlin: Roter Salon der Volksbühne, 22.30 Uhr. Auch für das neue Jahr kann das Gemischte Doppel wieder gebucht werden. Interessenten wenden sich bitte an den Verlag.

Lesung mit Hermann L. Gremliza aus dem **konkret-texte-Band** *Hat Israel noch eine Chance?* am 14. Dezember in Hannover: Freizeitheim Linden, Windheimstraße 4, 20 Uhr (Veranstalter: Radio Flora Redaktion Internationales, AK Regionalgeschichte Neustadt a. R.).

Thomas Ebermann und **Rainer** Trampen auf Lesereise: »Verpaßt Deutschland den Anschluß?« Am 23. November in Karlsruhe, Ex-Steffi, 19 Uhr; am 30. November und 1. Dezember in Osnabrück, Lagerhalle, 20 Uhr.

Vorhinweis: KONKRET plant einen

ganztägigen Kongreß zum Thema dieses und des letzten Heftes. Er soll am 26. Januar 2002 in Hamburg stattfinden. Interessenten sollten sich diesen Termin freihalten. Weitere Informationen finden Sie auf unserer Internetseite (www.konkret-verlage.de) und im nächsten Heft.

Konkret 12/01, S. 6

an konkret

Ungereimtes

KONKRET 10/01 und 11/01: Titelthema

Schön, daß Sie durch die Auswahl der Artikel des Novemberheftes (v. a. Küntzel, Fülberth, Schröder, Elsässer, Tempel, Kunstreich, Jacob, Rohloff, Scholl-Latour-Interview) einen deutlichen Kontrapunkt zum leider unsäglichen Gremliza-Editorial »Bedeutende Ernte« im Oktoberheft gesetzt haben. Vor diesem Hintergrund liest sich sogar Jutta Ditfurth (Mullah Rouge des Frankfurter Nordends) fast mit Genuß: »Es ist eine imperialistische Generalmobilmachung bei gleichzeitiger Kapitulation vieler Staaten im Trikont.«

Uwe Süßenberger

per E-mail

Rätselhaftes

KONKRET 11/01: Titelthema und »Chance für Deutschland« von Rayk Wieland

Ich hatte Gelegenheit, 1. an der Berliner Demonstration vom 13.10. teilzunehmen sowie 2. das Jüdische Museum zu besuchen.

1. Das von Ihnen auf S. 21 wiedergegebene Foto eines reaktionären Demonstrationsplakates ist irreführend. Solche vereinzelt auftauchenden Plakate wurden von der Masse der Demonstranten ausgebuht und konnten sich nicht lange halten. Mich störte vielmehr der allzu unterhaltungsfreudige Popcharakter der Demo (ein revolutionäres Brecht/Busch-Lied wurde abrupt unterbrochen von apolitischer Konsummusik, wozu die Polizisten freundlich lächelten). Das sei, wurde mir versichert, der typische konsumentenfreundliche PDS-Stil. Ekelhaft! So kamen einige politische Reden zur Sache (siehe dazu Conrad Schuhlers Beitrag in Ihrem letzten Heft) nur den Näherstehenden zu Gehör, während die Popmusik leider alle erreichte.

2. Mir ist rätselhaft, wieso ein angeblich linker Besucher des Museums nicht vor allem daran Anstoß genommen hat, daß unter all den Gedenkportraits von Juden, die in Berlin gewirkt haben, eins der bedeutungsvollsten fehlt: das von Rosa Luxemburg.

Heidi Urbahn de Jauregui

Montpellier/Frankreich

Verräterisches

KONKRET 11/01: Express

»Rußland und Amerika sind beide, metaphysisch gesehen, dasselbe; dieselbe trostlose Raserei der entfesselten Technik und der bodenlosen Organisation des Normalmenschen« (Heidegger in »Einführung in die Metaphysik« 1953). – Mehr der Proben bedarf es an dieser Stelle nicht. Trotzdem: Der von Gremliza genüßlich zitierte Satz »Der Islam ist Heidegger für Analphabeten« entpuppt sich nach einem verräterischen Lacher und näherem Hinsehen als schlichte Täuschung. Religion in jeder Form dient a) der Betäubung des Denkens, b) als Webstuhl fürs Verschleiern von Mordabsichten. Was die Faschisten christlicher wie islamischer Abkunft gemeinsam haben, worin sich Heideggeristen und Gotteskrieger verblüffend ähneln, ist gar nicht so witzig.

Gehörte aber auf die linke Tagesordnung. Zum Beispiel wäre es nett, den Möllemännern die Geschäfte zu versauen und dran zu erinnern, welche prominenten Fürsprecher sich jahrelang den Ayatollahs und Mudjaheddin angemeiert haben. Also her mit Eurem Wissen, Euren Recherchen und Euren Dossiers – die staatstragenden Fritzen in den Medien haben Geschichte annulliert, faseln vom »einzigartigen« 11. September und beteuern, sie wüßten nicht weiter. Ihr Publikum flüchtet in Wohlstandschauvinismus. Also grabt bitte in der Vergangenheit und laßt uns dem reaktionären Pack die Brocken in die Visagen werfen – ob sie nun im Zeichen von Kreuzen oder von Halbmonden ihr militantes Unwesen treiben.

Burger Lichtenstein

Stuttgart

Zynisches

KONKRET 11/01: »Generalmobilmachung« von Jutta Ditfurth

Wenn »mensch« mit seinem wohlgenährten weißen Arsch in der Freiheit des »guten Kapitalismus« sitzt, hat »mensch« leicht philosophieren. Es ist nichts weiter als dumpfbackiger Zynismus, aus dieser Perspektive heraus das Leben anderer Menschen zu beurteilen, die von dieser Freiheit nur träumen können. Ich empfehle Ihnen daher: Leben Sie mal ein paar Jahre in einem Land, in dem der Islam zur Staatsdoktrin erhoben wurde. Wenn Sie nur mehr verschleiert und in Begleitung eines männlichen Verwandten auf die Straße gehen dürfen, keinen Beruf ausüben dürfen, Ihnen bei kleinsten Verfehlungen Strafen wie Verstümmelung und Steinigung drohen und Sie zuletzt noch an Masern krepieren müssen, weil Sie als Frau nicht von männlichen Ärzten behandelt werden dürfen, dann ist das zwar nicht so schön, aber möglicherweise werden einige von den »dummen Feministinnen jubeln«.

Antje Sievers

Hamburg

Merkwürdiges

KONKRET 11/01: »Manhattan Transfer« von Günther Jacob

Obwohl der Artikel interessante Gedanken enthält, nimmt er auch einige merkwürdige Interpretationen vor. Jacob schreibt: »Auch der verschwörungstheoretisch raunende ›neue Antiimperialismus‹ der ›Globalisierungsgegner‹, die behaupten, es gäbe nun ›keine nationale Macht mehr, die die Kontrolle über die gegenwärtige globale Ordnung ausübt‹, weshalb der ›Protest nicht mehr antiamerikanisch‹ sein sollte, sondern sich ›gegen eine andere, größere Machtstruktur‹ (Antonio Negri) richten müsse, muß wegen seiner antisemitischen Konnotationen abgelehnt werden.«

Im ersten Kapitel von Negris letztem Buch, *Empire* (mit Michael Hardt), steht: »Wir sollten von Anfang an die Vorstellung ausschließen, daß die Ordnung von einer einzigen Macht ... diktiert wird – so etwas wie eine Verschwörungstheorie der Globalisierung.« Negri ist weder ein »neuer Antiimperialist« (er glaubt, daß der Imperialismus am Ende ist) noch ist er gegen Globalisierung. Man fragt sich, wie Jacob seine Thesen als Aufruf, »eine andere, größere Machtstruktur« zu bekämpfen, mißinterpretieren konnte, um anschließend seine eigene Fehlinterpretation als antisemitisch konnotiert zurückzuweisen.

Jacob fährt fort: »Die Kontrolle über die gegenwärtige militärische, politische und ökonomische globale Ordnung wird zweifellos nicht von der ›Weltbank‹ (wie bei Negri), sondern von der einzig verbliebenen Weltmacht ausgeübt.« Weiß Jacob, was die Weltbank tatsächlich ist? Ich bin sicher, daß Negri nicht glaubt, daß sie weltweite ökonomische Kontrolle ausübt (ganz abgesehen von militärischer und politischer!).

Bertolt van der Grijn Santen

Utrecht, Niederlande

Unredliches

KONKRET 10/01: Herrschaftszeiten

Ich lese in KONKRET: »Hau sie um, die Türkensau – Frank Steffel, Spitzenkandidat der Berliner CDU«, ohne weiteren Kommentar. Nun habe ich anderswo gelesen, daß Steffel diese oder eine ähnliche Äußerung tatsächlich gemacht hat. Allerdings als zirka 15jähriger. Das macht die Äußerung nicht sympathischer. Nur: Sie legen mit Ihrer Information nahe, daß er diese Äußerung als Spitzenkandidat der Berliner CDU gemacht habe, sozusagen im Wahlkampf. Und das ist nicht korrekt, redlich ist es auch nicht. Ich muß gerade von KONKRET – mehr als von jeder anderen Druckschrift – verlangen können, daß ich korrekt und redlich informiert werde.

Uli Wetz

Edingen-Neckarhausen

Tragisches

KONKRET 11/01: »Stirb langsam IV« von Peter O. Chotjewitz

Peter O. Chotjewitz vermutet Theodor Storm als Dichter eines Gedichts, das über 13.000 von bösen Afghanen abgemurkste, brave britische Soldaten berichtet. Das Gedicht heißt »Das Trauerspiel von Afghanistan«, und Theodor Fontane hat es geschrieben. Anlaß war für ihn die Besetzung eines Teils von Afghanistan durch England (1839) und der darauf folgende Aufstand der Afghanen (1841). Der letzte Vers des Gedichts lautet:

»Die hören sollen, sie hören nicht mehr,

Vernichtet ist das ganze Heer,

Mit dreizehntausend der Zug begann,

Einer kam heim aus Afghanistan.«

Werner Doerwald

Hamburg

Konkret 12/01, S. 9

Hermann L. Gremliza

Dabeisein ist alles

»Niemand, meine Damen und Herren, führt Krieg gegen Afghanistan. Und so furchtbar es ist: Es gibt so etwas wie eine pazifistische realpolitische Konsequenz.«

Joseph Fischer

Wenn’s in den Krieg geht, kommt Leben in den Musenwinkel. Das Vaterland will auch am Schreibtisch verteidigt sein. Noch in jeden seiner Kriege haben die Dichter und Denker ihre Richter und Henker als Propagandakompanie begleitet, zuletzt nach Jugoslawien, wo ihrem Vordichter Grass die Bomben auf Belgrad gar nicht schnell genug fallen konnten. So war man’s gewohnt seit Leipzig/Einundleipzig.

Doch plötzlich schien alles nicht mehr wahr. Eitel Nörgelei herrschte überall, als es in den Krieg gegen Afghanistan gehen sollte. »Uneingeschränkte Solidarität verspricht der Vasall seinem Dienstherrn. Das haben wir nicht so gern«, schimpfte der Rhetoriker Walter Jens, einer jener dreißig prominenten Moserer, die der Kanzler am Vorabend des Marschbefehls zu Tisch gebeten hatte.

Jens hat, als einer für alle, alles durcheinandergebracht. Solidarität nämlich gibt es nur unter Gleichen. Im Katalog der Großen Revolution kommt sie direkt hinter der Egalité und heißt auf gut Deutsch: Fraternité. Was der Vasall seinem Dienstherrn schuldet, ist Loyalität, was der strenge Dienstherr vielleicht sich versprechen läßt, uneingeschränkte Loyalität, jenen Gehorsam, den der aufgeregte Liberale immerfort Kadavergehorsam nennen muß. Das alles hat, im friedlichen Seminar, vielleicht auch der Herr Professor mal gewußt. Die Krankheit, die es ihn vergessen ließ, heißt freilich nicht Alzheimer. Sie heißt Ressentiment.

Gebräuchten die Spesenritter der Tafelrunde ihren Verstand, läsen sie die »uneingeschränkte Solidarität« als die diplomatische Leerformel, in der die Bundesregierung ihren Kriegswillen erklären konnte, ohne das Wort gebrauchen zu müssen. Und wüßten, daß kein Staat mit einem anderen Staat oder einem anderen Volk je solidarisch ist noch war. Haben die westlichen Alliierten, die ein Jahr zuvor (und aus gutem Grund) Bomben auf Dresden geworfen hatten, die Luftbrücke nach Westberlin eingerichtet, weil sie die jüngst und unfreiwillig aus NSDAP, SA, SS und der NS-Frauenschaft ausgetretenen Nazis, die dort lebten, so sehr mochten? Das glaubt nur der »Bild« – Leser. Und vielleicht noch der Träger und zwei Dutzend Anwärter des Nobelpreises, die sich von ihrem Kanzler erzählen lassen, man wolle den Amerikanern jetzt jene Solidarität zurückgeben, die Deutschland »über viele Jahrzehnte wie selbstverständlich angenommen« habe. (Die Fähigkeit, einen solchen Blödsinn mit ernstem Gesicht aufzusagen, nötigt einem fast so etwas wie Respekt ab.)

Der nächste Satz, in dem der Kanzler vom Tinnef zum Tacheles kommt, dringt schon nicht mehr an ihre vom Eifer für das Volkswohl roten Ohren: »Der Beitrag, den wir leisten wollen, ist auch Ausdruck unserer Bereitschaft, der gewachsenen deutschen Verantwortung Rechnung zu tragen«, und zwar durch »die Bereitstellung geeigneter militärischer Fähigkeiten«. Was Verantwortung heißt unter Politikern, ist bekannt: Ein Kind ist in den Brunnen gefallen; ein Politiker steht auf, spricht: Ich übernehme die volle Verantwortung, setzt sich und macht weiter. In Sprache übersetzt heißen des Kanzlers Worte: Deutschlands neue Rolle als Weltmacht (nichts anderes bedeutet das Codewort »gewachsene Verantwortung«) verlangt die Bereitschaft, Krieg zu führen.

Warum wird der Kanzler, der so große Mühe darauf verwendet, so deutlich, daß ihn fast schon deutsche Schriftsteller verstehen könnten? Weil die Sache, um die es geht, zu teuer ist, um sie durchgehend in jener politischen Kindersprache abzuhandeln, die die Latzhosengeneration in die späte Armanizeit mitgebracht hat. Immer Menschenrechte zu sagen statt Hegemonie, humanitäre Mission statt Krieg und gewachsene Verantwortung statt Weltmacht, das taugt für den Grünen-Parteitag, den Leitartikel der »Taz« und den Kongreß des Pen. Ab und zu müssen die Erwachsenen sich unverstellt untereinander verständigen. Und zwar so: Am Tag nach dem Diner der Dichter im Kanzleramt resümiert der Leitartikel der »Frankfurter Allgemeinen« die »neue Wirklichkeit«: Der Beschluß, in den Krieg um Afghanistan einzutreten, bedeute eine »Entgrenzung des Raumes ..., in dem deutsche Militäreinsätze in Betracht kommen«, und eröffne der deutschen Politik eine neue Perspektive. Der Aufmacher des Deutschland-Magazins »Spiegel« heißt am selben Tag »Abmarsch in die Realität« und beschreibt dieselbe nationale Wirklichkeit: »Deutschland meldet sich endgültig auf der Weltbühne zurück.« Es sei »in der Nachkriegsrealität angekommen – zögernd zunächst, aber dann fast ungeduldig: wenn schon, dann zügig«.

Beobachter haben nicht vergessen zu bemerken, wie sehr die Regierung in dieser Lage leidet. Der Kanzler sei mit dunklen Ringen unter den Augen vorm Parlament erschienen, sein Außenminister habe sich zwei weitere Dackelfalten ins Gesicht gequält. Haben sie’s nicht schwer?: Die nationale Linke will, daß die Regierung, wenn sie 3.900 Soldaten gegen Afghanistan in Marsch setzt, dies nur tut, um schweren Herzens eine Forderung der USA zu erfüllen; die nationale Rechte

besteht im Gegenteil darauf, daß – in den Worten des CDU/CSU-Fraktionsvorsitzenden – »wir nur hoffen können, daß Sie nach Konsultationen mit der amerikanischen Regierung nicht nur auf deren Anforderung reagiert haben, sondern selbst die Initiative ergriffen haben. Denn nur dann ist die Begründung, im Interesse des eigenen Landes zu handeln, auch wirklich glaubhaft. Für die CDU/CSU-Bundestagsfraktion brauchen Sie sich, Herr Bundeskanzler, jedenfalls nicht hinter einer amerikanischen Anforderung zu verstecken. Sie können sagen, wie es wirklich ist.«

Viel Phantasie gehört nicht zu der Prognose, daß dieser Streit ein Stoff ist, aus dem noch viele Doktoren der Geschichtswissenschaft gemacht werden. Aus der korrekten Antwort müßte sich, so scheint es, ablesen lassen, ob Deutschland in den jüngsten seiner Kriege getrieben worden ist oder ob es seine Teilnahme betrieben hat. Es scheint aber nur so. Die Antwort heißt nicht entweder/oder, sondern sowohl/als auch. Die Entscheidung der Bundesregierung, gestützt von einer 90 Prozent-Mehrheit des Bundestags, lag im goldenen Schnitt deutscher Interessen und deutscher Möglichkeiten.

Das erste Ziel deutscher Politik ist es, die gewachsene Verantwortung Deutschlands weiter wachsen zu lassen, das heißt: seine Macht in der Welt zu mehren. Das verlangt, an allen Fronten dabeizusein, wo Weltpolitik gemacht wird, auch an den militärischen, und den drängelnden Engländern oder Italienern nicht das Feld zu überlassen. Das zweite Ziel ist es, den gemeinsamen Krieg gegen Dritte zum Geländegewinn im Konkurrenzkampf mit den USA zu nutzen. Das verlangt, den Einsatz gering zu halten und den Eindruck so eindrucksvoll wie möglich, man tue sich schwer und handle nur unter Pression, damit der Haß, den die bombenden USA auf sich ziehen, nicht auch Deutschland trifft. Schröder vor dem Bundestag: *3.900 deutsche Berufs- und Zeitsoldaten ... ist eine Obergrenze, die auf der Basis der konkreten Anforderungen berechnet worden ist. Mir ist wichtig, festzustellen, daß letzte Entscheidungen über Einsätze in vollem Umfang bei der Bundesregierung verbleiben. Ebenso wichtig ist mir, festzuhalten, daß keine Absicht besteht, die militärischen Maßnahmen auf ein anderes Land auszudehnen. Mir ist besonders wichtig, festzuhalten: Es geht weder um eine deutsche Beteiligung an Luftangriffen noch um die Bereitstellung von Kampftruppen am Boden. Es muß deutlich werden: Es geht nicht um irgendeine außenpolitische Strategie; es geht um die Vertretung der eigenen Interessen.*

Des Kanzlers wichtige Worte waren nicht nur an ein paar dissidierende Grüne und Sozialdemokraten gerichtet. Er wird sie ein paar Tage zuvor schon einmal gebraucht haben, bei seinem Besuch in China, von wo er die gute Nachricht heimbringen durfte, daß die Volksrepublik künftig die Hälfte ihrer Devisenreserven in Euro anlegen wird statt in Dollar.

Einer der Dichter, die der Kriegskanzler zu Tisch gebeten hat, ist der Martin Walser. Er äußerte die Ansicht: »Selbst wenn unserer Regierung jetzt nichts anderes übrig bleibt, als ›uneingeschränkt‹ solidarisch zu sein, und wenn sie das nur durch Kriegsbereitschaft auszudrücken vermag, müssen doch wir, die nicht zum Handeln Genötigten, dieses Kriegführen nicht für gut halten.« Über eine andere Rede von Walser hat Gerhard Schröder einmal gesagt, so was dürfe ein Dichter sagen, ein Kanzler leider nicht. Das antiamerikanische Gebrabbel Walsers wird dem »zum Handeln Genötigten« so willkommen gewesen sein wie vor Jahren das antisemitische. Wenn’s in den Krieg geht, ist auf Deutschlands Dichter und Denker auch dann Verlaß, wenn es einmal nicht so scheint.

Konkret 12/01, S. 10

Herrschaftszeiten

Ground Hero

20. August, Edward Said, palästinensischer Starautor, Professor an der Columbia University:

Arafat ist erledigt. Warum geben wir nicht zu, daß er weder führen noch planen noch etwas tun kann, was einen Unterschied machen würde außer für ihn selbst und seine Oslo-Kumpane, die materiell von dem Elend ihres Volkes profitiert haben. Wir brauchen eine einheitliche Führung, um Entscheidungen zu treffen und nicht einfach vor dem Papst oder dem schwachsinnigen George W. Bush auf dem Bauch zu liegen, selbst dann, wenn die Israeli unser heroisches Volk ungestraft töten.

Glücksspirale

29. August, »Frankfurter Allgemeine«:

Die Familien der Selbstmordattentäter erhalten von der beauftragten Organisation eine einmalige Zahlung in Höhe von fünftausend Dollar, unabhängig davon zahlt die palästinensische Autonomiebehörde allen Familien von Märtyrern, ob Selbstmordattentätern oder anderen, eine kleine Rente.

Das Großkapitalisten-Kabinett des Texaners

Rudolf Iljitsch Augstein

Ein Promi

4. September, »Süddeutsche Zeitung«:

Die Universität Bonn ist wegen des Umgangs mit ihrem ehemaligen Studenten Joseph Goebbels in die Kritik geraten. In einer kürzlich erschienenen Publikation stellt die Hochschule den nationalsozialistischen Demagogen und Protagonisten des Dritten Reiches in eine Reihe mit Heinrich Heine, Karl Marx, Konrad Adenauer und Norbert Blüm als »bekannte Bonner Studenten« vor. In einer erläuternden Notiz heißt es dazu nur: »Goebbels war von 1917 bis 1918 Student an der Philosophischen Fakultät. 1933 bis 1945 wurde der enge Vertraute Hitlers Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda und war verantwortlich für die Gleichschaltung der Medien und des kulturellen Lebens.« Mit der deutsch- und englischsprachigen Publikation unter dem Titel »Perspektiven« will die Hochschule Studenten aus dem In- und Ausland sowie Förderer in Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit gewinnen.

Moralknüppel

13. September, dpa:

Der Schriftsteller Martin Walser hat sich bei einer Lesung in Erfurt am Donnerstagabend eine Rangelei mit linken Demonstranten geliefert. Diese warfen dem 74jährigen Antisemitismus vor. Als die jungen Leute das Mikrophon an sich brachten, versuchte der verärgerte Walser persönlich, sie vom Podium zu entfernen. Etwa 30 Polizisten griffen ein und führten die Demonstranten unter dem Beifall des Publikums ab. Fünf von ihnen wurden vorübergehend festgenommen.

Neues aus Deutsch-Südost

17. September, »Der Standard«, Wien:

US-Staatsfeind Nummer eins Osama Bin Laden soll eine 1993 in der Botschaft Bosnien-Herzegowinas in Wien ausgestellte bosnische Staatsbürgerschaft besitzen. Schon vor zwei Jahren schrieb das in Sarajevo erscheinende Magazin »Dani«, daß Bin Laden einen bosnischen Reisepaß besitze. Diese Meldung löste damals kein besonderes Aufsehen aus, weil kein Geheimnis war, daß viele Söldner aus islamischen Ländern am bosnischen Krieg teilgenommen hatten. Quellen in Serbien behaupten, rund 1.500 islamische »Gotteskrieger« hätten sich nach dem Krieg in Bosnien niedergelassen. Sie alle erhielten die bosnische Staatsbürgerschaft. Viele von ihnen sollen den Kontakt zu Bin Laden aufrechterhalten haben.

Man achte bei jedem Schachzug Bushs auf die Ölinteressen seiner Leute

Rudolf Leonid Augstein

Die stärkste der Partei'n

20. September, »Bildzeitung«:

Die deutschen Spitzengewerkschaften haben zusammen nicht mal mehr zehn Millionen Mitglieder. Seit 1991 ging die Zahl der organisierten Arbeitnehmer um ein Drittel zurück.

Egalité

22. September, Dany Cohn-Bendit, deutsch-französischer Grünen-Führer:

Wir sind gegen die Todesstrafe, für wen auch immer. Das gilt für Anarchisten, die von Franco hingerichtet wurden, für Hanns Martin Schleyer, der von Mitgliedern der RAF hingerichtet wurde, für Eichmann und auch für Osama Bin Laden.

Von der Maas ...

25. September, Rußlands Präsident Wladimir Putin in der »Bildzeitung«:

»Ich kenne die Bedenken vieler Intellektueller in Deutschland, die an die Erfahrungen aus der Hitler-Tyrannei erinnern, vor Deutschtümelei und Großmannssucht warnen und eine bescheidene Rolle für Deutschland in Europa und der Welt einfordern. Ich halte diese Position für falsch.«

... bis an die Wolga

25. September, Rußlands Präsident Wladimir Putin vor dem Bundestag:

»Niemand bezweifelt den großen Wert der Beziehungen Europas und der Vereinigten Staaten – nur bin ich einfach der Meinung, daß Europa sicher und langfristig den Ruf eines mächtigen und real selbständigen Mittelpunktes der Weltpolitik festigen wird, wenn es die eigenen Möglichkeiten mit den russischen vereinigen kann.«

Sie sind das Volk

28. September, »Frankfurter Rundschau«:

Erstmals in der Geschichte der schleswig-holsteinischen Justiz wird gegen eine Gruppe junger Ausländer wegen Volksverhetzung ermittelt. Zwei Deutsche, die laut Staatsanwaltschaft »dem Aussehen nach als Skinheads eingeordnet werden können«, hatten drei der Ausländer angezeigt, nachdem sie von ihnen angegriffen und als »Scheiß-Deutsche« bezeichnet worden waren.

Normal im Heil-Bad

28. September, »Frankfurter Rundschau«:

Ein 20jähriger Rechtsextremist hat die Mitglieder eines US-amerikanischen Gospelchors nach dem Konzert im thüringischen Bad Frankenhausen angegriffen. Er bedrohte die fünf dunkelhäutigen Sänger aus New York mit einem Bajonett und beschimpfte sie rassistisch. Nachdem sie in ihren Kleinbus flüchten konnten, versuchte der Täter mehrmals, mit seinem Bajonett in die Seitenscheibe des Busses zu stechen. Die Polizei konnte ihn überwältigen.

Neues zur Judenfrage

Oktober 2001, Interview in »Contraste«, Monatszeitung für Selbstorganisation, mit Christian Sigrist, Soziologe aus Münster:

Sigrist: Das muß einfach mal klar gesagt werden, und ich kann mir das leisten, es gibt einfach zu viele Juden in der amerikanischen Politik. Ich halte es für legitim, wenn sie in der Wissenschaft überrepräsentiert sind, das hat eine kulturelle Tradition, aber es ist nicht gut, wenn jüdische Politiker die Nahost-Politik bestimmen ... Das heißt, hier muß grundsätzlich was geändert werden.

Für den Zweiten Weltkrieg ist Adolf Hitler allein verantwortlich

Rudolf Wladimir Augstein

Deutsche Elite

12. Oktober, »Die Woche«:

Paul Spiegel, der Präsident des Zentralrats der Juden, sieht inzwischen davon ab, bei gesellschaftlichen Anlässen zu sprechen, da er die Intoleranz und die allgemeine Bereitschaft, sie gewähren zu lassen, nicht mehr erträgt. Spiegel war Gastreferent zu einem Abendessen der Deutschen Bank in Düsseldorf. Im Laufe des Abends konfrontierte ihn der Rechtsanwalt Udo von Busekist mit seinen eigenen Erlebnissen in Auschwitz. Als Flakhelfer, verkündete Busekist, habe er dort kaum eine Gewalttat gegenüber Juden bemerkt. Was Paul Spiegel besonders entsetzte, war die Tatsache, daß keiner der Gastgeber, keiner der Gäste ihm beisprang.

Ich bedaure nicht, daß das Symbol der Twin Towers nicht mehr steht, weil sie kapitalistische Arroganz symbolisierten
Wolfgang Wissarionowitsch Joop, Modefuzzi

IM Quax

15. Oktober, »Hamburger Abendblatt«:

Der Schauspieler Heinz Rühmann war nach Informationen der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung« nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Berater des späteren DDR-Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht. Rühmann habe vor der Gründung der DDR in Berlin beim Aufbau von Bezirksverwaltungen geholfen. Ulbricht habe Rühmann als »sowjetfreundlich« eingeschätzt.

Spiel-Führer

16. Oktober, »Hamburger Morgenpost«:

Ist Lothar Matthäus ein Rassist? Beim Skandal-Spiel zwischen seinem Klub Rapid Wien und Austria Salzburg ist der Ehrenspielführer der deutschen Nationalmannschaft nach einem schweren Foul des farbigen Austria-Spielers Maynor Suazo ausgerastet und wurde auf die Tribüne verbannt. »Du schwarze Sau, du bringst mir meine Spieler um«, soll er außer sich gebrüllt haben. Dem Vorwurf, ein Rassist zu sein, sieht sich der Rekordnationalspieler Matthäus nicht das erste Mal ausgesetzt. So soll er einst einen Holländer auf dem Münchner Oktoberfest mit den Worten beschimpft haben: »Ihr seid wohl von Hitler vergessen worden.«

Wertordnung

16. Oktober, »Hamburger Morgenpost«:

815 Millionen Menschen sind nach dem neuesten Bericht der Welternährungsorganisation FAO chronisch unterernährt. Allein in den Entwicklungsländern stagniere die Zahl bei 777 Millionen. Das 1996 beschlossene Ziel, bis 2015 die Zahl der Hungernden auf 400 Millionen zu halbieren, sei damit in sehr weite Ferne gerückt.

Weinzwang

17. Oktober, »Junge Welt«:

Im nordrhein-westfälischen Lüdenscheid wurde einem Arbeiter die Weigerung, an einer verordneten Gedenkminute für die Terroropfer in den USA teilzunehmen, zum Verhängnis. Am 13. September erhielt der 41jährige Metin Serefoglu, der für den Elektronikherstellen Kostal arbeitet, eine fristlose Kündigung. Die Kündigung wurde Serefoglu drei Stunden nach der Schweigeminute per Boten zugestellt – der Betriebsrat hatte ausdrücklich zugestimmt. Serefoglu ist selbst Mitglied der IG Metall.

Theater, essen gehen, Frauen nachjagen

Michael Bloomberg, Bürgermeister von New York, über seine Hobbys

Von lechts nach rinks

31. Oktober, »FAZ«:

30.000 Wähler gingen (in Berlin) von der CDU direkt zur PDS. An ihnen sieht man, was bisher nur Kenner wußten: Die PDS ist auch für konservative Wähler eine Alternative.

Hysteriografie

3. November, »Hamburger Abendblatt«:

Die Angst vor einem Terroranschlag auf Atomkraftwerke hat nach Angaben des Pharmakonzerns Merck inzwischen in Deutschland zu einer deutlichen Nachfrage nach Jodtabletten geführt.

Eros und Thanatos

3. November, »Hamburger Abendblatt«:

Die USA wollen jetzt die Farbe der Lebensmittelpakete ändern, die über Afghanistan abgeworfen werden, um eine Verwechslung mit nicht explodierten Streubomben zu verhindern. Bisher sind beide gelb, die unterschiedliche Form kann leicht übersehen werden. Mit Flugblättern warnen die USA bereits jetzt vor der tödlichen Verwechslung.

Eine Kennerin

5. November, »Der Spiegel«, Leserbrief:

Ich habe sehr mit New York getrauert, weil ich den Krieg kenne. Terror ist Krieg ist Terror. Wieso verstehen die USA jetzt nicht ihrer eigenen grauenhaften Erfahrungen, wohin Bombardierung führt? Sie führt jedenfalls nicht dazu, daß die Bevölkerung sich gegen die eigene Regierung erhebt und sich den Angreifern unterwirft.

Sonja Wallenborn, Köln

Bananen-Republik

7. November, »Tagesspiegel«:

Wie schwer es weniger bekannte Afrikaner im polnischen Fußball haben, mußte der Nigerianer Adeniyi Agbejule vom Drittligisten Hutna Warschau beim Spiel in Bialystok erfahren. Nach seinem zweiten Tor wurde der 20jährige noch auf dem Feld von Hooligans zusammengeschlagen. Wenige Monate zuvor war Agbejule gar von einem Schiedsrichter angepöbelt worden. Als er nach einem Foul am Boden liegen blieb, forderte ihn der Unparteiische zum Weiterspielen auf: »Steh auf – oder muß ich dir erst eine Banane geben.«

Die Begleitung von Damen auf Reisen erhöht natürlich die Kosten beträchtlich

---

Karl Baedecker (1801-1859)

Konkret 12/01, S. 12

Georg Fülberth

Vorteil Komplize

Welche Auswirkungen hat der Eintritt der Deutschen in ihren ersten Krieg außerhalb Europas nach 1945?

Als die USA am 6. November 2001 deutsche Soldaten für den Krieg anforderten (egal, ob von sich aus oder als Reaktion auf eine Andienung aus Berlin), verließ der deutsche Bundeskanzler eine kommode Position, von der manche – er selbst wohl nicht – vorschnell angenommen hatten, er werde sie bis zur nächsten Bundestagswahl beibehalten. Nach dem Beginn der Bombardements im Oktober hatte er sich zunächst darauf beschränkt, seine rückhaltlose Solidarität mit den Vereinigten Staaten zu erklären. Die BRD werde sich nicht von ihrer Verantwortung freikaufen. Sie sei – und hier nickte der Präsident Bush – aus dem Schatten der deutschen Geschichte getreten und auch zur Anwendung militärischer Mittel bereit.

Diese sind zunächst mehrere Wochen lang nicht angefordert worden. Statt dessen ließen sich Schröder, Fischer und Heidemarie Wieczorek-Zeul dabei fotografieren, wie sie in den Nachbarstaaten Afghanistans irgendwelche Gaben verteilten oder versprachen. Hier wurde das Bild eines Landes aufgebaut, das einerseits verbal stramm zu den Vereinigten Staaten stand, andererseits durch deutliche Gesten darauf hinwies, daß es, was deren Krieg angehe, keinesfalls mit diesen verwechselt werden wollte. Seit dem 6. November muß dieses Image einer neuen Tatsache angepaßt werden: der Nachfrage der Vereinigten Staaten und dem Angebot der BRD, von denen nicht ganz klar ist, in welcher Reihenfolge sie stattfanden.

Um das Verhalten der USA und Deutschlands seit dem 11. September zu erklären, sind mehrere Interpretationen möglich.

Variante 1: Die USA praktizieren Unilateralismus und verlangten von ihren meisten Nato-Partnern in den ersten Wochen nur, daß sie sie dabei nicht störten. Lediglich Großbritannien durfte zunächst mitbomben. Dies konnte so verstanden werden, daß eine potentielle Konkurrenzmacht – Europa – gespalten wird: in unsichere Kantonisten, einen etwaigen künftigen Feind: Deutschland, und einen guten Freund, Blair.

Die Heranziehung der BRD seit dem 5. November ändert daran vielleicht nicht viel. Von Unilateralismus ist ja nicht nur dann zu reden, wenn etwa die USA Alleingänge unternehmen, sondern er ist noch eindrucksvoller, wenn sie Widerstrebende zu Komplizendiensten nötigen können, ohne daß diese an den Entscheidungen beteiligt werden.

Variante 2: Das Vorgehen der USA und des europäischen Teils der von ihr zusammengebrachten »Allianz« kann auch als konzertierte Aktion verstanden werden, bei welcher die Vereinigten Staaten in erster Linie das Bomben übernehmen und einige Partner die Nachbarstaaten Afghanistans, in denen es eine Opposition gegen den Feldzug gibt, bei Laune halten. Daß Deutschland jetzt doch in den Krieg zieht, muß dieses Kalkül nicht entwerten. Die Länder der Dritten Welt – auch China – wissen ja ohnehin, daß sie in der Ersten keine Freunde haben, sondern nur Feinde verschiedenen Grades. Also werden sie weiterhin, wie bisher, zwischen Haupt- und Nebenübeln unterscheiden und sich von denjenigen ihrer Gegner, die sich ihnen eher als Komplizen der USA denn als Haupttäter präsentieren, doch das eine oder andere sagen lassen.

Variante 3: Die Europäische Union – und hier vor allem Deutschland – übernimmt die Rolle des etwas milderen Juniorpartners in der stillen Hoffnung, daß die Vereinigten Staaten sich im Kampf gegen die Taliban festrennen, sich in der islamischen Welt isolieren und dort auf Dauer der politischen und ökonomischen Konkurrenz Europas und/oder der BRD unterliegen. Solche Hintergedanken waren einigen deutschen Staatspersonen so deutlich auf die Stirn geschrieben, daß die USA es schließlich für richtig hielten, von ihnen mehr zu verlangen als das bisherige doppeldeutige Schmierestehen. Wenn die von ihnen solcherart Ertappten bei ihren künftigen Kriegshandlungen zuweilen Verdrießlichkeit signalisieren, könnte ihre ursprüngliche Rechnung vielleicht irgendwann doch noch aufgehen.

Variante 4: Burden sharing: Die USA sichern sich eine globale Hegemonie, Deutschland/EU eine regionale, zum Beispiel auf dem Balkan. Daran hat sich auch nach dem 5. November nichts geändert. Allerdings verschiebt sich jetzt vielleicht die Stellung Deutschlands im Verhältnis zu Großbritannien und Frankreich. Anfang November stellte sich heraus, daß nicht nur Blair schon lange bomben ließ, sondern daß auch Chirac und Jospin bereits Truppen in Richtung Afghanistan geschickt hatten. Politiker der kleineren Staaten innerhalb der EU hatten sich bereits beschwert, daß die drei Großen (sogar ohne Italien) konsultierten, ohne daß die anderen zu ihren Beratungen hinzugezogen wurden. Wenn die BRD im Club nicht abfallen wollte, mußte sie irgendwann in den Krieg ziehen. Unter diesem Aspekt wäre es – anders als in Variante 3 – wahrscheinlich, daß Deutschland nicht etwa zur Militärhilfe genötigt wurde, sondern daß sich Schröder darum gedrängt hat. (Eine frühere – danach dementierte – Ankündigung Scharpings, der es besonders eilig hatte, deutet darauf hin.) Das geschah dann allerdings diskreter als das ständige, schließlich ebenfalls erfolgreiche Quengeln Berlusconis, der endlich doch mitmachen dürfen wollte.

Welche Interpretation ist die richtige? Vielleicht keine oder alle.

Politik findet dort statt, wo ein Akteur mehrere Optionen – mindestens aber zwei – besitzt. Hat er nur eine, ist er ein Objekt und hat so viel Verhaltensmöglichkeiten wie ein Automobilist, dem die Hände auf den Rücken festgebunden wurden, im

fahrenden Wagen bei festgeschraubtem Steuer, vernieteten Türen und ohne Bremsen (historisches Beispiel: Erich Honecker). Multiplizieren Sie die Zahl der Akteure mit der unbekannten Menge ihrer Optionen, setzen Sie sämtliche Figuren in alle denkbaren Beziehungen zueinander, gewichten Sie das Ganze nach den Machtunterschieden, die zwischen ihnen bestehen, bewegen Sie es dann auch noch auf einem Zeitstrahl, auf dem sich die Konstellationen ständig verschieben – dann wissen Sie, wie viel Ihre Vorhersagen wert sind.

Berechenbarer sind die Auswirkungen des 11. September und 5. November auf die innenpolitischen Chancen der Bundestagsparteien. Bis zur Reklamation deutscher Truppen durch die Vereinigten Staaten sah es im Hinblick auf das Wahljahr 2002 so aus, als stehe schon jetzt ein Kriegsgewinnler fest: Schröder (obgleich dieser angesichts der gegenwärtigen Agonie der Union einen solchen Schub vielleicht gar nicht gebraucht hätte). Hätte er Deutschland aus dem Krieg der ja nicht allseits beliebten Amerikaner herausgehalten, ohne sich als Feigling vorführen zu lassen, wäre ihm stillschweigend zugute gehalten worden, daß er dadurch die internationale Position Europas, vielleicht sogar der BRD verbessert habe. Öffentlich hätte er das nie geäußert.

Aber das wäre nur eine von zwei Möglichkeiten gewesen, innenpolitisch zu punkten. Die neue Situation hat nämlich ebenfalls ihre Vorteile. Im Kriegsfall herrscht *bipartisanship*, das Volk sammelt sich mehrheitlich hinter der Regierung, gerade die größte Oppositionspartei ist zur Loyalität verpflichtet. Diesen Vorteil hat jetzt die SPD, nicht ihre Koalitionspartnerin. Bei den Grünen sieht es im Augenblick nach einem kollateralen Totalschaden aus. Aber da sie nach einem unerforschlichen, aber offenbar real existierenden Gesetz nicht so schnell untergehen werden, wird es auch diesmal für sie wieder ein Wunder geben. Welches? Das ist – wie man neuerdings in den Halbwissenschaften sagt – »eine spannende Frage«.

Wie gut hat es dagegen jetzt die PDS. Gregor Gysi wird sich in einer stillen Stunde darüber klar werden, daß er für seine Niederlage auf dem Parteitag von Münster 2000 dankbar sein sollte. Sein Erfolg bei der Berliner Wahl am 21. Oktober beruht zur einen Hälfte auf seiner eigenen Leistung, zur anderen aber darauf, daß die PDS sich inzwischen eine zwar wenig reflektierte, doch mittlerweile gefestigte pazifistische Identität zugelegt hat, auf die vorerst deshalb Verlaß ist, weil sie mit dem Selbsterhaltungstrieb der Organisation und auch ihrer Mandatsträger voll vereinbart werden kann.

Vielleicht wäre sogar mehr drin. Statt emotionaler Aufwallung und auch ein bißchen Opportunismus könnte ja auch das Konzept einer intelligenten Friedenspolitik entwickelt werden. Als Voraussetzung hierfür wäre Münster dann eine Art Umgründung gewesen. (Es ist ja wahr: Ich bin unverbesserlich.)

Ein besonderes Kriegsgeschenk für die Regierung besteht darin, daß sie jetzt kein Problem mit der Inneren Sicherheit mehr hat. Bislang lief das so: Spätestens ein Jahr vor Wahlen – im Bund, vor allem aber in den Ländern – wurde sozialdemokratisch geführten Administrationen von der Union oder noch weiter rechts stehenden Parteien vorgeworfen, sie versagten auf diesem Feld. Daraufhin profilierte sich die SPD für Law and Order, verunsicherte damit einen Teil ihres eigenen Anhangs, produzierte Uneinigkeit mit den Grünen und mußte sich anschließend noch vorwerfen lassen, sie sei ja doch nur die Kopie, während Stoiber/Schill das Original darstellten. Jetzt aber braucht sie Innere Sicherheit nicht mehr als Import von rechts zu verkaufen, sondern kann sie als Beitrag zur Atlantischen Solidarität darstellen. Das wirkt nicht mehr verrenkt, und die Union kommt gegen Schily nicht an. Ohne Krieg hätte er es in der eigenen Partei schwerer.

Es kann durchaus sein, daß die leitenden Personen der Regierung, die bekanntlich schon im Sommer 2000 die inhaltliche Arbeit weitgehend einstellten, um nur noch Wahlkampf zu führen, den 11. September und den 5. November ausschließlich unter parteitaktischen Aspekten bedenken, ohne daß sie auf darüber hinausgehende internationale Effekte verzichten müssen. Die kommen dann sozusagen von ganz allein.

Ob einer Macht besitzt, zeigt sich in hohem Maße daran, ob er, wenn die Lage sich schnell ändert, noch eine Hand frei hat. Es sieht so aus, als bestehe Schröder gerade diesen Test. Wie der Kanzler, so der Staat: eine »mittlere Macht«, die sich nicht alles leisten kann, aber viel.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 11/01 über die Neusortierung der Weltherrschaft

Konkret 12/01, S. 14

Andreas von Bülow, Jürgen Elsässer

»Wer waren die Insider?«

Was weiß die CIA über den 11. September? Daß selbst der frühere Bundesminister Andreas von Bülow über diese Frage nicht im »Spiegel« oder »Stern« nachdenken darf, sondern bei KONKRET ein Refugium findet, spricht Bände über die Lage der Nation. Mit ihm sprach Jürgen Elsässer

KONKRET: Beim Terroranschlag auf das World Trade Center ist noch vieles nicht aufgeklärt. So gab es vor dem 11. September Warnungen sowohl des französischen Geheimdienstes als auch des Mossad. Trotzdem waren die US-amerikanischen Behörden offenbar völlig unvorbereitet: keine erhöhte Sicherheitsstufe auf den Flughäfen, eine völlig verschlafene und unprofessionelle Reaktion der Luftraumüberwachung und der Flugabwehr.

Von Bülow: Das Merkwürdige ist, daß die Amerikaner bis zur Tat völlig ahnungslos waren und hinterher keine 48 Stunden brauchten, um der Weltöffentlichkeit den Täter zu präsentieren: Bin Laden und sein sagenumwobenes Terrornetz Al- Qaida. Was die Warnungen etwa des Mossad anging, würde man schon gerne wissen, was die gewußt und was sie weitergegeben haben. Das muß nicht immer dasselbe sein, wie zum Beispiel das Selbstmordattentat islamistischer Täter auf eine US-Kaserne in Beirut Anfang der achtziger Jahre zeigt: Der Mossad wußte im voraus den genauen LKW-Typ samt Farbe, den die Täter später benutzten. An die CIA weitergegeben haben sie aber nur die Warnung im allgemeinen, ohne diese Details.

Warum?

Begründet wird diese Zurückhaltung bei Geheimdiensten mit dem Quellenschutz: Gibt man die Details preis, sind Rückschlüsse auf den oder die Informanten möglich. Daneben spielen die Geheimdienste, auch die westlichen, natürlich oft gegeneinander, ein bisweilen bizarres Machtspiel.

Also wußte die CIA vielleicht auch diesmal gar nicht so viel?

Das will ich damit nicht gesagt haben. Denken Sie etwa zurück an den ersten Anschlag auf das World Trade Center im Jahre 1993. Damals wurde ja die ganze islamistische Bande geschnappt, die die Akion durchgeführt hatte. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß die Kameraden schon lange vorher von CIA und FBI unterwandert waren. Der Bombenbastler war ein Agent provocateur des FBI, dessen Führungsoffizier versprochen hatte, die zur Explosion notwendigen Chemikalien rechtzeitig gegen harmlose auszutauschen, so daß die Täter zwar hätten in die Falle gelockt werden können, Schaden jedoch vermieden worden wäre. Doch das Versprechen wurde seitens des FBI nicht eingehalten. 1.000 Verletzte und einige Tote waren die Folge. Noch eine Seltsamkeit: Die Mitglieder der Terrorgruppe hatten eigentlich Einreiseverbot in die USA gehabt, standen auf einer Liste des FBI und des State Department. Doch die CIA sorgte dafür, daß dieses Verbot umgangen wurde.

Das Grauen des 11. September ist ein Gau der amerikanischen Dienste. Insgesamt gibt es 26 an der Zahl, und sie stehen in Konkurrenz zueinander. Man kann sich schon vorstellen, daß Nichtzyniker an diesem Wirrwarr und Chaos verzweifeln. Wer seinem Staat Terroranschläge vermeiden helfen will, findet sich in einem Sumpf sondergleichen wieder.

Also jeder gegen jeden, und die Terroristen profitieren davon?

Die entscheidende Frage ist doch: Wer sind die Terroristen? Der frühere Chef einer strategischen Einheit zur Bekämpfung der obersten Ebene des internationalen Drogenhandels sagte in einer Kongreß-Anhörung, er habe in seiner dreißigjährigen Tätigkeit für die Drug Enforcement Agency keinen größeren Fall erlebt, bei dem ihm nicht die CIA die Zügel aus der Hand genommen hätte.

Aber am 11. September ging es nicht um ein Drogendelikt.

Bin Laden ist ein Produkt der CIA, geschaffen zunächst im Kampf gegen die Sowjetunion. Es ging dabei nicht nur um die Abwehr der sowjetischen Intervention in Afghanistan. Es ging um die Destabilisierung der UdSSR über ihre Teilstaaten mit muslimischer Bevölkerung. Noch bevor die Kommunisten 1978 in Afghanistan an die Macht kamen, hatte die CIA Unruhen in Afghanistan unterstützt. Die Zentralregierung wurde nicht Herr der Lage. Die Kommunisten kamen ans Ruder, scheiterten ebenfalls und holten die sowjetischen Truppen ins Land. Damit waren sie in die Falle gelaufen, die der damalige US-Sicherheitsberater Brzezinski sich ausgedacht hatte und mit deren Hilfe er ihnen ein russisches Vietnam bereiten wollte. Nun wurden in einer Aktion, die die CIA zusammen mit den saudischen und pakistanischen Geheimdiensten ins Werk setzte und bei der die Finanzierung durch den Drogenhandel eine große Rolle spielte, rund hunderttausend Freiheitskämpfer aus den muslimischen Ländern Nordafrikas und des Nahen Ostens als Söldner zum Kampf gegen die gottlosen Sowjets angeworben. Freiheitskämpfer – in Anführungszeichen. In Wirklichkeit handelt es sich um die Taugenichtse und Raufbolde der gesamten islamischen Welt. Wo immer ein schwarzes Schaf der Familie oder des Dorfes nicht gut tat, lockte der Ruf der Mudjaheddin an den Hindukusch – wo man sich gegen Öl- und Drogengeld nützlich machen konnte. Die Taliban selbst wurden aus den koranstrengen Waisenhäusern Pakistans angeheuert. Osama Bin Laden

war einer der Organisatoren des fundamentalistischen Werbefeldzuges, wobei ihm durchaus gestattet war, seine rund 10.000 Söldner aus militant antiwestlichen, antiamerikanischen Kreisen anzulocken. Teile dieser Truppe wurden eigens in CIA-Lagern für spezielle Aufgaben trainiert. Es handelt sich folglich eher um Desperados als um hochreligiöse Leute. So wie wenn wir die Radaubrüder unserer Fußballstadien zum heiligen Kampf gegen den Islam heranziehen würden. Doch für die Gehirnwäsche des westlichen Publikums mit dem Ziel, den neuen Feind Islamismus im Sinne des »Clash of Civilizations« einzuhämmern, sind sie bestens geeignet.

Sie waren beim Einmarsch der Sowjets in Afghanistan Mitglied der Bundesregierung. Wie hat das Kabinett Schmidt über die Sache diskutiert?

Kaum. Ich erinnere mich nur, daß Washington mächtig Druck auf uns ausübte, wegen Afghanistan die Olympischen Spiele in Moskau zu boykottieren. Wie stark der Druck war, zeigt auch eine andere Episode: Anfang der achtziger Jahre drängte der amerikanische Viersterne-General und Nato-Oberbefehlshaber Haig mit aller Macht darauf, jedes noch so kleine nationale Manöver als Teil seiner großen Nato-Herbstmanöver deklarieren zu können. So kam es, daß an einem Wochenende alles in allem von Norwegen bis zur Türkei rund eine satte Million Nato-Soldaten von Westen Richtung Osten in Bewegung war. Als Staatssekretär erlaubte ich mir anzumerken, daß ich dies für problematisch hielte, zumal westlicherseits alle Warnlampen angingen, sollte der Warschauer Pakt uns ein ähnliches Szenario in Ost-West-Richtung bieten. Die kleine Kritik fand ein weltweites Echo, in den USA und bis nach Hawaii. Als ich kurz darauf dem Weißen Haus einen Besuch abzustatten hatte, lief mir scheinbar zufällig Brzezinski über den Weg mit der Frage: »Are *you* the guy talking about manouvres in Europe?« Aus heutiger Sicht zündelte der Mann schon damals von der europäischen wie der asiatischen Seite. Das geopolitische Spiel findet derzeit seine Fortsetzung in der Nato-Erweiterung bei gleichzeitigem Aufbau von militärischen Positionen in den selbständigen asiatischen Nachfolgestaaten der Sowjetunion.

Ich entsinne mich im übrigen, daß anläßlich der Kontakte zwischen SPD und KPdSU die Sowjets mehrfach deutlich machten, daß sie lieber heute als morgen aus Afghanistan abziehen würden, jedoch das zu erwartende Sicherheitschaos der sich bekämpfenden afghanischen und pakistanischen War- und Drogenlords fürchteten. Sie versuchten, die USA zu einem gemeinsamen Vorgehen zu gewinnen. Doch Washington blieb taub auf diesem Ohr.

Hatte nicht auch der BND seinen Anteil an der Afghanistanoperation der CIA?

Höchstens als Sekundant. Die Deutschen entwickeln zuweilen sentimentale Bindungen zu den leidgeprüften Völkerschaften der Region. Bei Jürgen Todenhöfer, dem inoffiziellen Afghanistanemissär der CDU, kann ich mir durchaus vorstellen, daß er gemeinsam mit den Mudjaheddin am Lagerfeuer saß und Freiheitslieder sang. Die verdeckten Operateure der CIA verfolgen knallhart die verdeckten, demokratisch nicht legitimierten Ziele ihres Landes. Als die CIA einst den 30.000 kurdischen Kämpfern gegen Saddam Hussein nach jahrzehntelanger verdeckter Nutzung im Interesse des Schaft-regierten Iran den Geld- beziehungsweise Drogenhahn zudrehte und Führer und Mannschaften der Vernichtung durch den Diktator preisgab, meinte Henry Kissinger, der Vorgänger Brzezinskis, man solle doch bitte verdeckte Operationen nicht mit Missionsarbeit verwechseln.

Zurück zum 11.9. Mir scheint bemerkenswert, daß Präsident Bush am Tattag nicht nach New York kommen wollte – aus Angst, auch auf ihn beziehungsweise die Airforce One sei ein Attentat geplant. William Safire von der »New York Times« hat recherchiert, daß die Terroristen Informanten in den US-Geheimdiensten gehabt haben müssen.

Das ist durchaus möglich. Noch interessanter scheint mir die Interpretation eines britischen Flugingenieurs zu sein, der behauptet, die Linienmaschinen seien am 11. September nicht gekidnappt, sondern über eine »Hintertür« in den Bordcomputern unter Ausschaltung der Piloten vom Boden aus in die Ziele gesteuert worden.

Das Gegenteil ließe sich leicht beweisen, wenn die Ermittlungsbehörden die Auswertung der Flugschreiber und Voice-Recorder der Flugzeuge drei und vier – die eine ist ins Pentagon gesteuert worden, die andere abgestürzt – veröffentlichen würden. Aber das passiert nicht.

Es gibt eine Reihe ungeklärter Abstürze an der amerikanischen Ostküste, etwa die Swissair-Maschine oder die der Egypt Air. Für die Version des britischen Flugingenieurs könnte auch sprechen, daß die angeblichen Flugzeugentführer offensichtlich gar nicht in der Lage waren, eine Maschine zu steuern. Zeitungen aus Florida berichten, daß die Flugausbildung dieser Leute vollkommen gescheitert sei. Über einen der Verdächtigten sagte die Flugschule, nach 600 Flugstunden hätte man ihm noch nicht einmal eine Cessna anvertrauen können. Über einen anderen hieß es, er sei so dumm, daß Zweifel aufgekommen seien, ob er überhaupt ein Auto zu steuern in der Lage sei.

Dabei muß man bedenken, daß zumindest Maschine Nummer drei ein außerordentlich kompliziertes Flugmanöver durchgeführt hat.

Sie steuerte zunächst das Weiße Haus in Washington an und änderte dann mit einem 270-Grad-Looping knapp über die Telegraphenleitungen hinweg ihren Kurs aufs Pentagon. Das erfordert Können und viel Flugerfahrung. Im übrigen mache

ich mir die Theorie des britischen Flugingenieurs ja nicht zu eigen. Ich behaupte nur, daß die Zweifel und Fragen, die er und andere formulieren, öffentlich debattiert und fachmännisch untersucht werden müssen.

Auch bei den Insider-Börsengeschäften werden keine Fragen mehr gestellt.

In der Tat. In der Woche vor dem Anschlag stieg der Umsatz mit Aktien, die später infolge der Ereignisse im Kurs drastisch abstürzen sollten, um 1.200 Prozent. Die Aktien wurden zum Kurs vor dem Ereignis teuer verkauft, sollten jedoch einige Zeit danach erst übereignet werden. Man konnte sich so als Verkäufer nachträglich zum Crashkurs eindecken und die Differenz als Gewinn einstreichen. Es handelte sich um Aktien der beiden Fluggesellschaften, aber auch der im World Trade Center in je 22 Stockwerken beherbergten Finanzinstitute Morgan Stanley und Merryll-Lynch. Außerdem kauften diese Insider amerikanische Staatsanleihen im Wert von fünf Milliarden Dollar in der Erwartung, daß auf Grund der nationalen Katastrophe ihr Wert steil ansteigen werde. Wer waren die Insider, und über welche Kanäle gelangten sie zu ihrer Kenntnis? Und wo sind die Erkenntnisse der amerikanischen Finanzfahndung, die routinemäßig auffällige Spekulationen auf künftige Terrorereignisse zur Gewinnung von Hinweisen auf Attentate erfaßt?

Bush senior arbeitet über die Carlyle Group, eine internationale Anlagefirma, für die Familie Bin Laden in Saudi Arabien. »Die Vorstellung, daß der Vater des Präsidenten, auch er ein ehemaliger Präsident, Geschäfte mit einer Firma macht, die vom FBI wegen der Terroranschläge am 11. September untersucht wird, ist schrecklich«, schrieb die US-amerikanische Antikorruptions-NGO »Judicial Watch«.

Bush senior ist ein alter CIA-Mann. Er war 1976/77 Direktor der Agency. Bekannt sind seine Verbindungen zum panamesischen Präsidenten Noriega, der auf seinem Staatsgebiet den Drogenhandel nach Amerika und die Landung von Flugzeugen voller Drogengeld zum Zwecke der internationalen Geldwäsche erlaubte. Seine jährlichen 200.000 Extra-Dollars aus CIA-Quellen überstiegen eine Zeitlang das Gehalt selbst des US-Präsidenten.

Es gibt Berichte, daß der Krieg gegen Afghanistan keine Reaktion der USA auf den Terror vom 11.9. ist, sondern bereits vorher geplant war. »Evidence suggests, that Washingon had planned to move against Bin Laden in the summer«, schrieb der britische »Guardian«.

Eine amerikanische Öl- und Gasgesellschaft will seit Jahren Öl aus dem Kaspischen Becken über eine milliardenschwere Pipeline durch Afghanistan zum indischen Ozean transportieren. Die CIA hoffte, die Taliban zum Schutz der Investition nutzen und zugleich die Trasse über das Territorium des »Rüpelstaates« Iran verhindern zu können. Möglicherweise führt ja der Krieg jetzt zu einer neuen Regierung in Kabul, die dem Vorhaben aufgeschlossen gegenübersteht.

Alles in allem kann man davon ausgehen, daß die strategischen Köpfe der CIA in aller Regel den geopolitischen Vorstellungen folgen, die der bereits erwähnte Brzezinski in *Die einzige Weltmacht* niedergeschrieben hat. Dieses Buch ist zusammen mit Huntingtons *Clash of Civilizations* die Blaupause für die verdeckte, letztlich maßgebende US-Außenpolitik der nächsten Jahre und Jahrzehnte: Brzezinski überprüft die wichtigsten Staaten der Reihe nach darauf hin, wer sich zum Gegner der US-Dominanz aufwerfen könnte. Es werden Ansätze gesucht, wie diese potentiellen Gegner geschwächt werden können – er sieht das Ganze als Schachspiel, in dem die Hauptfiguren als Staaten gegeneinander gesetzt werden und innerhalb der Staaten oft ethnische Minderheiten als Bauern Verwendung finden. Man fördert die Scharfmacher unter den Führern von Minderheiten, desavouiert die Friedfertigen, schürt die Leidenschaften, vermittelt Waffen, finanziert über Drogen. Sollte die jeweilige Zentralregierung sich dann gezwungen sehen, zur Erhaltung des Landfriedens etwas robuster vorzugehen, folgt die öffentliche Anklage wegen Verletzung der Menschenrechte. Brzezinski ist wie besessen von der Frage nach der Beherrschung des eurasischen Raums zwischen Atlantik und Pazifik, für ihn der Schlüssel zur globalen Dominanz. Und da der Mensch, fehlbar wie er nun einmal ist, hassen will und muß, bietet der Harvard-Professor Huntington den Islam als neuen Gegner des Westens, dem er das orthodoxe Christentum Osteuropas gleichordnet.

Welche Kontakte zwischen Bin Laden und der CIA gibt es aus der jüngeren Vergangenheit?

»Le Figaro« meint, Bin Laden habe sich noch im Juli dieses Jahres mit dem CIA-Chef in Dubai getroffen. Der CIA-Mann habe sich in seinem Bekanntenkreis dieses Treffens gerühmt.

Wenn Sie auf die Rolle der CIA und anderer westlicher Dienste in bezug auf den 11. September hinweisen, werden Sie sicherlich mit dem Vorwurf konfrontiert, Verschwörungstheorien anzuhängen.

Nicht ich bin derjenige, der eine Verschwörungstheorie vertritt. Vielmehr müssen diejenigen sich den Vorwurf gefallen lassen, die ohne stichhaltige Beweise – jedenfalls wurden bisher keine vorgelegt – eine Bin-Laden-Verschwörung am Werke sehen. Dabei werden wieder die Medien zur Desinformation genutzt. Zum Beispiel las man in der »New York Times«, Bin Laden habe in einer Erklärung die Attentate begrüßt, die Täter als »Helden« gelobt. Die Äußerung wurde von einem in Afghanistan lebenden Palästinenser übermittelt, der weitergab, was ein Freund aus der Umgebung Bin Ladens über dessen Reaktion gehört haben wollte. Zur gleichen Zeit übersetzte der »Bonner Generalanzeiger« die von BBC übermittelte Erklärung Bin Ladens, in der er den Tod Unschuldiger am 11.9. bedauerte. Wieso wählt die »New York Times« die mit hoher Wahrscheinlichkeit verfälschte Nachricht?

Ich behaupte jedenfalls nicht, daß ich Antworten hätte auf Fragen, die in den Medien nicht gestellt werden – mit der Folge daß die Verantwortlichen sich zu überzeugenden Antworten nicht veranlaßt sehen. Statt dessen werden Bilder vermittelt, die den im Sandsturm reitenden Bin Laden zeigen, den apokalyptischen Reiter, den unberechenbaren, hinterhältigen, grausamen neuen Feind!

Warum reagieren die Medien, auch in Deutschland, wie gleichgeschaltet?

Lediglich Frankreich scheint einigermaßen der Hysterie und der uneingeschränkten Gefolgschaft zu trotzen. In der Politik wie in den Medien. Die Wellen der Gleichschaltung habe ich nun schon mehrfach erlebt. Bei der Neutronenwaffe hatte es noch nicht geklappt. Doch anläßlich der Nachrüstung von 100 Mittelstreckenraketen Anfang der achtziger Jahre wurde die Gleichschaltung bereits handgreiflich. Dann bei der Unterdrückung jeder Wortmeldung über den angeblich schnellen Weg zu den blühenden Landschaften. Mit am schlimmsten habe ich die Manipulation aus Anlaß des Golfkrieges empfunden, wo Saddam Hussein nach massiver Aufrüstung durch den Westen unter anderem in die Falle der amerikanischen Botschafterin lief, die ihm zugesichert hatte, daß Grenzstreitigkeiten mit Kuwait die USA nicht kümmerten. Beim Krieg der Sterne unter Reagan und jetzt wieder Bush zeichnet sich dieselbe Tendenz auch in unserer Presselandschaft ab.

Sie haben das Phänomen zutreffend beschrieben, aber noch nicht erklärt.

Von einem Informanten in den USA weiß ich, daß in den größeren Redaktionen und Nachrichtenagenturen eine Person des Vertrauens der CIA sitzt, die in der Lage ist, kritische Angelegenheiten im Zweifelsfall vom Transportband der Nachrichten zu nehmen oder das Totschweigen zu veranlassen. Ob der BND ähnliche Macht hat, weiß ich nicht. Die maßgeblichen Medienzaren der USA sitzen in Beratungsgremien der Geheimdienste. Die CIA hilft ausländischen Journalisten und Nachrichtenagenturen mit Geld auf die Sprünge. Im übrigen stehen Journalisten oft im Klientelverhältnis zu den Diensten. Die heiße Story wird von dort herausgereicht zur angemessenen Verbreitung. Verläßt der Journalist den Mainstream, bleiben die Lieferungen aus. Bleibt er jedoch auf Kurs, wird er zu Hintergrundgesprächen und Konferenzen eingeladen, oft an den schönsten Orten der Welt, in den besten Hotels, mit prominenten Gesprächspartnern. Wer als »Défense intellectual« gilt, hat ein schönes Leben und exklusive Informationen – von Korruption will da keiner sprechen. Aber der Unterschied zu einem Journalisten, der etwa in Frankfurt-Bockenheim an seinem Schreibtisch sitzt und täglich auf sich gestellt seine Informationen zusammensuchen muß, ist beträchtlich.

Ein Weiteres kommt hinzu: Die wichtigste Aufgabe der Geheimdienste ist die Täuschung der Öffentlichkeit. Der eigentlichen Kausalkette soll niemand auf die Schliche kommen. Einen Bergstamm in Burma mit 30.000 Mann zum Kampf gegen den Vietcong zu gewinnen, ist nicht schwer, dazu reicht es, Geld und Waffen bereitzustellen. Viel schwieriger ist es, das Ganze so zu drehen, daß der Dienst nicht selbst als Verursacher und Auftraggeber in Erscheinung tritt. Also dirigiert und finanziert die CIA über raffinierte Umwege. Die mittelamerikanischen Contras bekamen Waffen und Geld über Drogenhändler, die im Gegenzug geschützt vor Strafverfolgung ihre Ware in den USA oder Europa absetzen konnten. Die Wäsche des eingenommenen Drogengeldes wird gedeckt, damit der geheime Kreislauf funktioniert. Alles wird so verwickelt arrangiert, daß jeder für verrückt erklärt werden kann, der die wirklichen Zusammenhänge erahnt oder darstellt. Um so kommoder ist die Welt eingerichtet für Journalisten, die auf dem Schoß der Geheimdienstleute sitzen und auf die Desinformation zum Füllen ihrer Spalten warten.

Sie waren Staatssekretär und Minister. Wie reagieren die Sozialdemokraten ihrer Generation – Leute wie Bahr und Schmidt – auf ihre Recherchen?

Da gibt es keine Reaktion. Wer meine Analyse für richtig hält, müßte auf Gegenkurs gehen. Wer sie für falsch hält, müßte argumentieren können.

Konkret 12/01, S. 17

Jürgen Elsässer

Entscheidend ist die Tat selbst

11. September war da was? Einige Fragen nach den Tätern, nach den Ermittlern und an die Strafverfolger des Anschlags vom 11. September

Eine Katastrophe bedeutet Hochkonjunktur für Philosophen, Ideologen, Schamanen und andere Welterklärer. Der verunsicherte Mensch will wissen, wer das Unglück gebracht hat, damit er ihn strafen oder fliehen kann. Im Krieg gegen Jugoslawien hieß der schnell ausgemachte Schurke Milosevic, seine Terrorbande hieß serbischer Nationalismus. Große Teile der Friedensbewegung übernahmen dieses Feindbild, und so wurde ihre Opposition zum Streit über die rechte Methode, das Übel zu bekämpfen: Hätten nicht Sanktionen ausgereicht? Wäre es nicht besser gewesen, den Diktator ermorden zu lassen? Daß Milosevic und seine Staatsorgane die ihm von der Nato und der Bundesregierung angehängten Verbrechen größtenteils gar nicht verübt hatten, wollte so recht keiner wissen.

Auch nach dem Inferno des 11. September stand der Täter innerhalb von Minuten fest. Und obwohl die US-Regierung bis heute der Öffentlichkeit jeden Beweis für ihre Behauptung, Bin Laden sei es gewesen, schuldig geblieben ist, bestreitet die Friedensbewegung auch dieses Mal die Schuldzuweisung nicht, sondern ruft wieder nur nach anderen als militärischen Waffen zum gemeinsamen Kampf gegen den gemeinsamen Feind.

Dabei steht alles andere als fest, daß die terroristischen Banden Bin Ladens, dem man nach Studium seiner Deklarationen alle scheußlichen Absichten zutrauen darf, auch die Fähigkeit haben, diese Absichten zu verwirklichen. Der Djihadismus – nicht als intellektuelle Pest, sondern als militärische Kraft – ist zunächst nicht mehr als ein artifizielles Monster, das die USA im Nahen und Mittleren Osten (und in Kooperation mit Deutschland auch auf dem Balkan) kreiert haben, um ihre geostrategischen Interessen zu fördern. Die Behauptung, daß dieses Monster sich mittlerweile seines Erzeugers entledigen wolle und selbst die Weltherrschaft anstrebe, vor allem aber, daß es dazu – wie das Massaker vom 11. September zeige – auch in der Lage sei, ist äußerst zweifelhaft.

Soviel ist aus dem Objekt des Angriffs zu schließen: daß die Täter ein Symbol des Westens, des Kapitalismus und der multikulturellen Realität, die in Manhatten augenfälliger ist als an jedem anderen Ort der Welt, treffen wollten. Doch es könnte ein grober Fehler sein, die Feinde dieses zivilisatorischen Modells nur außerhalb der westlichen Territorien zu vermuten. Mörderischer Haß auf die Moderne, auf die Juden und den Melting Pot ist kein Privileg militanter Moslems, sondern findet sich auch bei christlich-weißen Faschisten. Warum also die Mörder vom 11. September und ihre Auftraggeber nur in den Bergen des Hindukusch suchen und nicht auch den Bergen Montanas, wo die rechtsradikalen Militias zu Hause sind, aus deren Milieu der Oklahomabomber Timothy McVeigh stammt, oder auch in einigen Seilschaften amerikanischer Geheimdienste, die seit den Tagen Edgar Hoovers mit dem Nazi-Sumpf osmotisch verbunden sind?

»Entscheidend ist die Tat selbst« – so lautete leitmotivisch der erste Satz in Matthias Küntzels KONKRET-Artikel (11/01), den er leider zugunsten elaborierter Islamstudien schnell vergessen hat. Kehren wir also zu den Fakten des 11. September zurück und damit zu der Frage, ob »die Tat selbst« für die Urheberschaft und gar die alleinige Urheberschaft Bin Ladens und sein Al-Qaida-Netzes sprechen.

Beginnen wir mit dem Todesflug Nummer drei – der Maschine, die einem Teil des Pentagon zerstört. Dieser Jet wechselt erst die Flugrichtung, als die ersten beiden Maschinen bereits ins World Trade Center gecrasht sind – dann aber gleich um 180 Grad. Er fliegt zurück Richtung Ostküste, Kurs New York/Washington. Bis zum Sturz ins Pentagon braucht er weitere 40 Minuten. 40 Minuten, in denen die gesamte zivile und militärische Luftüberwachung schon von dem Anschlag in New York weiß. Aber von den zahlreichen Militärflughäfen rund um die US-amerikanische Hauptstadt, darunter dem bei der CIA-Zentrale in Langley, steigt kein Abfangjäger auf. Todesflug drei bleibt 40 Minuten lang unbehelligt.

Dabei sind bereits um 8.53 Uhr zwei F-15-Abfangjäger vom Stützpunkt Cape Cod vor der Küste von Boston gestartet – zu spät, um die Zerstörung des World Trade Center zu verhindern: Um 9.02 Uhr sind sie noch 100 Kilometer von New York entfernt Warum werden diese Jagdflugzeuge nicht umdirigiert, um Maschine drei vor Washington abzufangen, die seit 8.50 Uhr von den Radarschirmen verschwunden ist und erst um 9.43 Uhr ihr Ziel findet?

Präsident Bush ist bereits kurz nach der Katastrophe unterwegs zu einem verbunkerten Luftwaffenstützpunkt. Den ganzen Tag wird er nicht in New York auftauchen, um vom Ort des Grauens eine Ansprache an die Nation zu halten. Was zunächst wie Verwirrung oder Feigheit aussieht, klärt sich schnell: Telefonisch haben Terroristen gedroht, auch die Airforce One des Präsidenten anzugreifen. Die Drohung wird ernst genommen, weil die Anrufer zu erkennen geben, daß sie den Geheimcode des Präsidenten geknackt haben. William Safire schlußfolgert in der »New York Times«: »Die Kenntnis der Codewörter und der Aufenthaltsorte des Präsidenten sowie der Besitz von Informationen über geheime Verfahrensabläufe deuten darauf hin, daß die Terroristen einen Maulwurf im Weißen Haus haben könnten – oder Informanten in Secret Service, FBI, FAA (Flugüberwachung) oder CIA.«

Auch die 19 mutmaßlichen Kidnapper geben einige Rätsel auf. Nur dreien von ihnen wird bislang eine Verbindung zu Al-Qaida nachgesagt. Noch seltsamer: Alle 19 Namen fehlen auf den Passagierlisten, die kurz nach dem 11. September veröffentlicht werden. Erst nach Wochen werden die Listen komplettiert. Dabei ergibt sich ein neuer Widerspruch: Die Platznummern der mutmaßlichen Entführer stimmen laut BBC nicht mit denen überein, die eine Stewardess per Handy kurz vor der Explosion durchgegeben hat.

Gesetzt, die 19 Verdächtigen flogen mit: Besaßen sie genug Flugerfahrung, um die Maschinen bei ihren zum Teil sehr komplizierten Flugmanövern zu steuern (s. dazu das Interview mit Andreas von Bülow) Angeblich haben einige ihre Flugschulungsunterlagen im am Flughafen abgestellten Auto zurückgelassen. Haben sie bis zum letzten Augenblick gebüffelt? Warum aber sind diese Flugunterlagen in arabischer Sprache abgefaßt? Ist Arabisch zur internationalen Pilotensprache avanciert? Sitzen die Herstellerfirmen der Bordinstrumente und des anderen High Tech mittlerweile in Kairo oder Riad und verfassen ihre Gerätebeschreibungen nicht mehr in Englisch?

Dann das Testament der angeblichen Entführer. Dieses arabische Dokument bleibt so unsichtbar wie Scharpings Hufeisenplan. Alles, was wir zu sehen bekommen – unter anderem auf der Titelseite der »Bild«-Zeitung – , ist das Faksimile einer englischen Übersetzung. Aber selbst diese Fassung macht stutzig: Warum beginnt der Text nicht mit der Formel, die alle strenggläubigen Moslems – so selbstverständlich auch Bin Laden in seinen Ansprachen – anwenden: »Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet.« Auch bei dem sogenannten Anweisungsschreiben für Atta fehlt jede Einleitung. Statt dessen findet sich darin die kryptische Aufforderung, er möge die prospektiven Opfer ausrauben. Liest sich so der Marschbefehl für einen Selbstmordattentäter?

Vermutlich ließen sich manche Ungereimtheiten aufklären, wäre der Inhalt der Flugschreiber und der Voice-Boxes bekannt. Doch obwohl die von den Flügen drei und vier geborgen sind, werden sie von den US-Behörden nicht freigegeben. Die der Flüge eins und zwei sind bislang unter den Trümmern des World Trade Center nicht gefunden worden, vermutlich sind sie verbrannt. Nicht verbrannt ist allerdings der Ausweis eines der mutmaßlichen Entführer, den man unversehrt einige Blocks von Ground Zero entfernt gefunden hat. Er muß beim Absturz aus der Brieftasche des Arabers herausgefallen sein, dann den Weg aus der brennenden Maschine gefunden haben und sich ein feuergeschütztes Plätzchen gesucht haben.

Cui bono? Ein Verbrecher hat ein Motiv. In der Hochzeit des politischen Feuilletons ist es allerdings beinahe schon politisch inkorrekt geworden, nach Interessen zu fragen. Kategorien wie Profitmaximierung, Finanzkapital und Börsenspekulation stehen beinahe schon im Ruch des Antisemitismus. Fragen wir trotzdem: Wie eng waren die Geschäftsbeziehungen der US-amerikanischen Ölindustrie mit den Terroristen der Taliban (siehe den Beitrag von Ralf Schröder auf Seite XX)? Haben sich die Familie Bush und die Familie Bin Laden, die über die Anlagefirma Carlyle so einträchtig an der Rüstung verdienten, jemals überworfen? Was wissen die Herren der Deutschen Bank über Insidergeschäfte vor dem 11. September, die in großem Umfang über ihre US-amerikanische Tochter Banker□s Trust abgewickelt wurden? Und: Welche Rolle spielt »Buzzy« Krongard, seit März dieses Jahres Executive Director der CIA und früher bei Banker□s Trust Anlageberater für schwerreiche Privatkunden? Aus seiner ehemaligen Abteilung wurden viele der verdächtigen Put-Options plaziert.

Einer der ganz offensichtlichen Profiteure der Weltkrise seit dem 11. September ist Pakistan. Das Land wird als Aufmarschgebiet und möglicher Ordnungsfaktor für ein Nachkriegsafghanistan mit Krediten und Hilfsgeldern überschwemmt. Hat die Spitze der US-Administration noch die Kontrolle über ihren langjährigen Partner, den pakistanischen Geheimdienst ISI? »Wer hat Abdul Haq verraten?« fragte die »FAZ« Anfang November. Der Mudjaheddin-Führer war kurz vorher in einer verdeckten Operation nach Afghanistan gebracht worden, um eine zweite Front südöstlich von Kabul aufzubauen. Doch kurz nach der Landung wurde er von den Taliban aufgespürt und liquidiert. Die »FAZ« äußert den »schrecklichen Verdacht«, daß Haq »vom pakistanischen Geheimdienst ISI ... verraten wurde«. Ein Insider: »Die Amerikaner sind äußerst besorgt über ein Leck. Das würde all ihre künftigen Operationen betreffen.«

Nur die künftigen? Oder auch die vergangenen? Am 4. September traf der ISI-Spionagechef Mahmoud Ahmad in New York ein und führte in den folgenden Tagen Gespräche mit CIA- und Pentagon-Vertretern. Nach dem Horror vom 11. September verlor er seinen Posten, angeblich im Zuge einer routinemäßigen Umbesetzung. Die indische Regierung will allerdings von Kontakten General Ahmads zu Mohamed Atta wissen. »Die Beweise, die wir (die indische Regierung) an die USA gegeben haben, bestehen aus weitaus mehr als nur einem Stück Papier, das einen Schurkengeneral zu einem falsch plazierten Terrorakt in Verbindung setzt«, zitierte AFP.

Wesentliche Informationen dieses Artikels □ erdankt der A□ tor Andreas Ha□ □ f seiner Website □ □ □ -medienanal□ se-international.de finden sich alle □ ichtigen Dok□ mente □ □ den Ungereimtheiten der Ermittlungen nach dem 11. September.

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 11/2001 über Bin Ladens Aktivitäten auf dem Balkan

Konkret 12/01, S. 19

Gerhard Scheit

Gesichtspunkt Auschwitz

»Der Vernichtungswahn der heutigen Selbstmordattentäter ist die Säkularisierung der islamischen Religion unter dem Gesichtspunkt von Auschwitz.« Joachim Rohloff meinte in KONKRET 11/01 zu diesem Satz aus meinem Artikel »Das Böse ist nicht das Böse« (»Jungle World«, 2.10.01): »Ein schöner Satz. Ob er auch etwas bedeutet?« Ich will versuchen, es ihm zu erklären

Es setzen sich immer deutlicher zwei Tendenzen durch, die islamistischen Selbstmordanschläge zu rationalisieren: Die eine besteht darin, als Motiv einen allgemeinen, identischen »Irrsinn« zu unterstellen, der dem kapitalistischen System gewissermaßen entspreche beziehungsweise aus der Tatsache entspringe, daß es keine (staats)sozialistische Perspektive mehr gebe. Die andere ist darauf orientiert, einen absoluten Gegensatz zwischen Islam und Zivilisation zu behaupten – und zwar im Sinne einer, wie auch immer begründeten, notwendigen Parteinahme für die Aufklärung und gegen die Religion.

Die einen meinen, die Globalisierung sei jüngeren Datums und habe mit der Welt von Auschwitz nichts zu tun. Und die anderen wollen nicht sehen, daß die fundamentale Trennung von Zivilisation und Barbarei ihrerseits auf einer konsequenten Abstraktion beruht: davon nämlich, daß nach Auschwitz nicht nur Kultur ganz allgemein, sondern jede Religion im besonderen ihren Charakter gewandelt hat, also nicht mehr sein kann, was sie war. Auf der einen Seite wird negative Dialektik gegen eine Tautologie ausgetauscht: Von der Erkenntnis, daß die One World des Kapitals den Terror hervorbringt, flüchtet man in den erkenntnistheoretischen Wahn, selbst außerhalb der One World zu sein. Wer sich außerhalb dessen glaubt, was er erkennen kann, dem wird auch alles eins, was ihm als Gegenstand erscheint: A=A, Aufklärung=Religion, Kant=Khomeini. Und der postaufklärerische Antikapitalist glaubt weder an Gott, noch will er Kant begreifen. Er fühlt sich selbst als Souverän, im Besitz der heiligen Theorie – sei's die vom Klassenkampf oder jene von der Parusie der Krise.

Auf der anderen Seite wird ein manichäisches Gegenüber von Zivilisation und Barbarei, Aufklärung und Mittelalter gesetzt, um sich für die Zivilisation ins Zeug zu legen. Daß diese Zivilisation, die eine des Kapitals ist, die Barbarei stets neu hervortreibt, davon will man hier gewöhnlich nichts wissen. Und wer als Unterschied zwischen Aufklärung und Barbarei allein ein »Glücksversprechen« fixiert, das die Aufklärung auszeichne, begreift nicht die Einheit des Widerspruchs. Auch die Religion – »Seufzer der bedrängten Kreatur« – enthält ja ein Glücksversprechen, nicht zuletzt die muslimische. Aber, und hier liegt das Wahrheitsmoment in der Unterscheidung von Aufklärung und Religion, sie enthält es in einer anderen Form. Das Jenseits, zu dem die Religion das Glücksversprechen macht, setzt tendenziell das mögliche Glück auf Erden außer Kraft und wird zum Motiv des Unglücks. Die falsche Verweltlichung, die vorgetäuschte Revolution, läßt davon nur die Form übrig: Vernichtung des Irdischen. Das ist das Verhältnis, in dem der Nationalsozialismus zum Christentum stand; und auf ähnliche Weise dürfte sich die islamistische Ideologie, der sogenannte Fundamentalismus, zu den islamischen Traditionen verhalten.

Versteht man unter Säkularisierung die Verstaatlichung dessen, was ursprünglich zur religiösen Macht gehört, so ist der islamistische Gottesstaat nicht ihre Zurücknahme, sondern ihre Fortsetzung in Zeiten und in ökonomischen Regionen, worin Staaten permanent in Bandenkriegen zu zerfallen drohen. Der moderne Islamismus, der im Selbstmordattentat kulminiert, hält sie ideologisch zusammen, vereint die herrschenden Rackets mit den Massen – indem er die Gesellschaft auf Vernichtung ausrichtet. Der Nationalsozialismus hat das Paradigma geliefert: Er hat den christlichen Erlösungsglauben in der Vorbereitung und Durchführung von totalem Krieg und Holocaust verweltlicht.

Um die islamistische Ideologie des Selbstmordattentats in ihrem ganzen Wahnsinn zu begreifen, ist nicht so sehr die islamische Tradition von Bedeutung als die Tatsache, daß ein metaphysischer Feind benötigt wird (einer, wie ihn der alte Islam bei allen judenfeindlichen Tendenzen nicht kannte). Und hier hat der größte, der kollektive Selbstmordattentäter – die deutsche Volksgemeinschaft – den Weg gewiesen: Wer Millionen Juden umbringt, braucht sich um die Folgen nicht zu sorgen, wird im Gegenteil ein Wunder erleben. Für die Vernichtung wie für das Wunder fehlen in den islamistischen Staaten allerdings wesentliche Voraussetzungen. Ja, gerade weil diese Voraussetzungen fehlen, nimmt der Vernichtungswahn prononciert religiöse Gestalt an. Solange die Juden nicht systematisch ermordet werden, erscheint ein Judenmörder eben als Märtyrer; solange die umfassende Erlösung von Israel noch nicht umgesetzt wird, kommt der einzelne, der sie nur punktuell vorantreibt, eben ins Paradies.

Das ist ein sehr allgemeiner Erklärungsversuch. Wer sich Beweise erhofft, kann, wo es um den Zusammenhang des Ganzen geht, ohnehin nur enttäuscht werden. Auch von Schuld zu sprechen, ist in bezug auf den Nationalsozialismus gleichsam eine Untertreibung. Um die Zusammenhänge aber konkreter zu fassen, müßte von Untersuchungen wie zum Beispiel dem leider ziemlich vergessenen Buch Robert Wistrichs: *Der antisemitische Wahn. Von Hitler bis zum Heiligen Krieg gegen Israel* ausgegangen werden. Darin wird im einzelnen deutlich gemacht, daß nirgendwo nach dem Ende des »Dritten Reiches« soviel Antisemitisches öffentliche Verbreitung fand wie in den arabischen Staaten. An Figuren wie Anwar al Sadat läßt sich andeutungsweise ermessen, wie wirksam das nationalsozialistische Erbe bei der Genese islamistischer

Ideologie war und weiterhin ist, welche Voraussetzungen es bot und bietet, damit diese sich überhaupt entfalten kann. Der spätere Friedensnobelpreisträger sagte 1953 in einem Interview der Kairoer Wochenzeitung »Al Musawar« über Hitler, auch wenn dieser scheinbar besiegt worden sei, werde er in Wahrheit doch siegen: »Deutschland wird gewinnen, weil seine Existenz für die Erhaltung des Weltgleichgewichts notwendig ist.«

Das Gleichgewicht, für das die deutsche Vergangenheit steht, ist das »Sein zum Tode«, der Vernichtungskrieg – als Antwort auf die Krise des Kapitals. Wie angedeutet: Die islamistischen Staaten sind von ihrer ökonomischen Situation her von den Voraussetzungen Nazideutschlands weit entfernt und werden es auf absehbare Zeit bleiben. Die unmittelbare Gefahr besteht ja auch nicht darin, daß aus einem dieser Staaten ein neues »Drittes Reich« hervorginge, das die Shoah wiederholte, die Gefahr liegt in einer Weltordnung, die schrittweise den Status Israels unterhöhlt. Die heutige Situation des Staats, in den sich die Überlebenden der Shoah geflüchtet haben und potentielle Opfer des Antisemitismus seither flüchten können, macht deutlich, daß es insofern um einen ganz konkreten Bezug und eine ganz konkrete Parteinahme gehen muß, wenn der kategorische Imperativ, alles zu tun, damit Auschwitz nicht sich wiederhole, unbedingt gelten soll.

Gegner der Neuen Weltordnung aber, die behaupten, diese Ordnung habe mit Nationalsozialismus und Shoah nichts mehr zu tun – und darum auch nicht auf die Idee kommen, der Massenmord in New York könne antisemitisch sein; die davon ausgehen, der Antisemitismus sei nur eine beliebige Spielart des allgemeinen Irrsinns oder nach wie vor der Sozialismus des dummen Kerls – solche Globalisierungsgegner sollten endlich offen bekennen, daß sie mit jenem Imperativ gebrochen haben.

Von Gerhard Scheit ist soeben das Buch »Die Meister der Krise. Über den Zusammenhang von Vernichtung und Volkswohlstand« (Freiburg: ça ira) erschienen

Konkret 12/01, S. 20

Matin Baraki

Von Berlin nach Kabul

Kaiser Wilhelm, Kanzler Schröder: Die deutsche Einmischung in Afghanistan hat eine fast hundertjährige Tradition

Das Land am Hindukusch rückte erstmals mit der Hentig/Niedermayer-Expedition 1914/15 in den Blickpunkt der Außen- und Militärpolitik des deutschen Imperialismus. Diese Expedition versuchte vergeblich, Afghanistan als Verbündeten Deutschlands gegen Britisch-Indien im Ersten Weltkrieg zu gewinnen.

Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen erfolgte 1921. Berlin griff die Reformfreudigkeit König Amanullahs auf, initiierte 1924 auf der Grundlage des zuvor abgeschlossenen deutsch-afghanischen Kulturabkommens die Gründung einer deutschen Schule in Kabul und schloß ein Abkommen über den Bau einer Eisenbahn sowie über die Entsendung deutscher Fachkräfte. Es folgte 1926 ein Freundschaftsvertrag. Die Visite Amanullahs in Berlin 1928 intensivierte die Wirtschaftsbeziehungen. Mit keinem anderen Land schloß Afghanistan so weitreichende Wirtschafts- und Handelsverträge ab wie mit Deutschland.

Der neue afghanische König Nader Schaft verfolgte ab 1929 eine Außenpolitik mit probritischem Akzent, ohne dabei jedoch die deutsch-afghanischen Beziehungen zu vernachlässigen. Die geostrategische Bedeutung seines Reiches – an der Grenze zur UdSSR und zu Britisch-Indien – war fester Bestandteil der militärischen Konzeption Deutschlands im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs. Im März 1933 erklärte sich Hitler bereit, für Aufträge Afghanistans an deutsche Firmen einen Zinserlaß für frühere Kredite zu gewähren und Bürgschaften für 1,85 Millionen Reichsmark zu übernehmen; weitere Kredite über 6,5 Millionen Mark folgten 1935. Von größerer Bedeutung war die Übereinkunft in dem als »vertrauliches Protokoll« bezeichneten Vertrag über einen Militärkredit von 15 Millionen Mark an Afghanistan.

Das NS-Außenministerium entwarf im Dezember 1939 »eine generelle Planung für alle Sektoren« des afghanischen Staatswesens und veranlaßte die Verpflichtung deutscher Sachverständiger in afghanische Regierungsdienste. Dadurch sollte ein Netz von Stützpunkten für den Fall eines militärischen Vorgehens geschaffen werden. Außerdem wurde das afghanische Polizei- und Geheime Staatspolizeiwesen von deutschen Polizeioffizieren neu aufgebaut. Sogar die Kontrolle über die afghanische Armee strebten die Deutschen an. Sowohl die afghanische Polizei- und Armeeführung als auch der einflußreichste Repräsentant der afghanischen Bourgeoisie, Sabuli, waren wichtige Verbündete Deutschlands, und für das afghanische Angebot, »im deutschen Interesse alle Möglichkeiten zu mobilisieren«, wurde ein Rüstungskredit über 15 Millionen Mark gewährt.

Am 17. Februar 1941 notierte das Kriegstagebuch des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht: »Der Führer wünscht die studienmäßige Bearbeitung eines Aufmarsches in Afghanistan gegen Indien im Anschluß an die Operation Barbarossa.« Wenig später wurde Afghanistan zum Thema im Generalstab des Heeres, und seit dem Frühjahr 1941 beschäftigte sich das Auswärtige Amt intensiver als zuvor mit einer militärischen Operation in Afghanistan. Die deutschen Pläne, Afghanistan in den Krieg einzubeziehen, scheiterten jedoch.

Nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland erhielt Siemens-Schuckert als erste deutsche Firma einen Großauftrag zur Fertigstellung des bereits vor dem Krieg begonnenen Wasserkraftwerks Sarubi im Osten Afghanistans. Den ersten Handelskredit vergab die BRD 1950, daraufhin wurde 1951 die afghanische Handelsvertretung in München gegründet, und wieder ein Jahr später kam es zum ersten Warenaustauschabkommen. Technische Ausrüstungen für Fabriken wurden in der Folge, bis auf wenige Ausnahmen, in der BRD bestellt.

Ende 1954 wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern wieder aufgenommen. Ein neues Warenaustausch- und Zahlungsabkommen sowie ein Abkommen über die wirtschaftliche und technische Zusammenarbeit führten 1958 zur weiteren Intensivierung der Beziehungen. Im Laufe des ersten Entwicklungsplans 1956-62 wurden diverse Projekte von der BRD unterstützt. So waren westdeutsche Hydrologen im afghanischen Ministerium für Bergbau und Industrie tätig. Auch am Aufbau der Seifen- und Speiseölproduktion im Norden Afghanistans und an der Errichtung eines Elektrizitätswerks und der Starkstromleitung zwischen Kabul und Spinboldak sowie am Aufbau des Telefonnetzes in Kabul war die Bundesrepublik beteiligt. Außerdem kamen Afghanen zur Ausbildung in die BRD, und deutsche Lehrkräfte wurden an die Universität Kabul und an technische Schulen in Afghanistan geschickt.

Während des zweiten Fünfjahresplans 1962-67 verstärkte Bonn seine finanzielle Unterstützung Afghanistans, um im Kalten Krieg das Land auf die Seite des Westens zu ziehen. Ministerpräsident Daud war im Juli 1961 als erster afghanischer Regierungschef in die BRD gekommen. Probleme in den Beziehungen gab es zwar augenscheinlich nicht, dennoch wurde Daud nicht übermäßig herzlich empfangen, war doch Afghanistan noch nicht zur Aufgabe seiner Neutralitätspolitik und zum Beitritt zu einem Militärpakt des Westens bereit.

Der erste bürgerliche Regierungschef Yussuf leitete mit seinem Amtsantritt 1963 auch eine Wende in der afghanischen Außenpolitik ein, die sich fortan stärker am westlichen Lager orientierte. Yussuf erwog sogar eine Assoziierung Afghanistans mit der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und intensivierte auch die Beziehungen zu den engen Verbündeten des Westens in der Region, Pakistan und Iran.

Wirtschaftspolitisch ging die Förderung des Privatkapitals mit der Gewährung günstigerer Investitionsbedingungen für ausländische Unternehmer einher. Die BRD wollte sich in allen Bereichen des öffentlichen Lebens in Afghanistan engagieren, dafür gab sie von 1962-67 Kredite für insgesamt 260 Millionen DM. Trotz dieser jahrzehntelangen Entwicklungshilfe verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage des Landes zusehends, und die Schulden verdoppelten sich innerhalb kurzer Zeit.

Auch als Afghanistan, nach dem Sturz König Sahir Schafts, 1973 Republik wurde und die Anerkennung der DDR zu den ersten außenpolitischen Maßnahmen der neuen Regierung gehörte, änderte sich an der bundesdeutschen Afghanistanpolitik wenig. Bonn blieb darauf bedacht, dem südlichen Nachbarn der Sowjetunion zu einem möglichst großen politischen Handlungsspielraum gegenüber den sozialistischen Staaten zu verhelfen und eine Stärkung der westlichen Position in Mittel- und Südasien zu erreichen, vor allem aber seine langfristigen wirtschaftlichen Interessen zu wahren. Einige der von der Bundesrepublik geförderten Projekte, allen voran die Polizei- und Geheimdienstausbildung, tragen dem Rechnung. Leider fällt die Bilanz dieser alle Bereiche umfassenden Entwicklungshilfe desaströs aus, und es bleibt festzuhalten, daß bundesdeutsche und afghanische Mittel in dreistelliger Millionenhöhe verschleudert wurden.

Nach der Aprilrevolution 1978 in Afghanistan gingen die Westmächte auf Distanz zu Kabul, was die afghanische Regierung zu einer engeren Kooperation mit den sozialistischen Ländern zwang. Die Bundesregierung nahm die Ermordung zweier BRD-Lehrerfamilien durch Mudjaheddin im September 1979 zum Anlaß, die Beziehungen zu Afghanistan einzufrieren. Finanzielle Zusagen wurden zunächst hinausgezögert, später für unbestimmte Zeit ausgesetzt, und am neuen Fünfjahresplan wollte man sich nicht mehr beteiligen.

Nach dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan im Dezember 1979 wurden alle Bundesbürger außer dem Botschaftspersonal abberufen. Die Beziehungen verschlechterten sich weiter, da Bonn die Distanzierung von den sozialistischen Ländern zur Vorbedingung für die Zahlung von Entwicklungshilfe machte. Damit wurde von der BRD das vorläufige Ende der über dreißigjährigen Beziehungen herbeigeführt, und bis zum Sturz Nadjibullahs und der Machtübertragung an die Mudjaheddin im April 1992 änderte sich daran nichts.

Die BRD gab Afghanistan vorläufig für sich verloren und verlagerte ihr politisches und ökonomisches Engagement stärker auf Pakistan und die afghanischen Mudjaheddin. Der pakistanische Militärdiktator Zia ul Haq wurde mit einem umfangreichen Sonderprogramm und das Mudjaheddin-Bündnis via Pakistan unterstützt. Selbst im humanitären Bereich war die Afghanistanpolitik der BRD eindeutig von politischen Interessen geprägt. Obwohl Amnesty International die Lage in Afghanistan 1995 als »Menschenrechtskatastrophe« einschätzte, änderte sich die bundesdeutsche Asylpolitik nach der Machtübernahme durch die Mudjaheddin dramatisch: Wurden bis 1992 Afghanen ohne weiteres als »politisch Verfolgte« anerkannt, tendierte die Anerkennungsquote Ende der neunziger Jahre gegen Null.

Von 1978 an erfreuten sich die Mudjaheddin einer beträchtlichen Sympathie in der BRD. Mudjaheddin-Führer wurden von bundesdeutschen Politikern wie Franz-Josef Strauß, Alfred Dregger, Ernst Albrecht und selbst von Helmut Kohl und Willy Brandt empfangen. Vor allem aber erhielten sie finanzielle, politische und logistische Unterstützung aus dem Budget des Auswärtigen Amtes, die entweder als humanitäre Hilfe getarnt oder durch pakistanische Kanäle geleitet wurde. Die meisten islamistischen Gruppierungen Afghanistans unterhielten in Bonn Büros und ihre politisch-propagandistischen Aktivitäten wurden großzügig finanziert.

Als die Taliban im September 1996 die Hauptstadt Kabul einnahmen, plädierte der ARD-Radiokorrespondent Martin Fritz für ein Arrangement der Bundesregierung mit den Taliban, sogar für deren internationale Anerkennung. Schon vor der Einnahme Kabuls hatte eine Taliban-Delegation in Bonn Gespräche im Außenministerium, im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit sowie mit der Führung der SPD geführt. Zu schriftlichen Vereinbarungen kam es zwar nicht, aber materielle Unterstützung wurde ihnen zugesagt, obwohl die BRD mit der von den Taliban gestürzten Regierung Rabani diplomatische Beziehungen unterhielt und offiziell immer noch unterhält.

Im September 1995 war, wie der Regierungssender »Stimme Afghanistans« meldete, eine geheime Waffenlieferung aus der Bundesrepublik für die Taliban aufgedeckt worden – unter anderem Panzerfäuste und 146 verschiedene Zubehörteile sowie Nachrichtengeräte im Wert von 34,5 Mio. DM, abgewickelt durch Balal Safdar, einen Offizier des pakistanischen Geheimdienstes ISI. Die Rüstungsgüter sollten den Taliban auf dem Flughafen von Kandahar übergeben werden. Siemens verhandelte mit der Taliban-Führung in Kabul über ein neues Telefonsystem, wie Mitte Dezember 1998 durch BBC bekannt wurde. Der Vertreter der Taliban in der Bundesrepublik, Nek Muhammad Nekmal, gab an, Siemens und Hoechst hätten ihm gegenüber ihr Interesse an einem Afghanistangeschäft bekundet. Inzwischen wurde auch ein an Afghanistan interessiertes internationales Firmenkonsortium, Afghanistan Development Co., unter deutscher Führung gebildet, dessen

Experten in Ainak, 35 Kilometer südlich von Kabul, nach Kupfer suchten. Die Mineralogen vermuten ein Vorkommen an Erzen von bis zu 11 Milliarden Tonnen. Nach Gesprächen mit dem Taliban-Minister für Bergbau, Industrie und Telekommunikation begannen die ausländischen Investoren auch in vier weiteren Provinzen mit Vorstudien. Als einer der Firmenvertreter auf die Verletzung der Menschenrechte insbesondere gegenüber Frauen angesprochen wurde, antwortete er lakonisch, er sei Geschäftsmann und kein Politiker.

1998 eröffneten die Taliban mit stillschweigender Duldung der Bundesregierung in Frankfurt am Main eine sogenannte diplomatische Vertretung. Sie stellten Pässe und Visa aus und bedrohten afghanische Emigranten, sollten sie sich irgendwie gegen die Taliban stellen. Afghanische Studenten berichteten, daß sie von den Taliban Morddrohungen per E-mail erhalten hätten, weil sie sich auf ihren Homepages kritisch äußerten. Erst jetzt, nach der Katastrophe von New York und Washington, hat die Bundesregierung die Schließung der Taliban-Vertretung veranlaßt. Der Bundeskanzler und sein Vize fordern jetzt vehement die Beseitigung des afghanischen Terrorregimes, dabei waren dessen Vertreter noch am 17. Juli 2001 zu Geheimverhandlungen nach Berlin eingeladen worden, wie Ende Oktober der ARD-»Weltspiegel« berichtete, und das, obwohl die UN seit Anfang des Jahres verschärfte Sanktionen gegen das Talibanregime verhängt hatten. Ihnen wurde sogar die internationale Anerkennung in Aussicht gestellt, wenn sie bereit wären, Osama Bin Laden fallen zu lassen.

Matin Baraki ist Verfasser des Buches »Die Beziehungen zwischen Afghanistan und der Bundesrepublik Deutschland 1945-1978« (Frankfurt/M. 1996, 709 Seiten, 168 Mark)

Konkret 12/01, S. 22

Jenna L. Brinning

Links & Rights

Gefoppt. Die Kettenbriefangriffe, Lawinenmails und der Schabernack im Netz haben diesen Herbst ihren Höhepunkt erreicht. Von einem Mangel an Informationen kann keine Rede sein; vielmehr wimmelt es nur so von Desinformationen im Mailkasten: Verschwörungstheorien, Kettenlügen und Falschmeldungen verbreiten sich weltweit binnen 36 Stunden. Daß CNN kein veraltetes, sondern aktuelles, von einem Reuters-Team verfilmtes Material von jubelnden Palästinensern am Nachmittag des 11. September in Ost-Jerusalem gesendet hat, ist inzwischen geklärt. Als aber ein Student der brasilianischen Campinas-Universität über www.indymedia.org am 15. September verkündete, seine Dozentin habe dieselben Bilder anno 1991 auf Video archiviert, breitete sich diese Behauptung wie ein Buschfeuer aus: Binnen eines Tages ging sie um die Welt in Form einer E-mail oder eines Bulletin Board Postings, obgleich die Zeitungsente wohl aus einem Mißverständnis entstanden war und der Student seine Aussage wenig später zurücknahm, da kein archiviertes Video nachweisbar war. Ein wesentlich kreativeres Hoax war dagegen das Foto eines Touristen auf dem Dach des World Trade Center – samt gehijacktem Flugzeug im Hintergrund. Neuerdings ist unter www.touristguy.com »bewiesen« worden: Derselbe so bemützte Mann war auch beim Untergang der Titanic dabei! Er war beim Absturz der Concorde vor Ort! Und selbst JFK stand er nah!

Über allerlei Internet Hoaxes informiert www.hoaxbusters.ciac.org, ein öffentlicher Service der Computer Incedent Advisory Capability (CIAC) und des amerikanischen Energieministeriums. Die Hoaxbusters indizieren auf ihrer Webseite jegliche Kategorien von Computer-Hoaxes, einschließlich falscher Virenwarnungen, Scams, Scherzen, Kettenbriefen, Gerüchten und Legenden. Eine umfassende Geschichte digitalisierter Zeitungsenten sowie Hinweise zu aktuellen kursierenden Juxen vervollständigen das Angebot.

Eine noch umfangreichere Site lagert auf dem Server der Technischen Universität Berlin: Ob Pyramidenspiel, Tränendrüsenbrief, Mail-Petitionen, Terrorgerüchte oder die erwähnten Kettenbriefe zu den Anschlägen, nach einem kurzen Besuch bei www.hoax-info.de fühlt man sich in seiner Skepsis der Mailflut gegenüber durchaus bestätigt. An hilfe@hoax-info.de können auch vermeintliche Viruswarnungen zur Prüfung gesandt werden.

In diesem Zusammenhang bietet auch www.snopes2.com Einblick in den Ursprung verschiedenster Gerüchte, widerlegt allerlei Hoaxes und bestätigt die – eher seltenen – wahren Geschichten. Spätestens hier wird klar, daß Oreganoöl und Knoblauch nichts gegen Milzbrandentzündung vermögen, es keinen Anlaß gibt, seine tägliche Briefpost zu bügeln (Anthrax-Schutz!) und, nein, Osama Bin Laden ist auch nicht der Inhaber der Snapples Getränkefirma. Aber das haben wir uns schon gedacht. Nicht wahr?

Konkret 12/01, S. 22

Joachim Rohloff

Die Resonanz der Spirale

Wie zivilisiert die deutsche Zivilgesellschaft auf den islamistischen Terror zu reagieren wünscht, teilt sie auf einer Internetseite mit

Weil man so wenig davon wisse, was zur Zeit wirklich in Afghanistan vorgeht, und inzwischen daran zweifeln müsse, daß die amerikanischen und britischen Bomber überhaupt noch ein Ziel von militärischer Bedeutung finden, bemerkte vor einem Monat das sozialdemokratische MdB Harald Friese, herrsche unter denjenigen seiner Fraktionskollegen, die im August gegen die Entsendung deutscher Soldaten nach Mazedonien gestimmt hatten, große »Ratlosigkeit, die zu Hilflosigkeit und Sprachlosigkeit führt«.

Ihre Rat- und Hilflosigkeit haben die Nachzügler der Friedensbewegung, die sich zuletzt im Krieg gegen den Irak blamierte, seit dem 11. September in aberhundert miserabel redigierten Aufrufen, Deklarationen, Petitionen, Predigten, Mitteilungen an die Presse, Reden und Interviews formuliert. Das einzige Mittel zum Ausdruck ihrer Sprachlosigkeit war die unvermeidlich wiederkehrende Zentralmetapher von der »Gewaltspirale«, die entstehe, wenn die USA auf die terroristischen Anschläge mit einem Krieg antworteten.

Wer diese Texte las, wünschte sich bald, all die gutmütigen Landtagsabgeordneten, Bezirksvorstände, Friedensratschläge, Darmstädter Signale, Gesellschaften für bedrohte Völker, Ärzte ohne Grenzen, Netzwerke, Kooperativen, Bundespräsidenten, Bischofskonferenzen, Attacs und DGBs, wie sie beispielsweise unter der Adresse »zivilisiert.de« versammelt sind, hätten sich rechtzeitig zusammengetan, einen einzigen, nun aber wirklich flammenden Friedensappell verfaßt, den sie dann auch womöglich vor seiner Veröffentlichung noch einmal hätten durchlesen können, um wenigstens die gröbsten Fehler zu beseitigen, und hätten danach ihrer Sprachlosigkeit das Wort entzogen und zumindest für eine Weile geschwiegen.

Ein solches Dokument gibt es tatsächlich. Es heißt »Berliner Aufruf: Internationalen Terrorismus mit zivilisierten Mitteln bekämpfen« und trägt alle pazifistischen Argumente gegen den Krieg in Afghanistan zusammen. Anfang November hatten es ungefähr sechzig Personen unterzeichnet, die Liste reichte von Franz Alt über Micha Brumlik, Roland Claus und Walter Jens bis zu Martin Walser und Christa Wolf. Gewalt, so wird den kriegführenden Staatsmännern ins Gewissen geredet, sei nur im Fall der Notwehr oder der Nothilfe legitim. Die Beachtung rechtsstaatlicher Prinzipien wird angemahnt, Beweise gegen die zu Bestrafenden müßten vom Sicherheitsrat der UN anerkannt werden, zwischen Tätern und Helfern sei zu unterscheiden, diese sollten »durch Druck oder Zuckerbrot dazu gebracht werden, ihre Unterstützung einzustellen«. Es wird die Einrichtung eines internationalen Strafgerichtshofes verlangt. Unbeteiligte Zivilpersonen seien zu schützen. »Absoluten Vorrang« müßten politische und wirtschaftliche Maßnahmen haben, die »einen Ausweg aus der Hoffnungslosigkeit von Armut, mangelnder Bildung und gewaltsamen Konflikten weisen und dafür sorgen, daß dem Terrorismus der Nährboden entzogen wird«. Empfohlen werden »Armutsbekämpfung, Gesundheitsversorgung, Bildung, gerechte Handelsbedingungen sowie Abbau und Prävention von internationaler Verschuldung. Diese Strategie muß sofort mit einem starken Sinal eingeleitet werden.« Ein »zentrales politisches Projekt« einer internationalen Koalition gegen den Terror sei der Friedensprozeß im Nahen Osten. Es »sollte versucht werden, alle wichtigen Organisationen der Palästinenser direkt oder indirekt einzubinden, die sich anderenfalls möglicherweise durch Torpedierungsversuche profilieren würden«.

Die herkömmlichen Mittel des Krieges hätten »in einer Strategie, die sich der genannten Ansätze bedient, nur dann einen Platz, wenn ihnen gegenüber den vorrangigen Maßnahmen noch ein eigenes anwendungsfeld verbleibt«. Denn ein Krieg könne einerseits zwar weitere terroristische Anschläge verhindern, andererseits aber könne er sie überhaupt erst provozieren. Der Krieg jedenfalls, wie er gegenwärtig von den USA in Afghanistan geführt wird, der »Zivilisten gefährdet, Bomben oder Raketen in Städten oder bewohnten Gebieten vorsieht, der zu Kämpfen von Bodentruppen über kleine Spezialeinheiten hinaus führt, dr Flüchtlingsmassen in Elend und Hungertod treibt«, sei »im Rahmen einer Gesamtstrategie ein ungeeignetes, ja kontraproduktives Mittel«. Dasselbe gelte »für jede Waffenlieferung und militärische Unterstützung, die etwa zu einem Gemetzel zwischen den Taliban und der Nordallianz Afghanistans führt«.

Damit hätte es nun sein Bewenden haben können. Berufene hatten wieder einmal ihr Anliegen vorgetragen, von den Verantwortlichen wurde es ignoriert. Schön bunt und blöd wird die Sache aber deshalb, weil auf der genannten Internetseite ein paar Dutzend Links zu weiteren Texten verknotet sind, die den Inhalt des »Berliner Aufrufs« wieder und wieder um und um wälzen. Mancher drückt da in einer höchstpersönlichen Erklärung und in der Sprache, die ihm gegeben ist, die gängigen Phrasen aus, andere protestieren im Namen ihrer Organisation, wieder andere sprechen für Weltreligionen.

Dem offenen Brief des Dalai Lama (»I am at tending a special prayer for the United States and it’s people at our main temple today«) an den amerikanischen Präsidenten verdanken wir, wenn auch sonst nichts, immerhin das Wissen, wie die Gewaltspirale auf pidgin heißt, »cycle of violence« nämlich. Als in Manhattan noch die Feuer brannten, gab unser geistliches Oberhaupt, der Bundespräsident, die Empfehlung, »einmal innezuhalten und nicht zu schnell zu rufen nach

Aktivitäten, die sehr leicht dann Aktionismus werden«. Doch andererseits? »Andererseits darf man jetzt nicht untätig sein.« Dem Christenmenschen fiele vor der Aufgabe, tätig innezuhalten, wohl zuerst das Gebet ein, die maßgeblichen Politiker bevorzugten das schnelle Sitzen. »Die Schnelligkeit, mit der die Botschafter zusammengesessen, mit der die Regierungschefs miteinander das Gespräch gesucht haben, das alles ermutigt mich.« Im übrigen seien nun besonnene Kräfte gefragt, und »besonnene Kräfte sind nicht die, die untätig bleiben, sondern die, die angemessen handeln«. Denn »kluges politisches Handeln ist das wichtigste, wichtiger als jede schnelle militärische Reaktion. Freilich kann das militärisches Handeln nicht in jedem Falle ausschließen.«

Die Gewalt, so lernen wir, wird nicht dann zur Spirale, wenn Terroristen immer wieder grausame Verbrechen begehen, sondern erst dann, wenn ein Staat versucht, weitere Verbrechen gewaltsam zu verhindern. Deshalb erklärte das »Netzwerk Friedenskooperative«, der Krieg in Afghanistan sei »nicht eine geeignete Maßnahme zum Stopp des internationalen Terrorismus sondern der Schritt in die Eskalation der Gewaltspirale«. Sie muß aber endlich »durchbrochen« oder wenigstens durchgebrochen werden. Die Veranstalter der Berliner Konferenz »Gegen Terror Gegen Krieg: Gewaltlose Alternativen zur Vergeltungskette« wissen sogar, wie. Sie empfehlen »einzelne polizeiliche Kommando-Einsätze mit robusten/militärischen Mitteln«, die sie, weil es noch nicht genug Wörter gibt, »Politär-Einsätze« nennen. Fraglich bleibt allerdings, was das Politär ausrichten kann, wenn die Regierung des Staates, auf dessen Territorium ein Haftbefehl vollstreckt werden soll, sich wehrt; womöglich müßte es von der Milizei oder am Ende gar vom guten alten Militär ersetzt werden.

Damit es so weit gar nicht kommen muß, rät das »Internationale Konversionszentrum Bonn«, »die internationalen Unterstützungsnetzwerke des Terrorismus trockenzulegen«. Der Kardinal Lehmann gibt zu bedenken, »das Armutsgefälle in der Welt ist sicherlich eine Brutstätte für den internationalen Terrorismus«. Sein Kollege Manfred Kock von der EKD möchte versuchen, »Haß und Fanatismus als den gefährlichen Brutstätten für terroristische Bewegungen das Wasser abzugraben«. Die Gewerkschaft »Ver.di« verlangt nach »einer neuen, international koordinierten Politik, die den Nährboden aus Ohnmacht, Verzweiflung und Demütigungen zu beseitigen beginnt«. Antje Vollmer findet es hingegen »wichtig, die eigenen Gesellschaften jenen polarisierten Weltbildern und jener Hysterisierung zu entziehen, die der Nährboden für terroristische Rekrutierungen sein können«. Auch Petra Pau neigt zu »zivil-gesellschaftlichen Lösungen, die einer globalen Welt angemessen und geeignet sind, dem Terror den Resonanzboden zu entziehen«. Einsam steht allerdings ihr Parteifreund Carsten Hübner, meint er doch, die ungerechte Weltwirtschaftsordnung sei »für viele Terrorgruppen ein gefundener Transparenzboden«, und fordert er doch »Maßnahmen zur Verbesserung der Lebenssituation der allermeisten Menschen im Süden, um Terrorgruppen und Gewalt den Transparenzboden zu entziehen (massive Aufstockung des Entwicklungshilfeetats)«.

Ob nun das Gefälle der Nährboden des Netzwerks ist oder das polarisierte Weltbild der Resonanzboden der Spirale, in einem stimmen fast alle Zivilisierten überein. Und spätestens wenn sie auf die wahre Ursache des Terrors kommen, sind sie nicht mehr lustig. Antje Vollmer hat erkannt, daß »der Terrorismus ein Urtrauma braucht, mit dem er sich motiviert. Das Urtrauma der islamischen Welt ist der Nahostkonflikt und die Besetzung der heiligen Stätten Mekka und Medina durch sogenannte ›Fremde‹«. Sie meint die Stationierung amerikanischer Truppen in Saudi-Arabien. Die dortigen Herrscher müssen also dadurch, daß sie die Fremden hereinließen, derartig traumatisiert worden sein, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als den Islamismus zu propagieren und den Terrorismus zu finanzieren. Herbert Grönemeyer will endlich wissen, »wann sich Amerika aus dem Mittleren Osten komplett zurückzieht«. Günter Grass behauptet, »solange Ursachen da sind für diesen nachwachsenden Haß, solange die Wut und die zum Teil berechtigte Empörung nicht beseitigt werden, ändert sich nichts. Dazu gehört auch der Mut, Israel endlich dazu zu bringen, seine Besatzungspolitik aufzugeben, die nun schon über Jahrzehnte geht.«

Die Gewaltspirale entstand also nicht am 11. September und auch nicht am 7. Oktober. Ihr Nährboden ist der Tempelberg in Jerusalem. Denn mit Oskar Negt muß man zu der Einsicht kommen, »daß diese Verschärfung der Situation, die dazu führt, daß immer mehr Selbstmordattentäter auftreten, mit der Tempelbergbesteigung von Ariel Sharon begonnen hat«.

P.S.: Fehler in Zitaten (zum Beispiel at tending, it's, fehlende Satzzeichen) sind beabsichtigt, weil im Original vorhanden. Fehler außerhalb von Zitaten sind, wie gewöhnlich, Schlamperei.

Joachim Rohloff hat gerade das Buch »Souveräne. Exemplarische Porträts« (Verbrecher Verlag, Berlin) veröffentlicht

Konkret 12/01, S. 24

Fredrik Roggan

Der Otto-Katalog

Die »Anti-Terror-Pakete« der Bundesregierung schaffen den gläsernen Ausländer und vermessen den Rest der Bevölkerung biometrisch

Nachdem die Rasterfahndung an den deutschen Hochschulen begonnen hatte, sagte ein Berliner Student arabischer Herkunft: »Vielleicht sollte ich aufhören, GEZ-Gebühren zu zahlen.« Damit würde er gegen eine deutsche Vorschrift verstoßen und vielleicht nicht mehr als unauffällig gelten. Er könnte sich auch einen Bart wachsen lassen wie ein Moslem aus dem Bilderbuch. Am besten wäre es natürlich, wenn er Drogen verkaufte und sich dabei erwischen ließe. Dann jedenfalls würde er mit ziemlicher Sicherheit aus dem Raster herausfallen, das gegenwärtig für Verunsicherung bei ausländischen Studierenden sorgt. Tatsächlich heißt es nämlich in einem Beschluß des Amtsgerichts Berlin-Tiergarten, daß verschiedene Stellen des öffentlichen und nichtöffentlichen Bereichs verpflichtet sind, Daten über Personen vermuteter islamischer Religionszugehörigkeit zu übermitteln, die – man mag es kaum glauben – keine Auffälligkeiten im allgemein kriminellen Bereich zeigen. Weiter werden als potentiell »verdächtige« Kriterien genannt: legaler Aufenthalt in Deutschland, keine eigenen Kinder, Mehrsprachigkeit, Studium. Wer sich derart verdächtig unverdächtig verhält, könnte ja immerhin ein »Schläfer«, also »Terrorist im Wartestand«, sein. Die Behörden sprechen von 31.000 islamischen Terrorsympathisanten in Deutschland.

Neben den bereits laufenden polizeilichen Maßnahmen entwickelt auch der Bundesgesetzgeber eine geradezu hektische Betriebsamkeit. Bereits das erste »Sicherheitspaket« mit dem neuen Paragraph 129b Strafgesetzbuch (»Kriminelle und terroristische Vereinigungen im Ausland«) hätte unter normalen Umständen für eine mittelschwere Regierungskrise sorgen müssen. Nimmt die neue Regelung doch unmittelbar Bezug auf den berüchtigten Paragraph 129a Strafgesetzbuch (»Bildung einer terroristischen Vereinigung«), dessen Abschaffung Bündnis 90/Die Grünen noch im Wahlprogramm von 1998 gefordert hatten. Mit guten Gründen, schließlich handelt es sich bei ihm deshalb um einen rechtsstaatlichen Fremdkörper, weil er auch Handlungen im Vorfeld der Vorbereitung von strafbaren Handlungen kriminalisiert. Er war bei den Ermittlungsbehörden daher auch sehr beliebt, um ganze Szenen (insbesondere linke) auszuforschen und auf diese Weise »Soziogramme des Widerstandes« zu erstellen. Zu Verurteilungen ist es in der Vergangenheit aber lediglich in etwa fünf Prozent der Fälle gekommen. Das zeigt, daß es sich schon beim alten Paragraph 129a StGB eher um einen Türöffner für fast unbeschränkte Überwachungsbefugnisse handelt und weniger um eine klassische Strafnorm.

Dasselbe läßt sich auch über Regelungen aus dem zweiten »Sicherheitspaket« sagen, soweit sie in der Öffentlichkeit gegenwärtig bekannt sind. Diese Einschränkung muß deshalb gemacht werden, weil der Wortlaut der geplanten Gesetze zur Zeit noch (vor dem zu erwartenden Kabinettsbeschluß) ein gut geschütztes Geheimnis ist. Immerhin sind seine Kernpunkte nach der Einigung Schilys mit den Grünen bekannt. Angeführt seien hier etwa die erweiterten Befugnisse des Bundeskriminalamts in Zusammenhang mit dem genannten Paragraph 129b StGB und die neue Zuständigkeit für die Strafverfolgung von schwerer Datennetzkriminalität (zum Beispiel das Hacken von AKW-Rechnern). Das Bundesamt für Verfassungsschutz soll das Recht erhalten, auch solche Bestrebungen zu beobachten, die sich gegen den Gedanken der Völkerverständigung oder das friedliche Zusammenleben der Völker richten. Um Geldströme internationaler Terrororganisationen zu erforschen, soll der Verfassungsschutz bei Banken Informationen abfragen und Auskünfte bei Postdienstleistern und Luftverkehrsunternehmen einholen dürfen. Darüber hinaus sollen die Geheimdienste die polizeiliche Inpol-Datei uneingeschränkt nutzen dürfen. Allgemein soll die Polizei einen wesentlich erleichterten Zugriff auf das Ausländerzentralregister erhalten und Fingerabdrücke von Asylbewerbern automatisch mit dem sogenannten Tatortspurenbestand des BKA abgleichen. Wer als Flüchtling also zukünftig in die Bundesrepublik einreist, würde sogleich als potentiell Tatverdächtiger behandelt. SPD-Innenexperte Wiefelspütz räumt ein, daß man damit den »gläsernen Ausländer« einführe.

Der Grundsatz »Jedermann ein Sicherheitsrisiko« soll für immer mehr Gesetze gelten. Das betrifft im Fall des soeben genannten Ayslverfahrensgesetzes lediglich Ausländer, in anderen (auch schon geltenden) Gesetzen aber auch die Bevölkerung mit bundesrepublikanischem Personaldokument. Vom grün abgesegneten Otto-Katalog ist hier die Änderung des Paß- und Personalausweisrechts zu nennen. Dadurch würde die Grundlage geschaffen, computergestützte Identifizierungen, sogenannte biometrische Merkmale, in die Ausweispapiere aufnehmen zu können.

Dies hat aber nur dann einen Sinn, wenn die entsprechenden Daten in einer zentralen Datei gespeichert werden. Nur dann kann die Polizei die mit hohem technischen und finanziellen Aufwand gewonnenen Identifizierungen auch tatsächlich effektiv nutzen. Dabei handelt es sich bei den Fingerabdrücken um ein Persönlichkeitsmerkmal, das unter kriminalistischen Gesichtspunkten zunehmend als veraltet betrachtet wird. Es wird bereits jetzt sukzessive von DNA-Identifikationen abgelöst, denn an fast jedem Tatort hinterlassen Täter auch menschliches Zellmaterial. Es ist daher sehr fraglich, ob oder in welchem Umfang die Fingerabdrücke zukünftig überhaupt noch als Personenerkennung benötigt werden. Was nun die Aufrüstung der deutschen Ausweispapiere angeht, so liegt es nahe, die technischen Möglichkeiten der Biometrie in Form

der Gesichts- und/oder Augenerkennung zu nutzen. Die Daten der solchermaßen erkennungsdienstlich erfaßten Menschen würden auf einem Chip der neuen Ausweise gespeichert und könnten jederzeit mit dem Bestand des Zentralrechners abgeglichen werden.

Mit einer solchen zwangsweisen Vermessung der Individuen würde unser Rechtssystem offensichtlich und endgültig Abschied von der sogenannten Redlichkeitsvermutung nehmen. Diese bedeutet im Prinzip nichts anderes, als daß jeder Mensch so lange als unverdächtig zu gelten hat, wie nicht irgendwelche Umstände, die in seiner Person liegen, das Gegenteil nahelegen. Eine erkennungsdienstliche Behandlung jeder Person impliziert somit die staatliche Unterstellung, daß jeder Bürger irgendwann zum Rechtsbrecher werden kann. Festzustellen ist auch, daß es sich um eine Datensammlung auf Vorrat handelt, denn ob die Sicherheitsbehörden irgendwann auf die entsprechenden Daten zugreifen müssen, steht zum Zeitpunkt ihrer Erhebung ja noch nicht fest. Und hinsichtlich der gegebenenfalls gespeicherten Fingerabdrücke erscheint es naheliegend, daß die Polizei gefundene Tatortspuren zunächst mit diesem Vorrat abgleicht. Auf diese Weise würden zukünftig eine Vielzahl von völlig unschuldigen Personen in das Visier von polizeilichen Ermittlern geraten. Für die davon betroffenen Menschen wird dies – zumindest! – eine empfindliche Einschränkung ihrer Privatsphäre bedeuten.

Erinnert sei an das aus Tampa/USA bekanntgewordene Beispiel, bei dem sämtliche Besucher eines Stadions mittels Videotechnik gescant und auf diese Weise auch einige gesuchte Straftäter gefunden wurden. Der unter bürgerrechtlichen Gesichtspunkten fatale Kreis könnte sich also zum Beispiel mit den polizeilichen Videoüberwachungen im öffentlichen Raum schließen. Die Forderung, die biometrisch vermessenen Menschen planmäßig mit moderner Videotechnik auf Schritt und Tritt zu kontrollieren, wäre dann nur noch eine Frage der Zeit. Kein Mensch könnte mehr wissen, welche Polizeidienststelle was wann und bei welcher Gelegenheit über ihn feststellt. Die geplanten Gesetze im Zusammenspiel mit den technologischen Optionen ermöglichen damit eine innere Zurichtung des Staates, die das Bundesverfassungsgericht in der Volkszählungsentscheidung schon 1983 als verfassungswidrig qualifizierte. Wer unsicher sei – so das Verfassungsgericht – , ob abweichende Verhaltensweisen jederzeit notiert und dauerhaft gespeichert, verwendet oder weitergegeben werden, wird nicht versuchen, durch solche Verhaltensweisen aufzufallen. Dieses Gefühl kennt jeder, der einen Gesprächspartner schon einmal gebeten hat, am Telefon doch nicht »alles« besprechen zu wollen.

An das Trennungsgebot zwischen Polizei und Geheimdiensten als ehemaligem Verfassungsprinzip mag man angesichts der genannten Verschmelzungen gar nicht erst erinnern. Seine polizeimachtsbegrenzende Funktion darf getrost der Rechtsgeschichte zugeordnet werden.

Der Rechtsstaat unterscheidet sich vom Polizeistaat unter anderem dadurch, daß er auf der Vermutung der Rechtstreue der Bürger aufbaut. Insofern aber immer mehr Eingriffe in die Rechte von jedermann auch ohne konkreten Straftatsverdacht vorgenommen werden – neben Schleierfahndung und Videoüberwachung ist die Kontrolle des Telefonverkehrs mit dem Ausland durch den Bundesnachrichtendienst (»elektronische Rasterfahndung«) zu nennen – , mutieren die Individuen von staatsbürgerlichen Subjekten zu Objekten der Polizeiarbeit.

Das gilt bereits vor der Verabschiedung der Otto-Kataloge: Schon heute verhindern weniger die fehlenden Rechtsgrundlagen die Etablierung eines Polizeistaates, als vielmehr die begrenzten personellen und finanziellen Ressourcen von Polizei und Geheimdiensten. Nicht de jure, sondern de facto sind die Grundrechte bislang noch geschützt. Mit der um sich greifenden Sicherheitshysterie werden die Mittel für Big Brother nun aber bereitgestellt.

Fredrik Roggan ist Autor des Buches »Auf legalem Weg in einen Polizeistaat« (Pahl-Rugenstein, Bonn 2000) und Bundesvorstandsmitglied der Humanistischen Union

Konkret 12/01, S. 26

Eckhard Voß

»Pigs are horses«

Wie die anglo-amerikanische Linke den »Krieg gegen den Terror« diskutiert

Drei Feststellungen vorab: Erstens, es gibt noch eine linke Opposition in den USA und Großbritannien -diese befand sich nach der Wahl von Bush und der wachsenden Frustration durch Blair sogar in einem Aufwärtstrend. Zweitens, die anglo-amerikanische Linke ist mit eigenen Positionen in der US-amerikanischen Massenöffentlichkeit deutlich stärker präsent als die deutsche hierzulande. Drittens, die Linke in den USA und Großbritannien ist in pragmatischer Weise darauf ausgerichtet, eine Öffentlichkeit auch außerhalb der eigenen Klientel und Ländergrenzen zu gewinnen. In all diesen drei Punkten unterscheidet sie sich wesentlich vom gegenwärtigen Zustand linker Diskussion in Deutschland.

Ein paar aktuelle Beispiele: Einige Tage vor Abfassung dieses Beitrags (29.10.) war im britischen »The Mirror« - der »Bildzeitung« für Labour-Anhänger - folgendes zu lesen: »Das ist kein Krieg gegen den Terrorismus. Denn wenn es einer wäre, dann müßten die Royal Marines und die SAS die Küste Floridas angreifen, wo mehr CIA-gesponserte Terroristen, ehemalige lateinamerikanische Diktatoren und Folterer leben als irgendwo sonst auf der Welt.« - Aus dem linksliberalen »Guardian« vom 4.10.: »Die 6.000 Menschen, die am 11. September in Amerika starben, waren wertvolle Opfer; sie verdienen zu Recht unser Andenken und eine unnachgiebige Suche nach Gerechtigkeit. Im Unterschied dazu sind aber die 6.000 Menschen, die jeden Monat als Opfer des humanitären Ausnahmezustandes infolge der Politik Washingtons und Whitehalls im Irak sterben, wertlose Opfer, die es nicht einmal wert sind, im >zivilsierten Westen< überhaupt wahrgenommen zu werden.«

Autor dieser Texte ist der australische Journalist John Pilger. Er ist nicht der einzige jener Journalisten-Spezies, die in den angelsächsischen Ländern eine Tradition hat und trotz ihres linken Engagements Anerkennung findet. So wie Pilger für seine Berichte über den schmutzigen Krieg in Ost-Timor ausgezeichnet wurde, so anerkannt sind etwa der unabhängige Autor und Journalist Alexander Cockburn für seine Kenntnis der Außen- und Sicherheitspolitik der USA oder der »Independent«-Journalist und Arabienexperte Robert Fisk, der hierzulande einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangte, weil er der letzte westliche Journalist war, der Bin Laden interviewte. Auch Fisk gehört zu den Kritikern des Krieges gegen Afghanistan. Im Unterschied aber zu den deutschen »Islamexperten«, welche die Ableitung klarer politischer Botschaften scheuen wie der Teufel das Weihwasser, sind diese bei Fisk klar artikuliert, zum Beispiel im »Independent« vom 23.10: »Dieser Krieg ... wird nicht zu Gerechtigkeit fuhren. Auch nicht zu Freiheit. Eher. wird er zur Anhäufung von Toten führen, deren Zahl noch weit über das humanitäre Verbrechen des 11. September hinausreicht. Wie verhalten wir uns hierzu?. Sind wir in der Lage, die Lüge von einem >Krieg gegen den Terror< umzudrehen in einen Krieg gegen Hunger und Tod, auch wenn dies bedeutet, den Tag der Abrechnung mit Osama Bin Laden zu verschieben?«

Aber nicht nur engagierte linke Journalisten finden in den angelsächsischen Ländern immer wieder den Weg in die liberalen Medien, ohne daß sie dabei gleich Moral und Verstand beim Pförtner abgeben, wie das in Deutschland üblich ist. Einige Wissenschaftlerinnen scheuen sich nicht, mit klaren politischen Botschaften zu riskieren, daß dieser oder jener öffentliche Forschungsauftrag verlorengeht. Chalmers Johnson, in den USA ein anerkannter Asienexperte, Gründer des Japan Policy Research Institute und Autor von mehr als einem Dutzend Bücher zur Weltpolitik vertritt in seinem neuesten Buch *Blowback: The Costs arcd Consequences of American Empire* die These, daß die weltweiten Interventionen der US-Außenpolitik und die extensive militärische Präsenz in der Welt zu unvorhersehbaren und nicht mehr kontrollierbaren Konsequenzen führen wird. Dabei nennt er gleich zu Anfang des Buches die gegen Bin Laden gerichteten Bombenangriffe der Regierung Clinton auf den Sudan und Afghanistan 1998 als wahrscheinliche Ursache solcher unkontrollierbaren Reaktionen.

Diese Beispiele zeigen, daß sich oppositionelle Positionen in Großbritannien und den USA nicht auf die hierzulande immer wieder gerne in den Feuilletons zitierten Kritiker des militärischen und kulturellen Imperialismus Noam Chomsky und Edward Said reduzieren. Die vergleichsweise starke Präsenz von politischer Dissidenz in den linksliberalen anglo-amerikanischen Medien verdeutlicht das Übermaß an freiwilliger Unterwerfung unter die herrschende Meinung, welche die »Meinungsmacher« hierzulande an den Tag legen.

Natürlich gibt's, wo so offen debattiert wird, auch die andere Seite. Einer der bekannteren Führer des mitunter heftigen »War of Words« ist der mittlerweile in Washington beheimatete britische Journalist Christopher Hitchens. Hitchens, der in der siebziger Jahren beim linken »New Statesman« in London seine Karriere begann und heute die Weltpolitik vor allem in der einflußreichen linken US-Wochenzeitschrift »The Nation«, aber auch im Lifestyle-Ma gazin »Vanity Fair« kommentiert, mutierte angesichts der Anschläge des 11. September vom kompromißlosen Kritiker der US-Außenpolitik zum bekanntesten linken Bellegerati. Der Anschlag auf das World Trade Centre ist seiner Meinung nach Ausdruck eines »Islamic Fascism« - »Die Bombenflugzeuge von Manhattan sind Ausdruck eines Faschismus mit islamischem Gesicht ...

Was sie am >Westen< verabscheuen ... ist nicht etwa das, was westliche Liberale am eigenen System kritisieren und ablehnen, sondern das, was sie an diesem schätzen und verteidigen müssen: die Emanzipiertheit der Frauen, die wissenschaftliche Rationalität, die Trennung von Religion und Staat« (»The Nation«, 20.9.). Jeder kritische Einwand gegen die Anti-Terror-Politik des Westens ist für Hitchens, der in Deutschland gerade mit seinem Anti-Kissinger-Buch Furore macht, ein unmoralischer Akt: »Ich zögere nicht, diese Mentalität (der Regierungskritiker) bewußt und ohne jede Aufregung als nachgiebig gegenüber Verbrechen und Faschismus zu bezeichnen. Mit solchen Leuten ist keine politische Zusammenarbeit möglich, und glücklicherweise ist eine solche Zusammenarbeit auch nicht notwendig. Was sie denken, ist nicht mehr länger von Bedeutung« (»The Nation«, 24.9.).

Was Hitchens und einige andere prominente Autoren in Rage bringt, ist das Infragestellen ihres einfachen Feindbildes und die Verortung der Anschläge des 11. September in den Zusammenhang einer Weltordnung, für die die USA maßgeblich Verantwortung tragen. Wenn gerade Autoren mit einer US-kritischen Vergangenheit wie Hitchens, Richard Falk (ebenfalls bis dato ein bekannter Kritiker der US-Außenpolitik, der jetzt den Krieg gegen Afghanistan als »gerechten Krieg« begrüßt) oder Salman Rushdi (»die Demütigung Amerikas durch Teile der Linken gehört zu den unerfreulichsten Konsequenzen der terroristischen Attacken auf die Vereinigten Staaten«, »Washington Post«, 2.10.) mit besonderer Wut auf die Thesen ihrer ehemaligen Genossen eindreschen, dann hat das einen einfachen Grund: Ihre Positionen sind geprägt durch große intellektuelle Unsicherheit, oder - wie Chomsky auf Hitchens replizierte -sie »können nicht ernsthaft meinen, was sie sagen«.

Denn sie wissen es eigentlich besser: Sie wissen, daß die Politik des »zivilisierten« Westens geprägt ist durch »Double Standards«, deren Maxime es ist, »die Verbrechen der Feinde zu bestrafen und die Verbrechen der Freunde zu belohnen« (Tariq Ali, »Independent«, 15.9.). Sie wissen, daß die »Terroristen« von heute gestern noch als Freiheitskämpfer galten, denen man jede Grausamkeit gegenüber Zivilbevölkerungen nachsah. Sie wissen, daß die Verhältnisse, welche Selbstmordattentäter und Talibankrieger hervorgebracht haben, maßgeblich durch eine neokoloniale Politik geschaffen wurden: »Die Taliban ... wuchsen in einer Gesellschaft auf, die durch Krieg beschädigt und verwüstet ist. Aus der Sowjetunion und Amerika sind seit über 20 Jahren Waffen und Munition im Wert von 45 Mrd. US-Dollar nach Afghanistan geschwemmt worden . ... Kleine Jungen - viele von ihnen verwaist -, die in solch einer Umgebung aufwuchsen, hatten Gewehre als Spielzeug und haben nie die Sicherheit und Geborgenheit einer Familie kennengelernt, nie die Gesellschaft von Frauen« (Arundhati Roy, »Guardian«, 23.10.).

Die Apologeten des westlichen Djihad wissen natürlich auch, daß in unserer Gesellschaft ein toter Amerikaner mehr zählt als ein toter Afghane. Es ist ihnen nicht entgangen, daß eine halbe Million irakischer Kinder, die in direkter Folge des zweiten Golfkrieges und der Handelssanktionen gestorben sind, bei amerikanischen Politikern keine Gewissensbisse auslösen: In einem CBS-Fernsehinterview wurde die damalige Uno-Botschafterin der USA, Madeleine Albright, 1996 darauf hingewiesen und gefragt, ob diese Tragödie in Kauf genommen werden müsse. Ihre Antwort: »Ich denke, dies ist eine schwierige Wahl aber ich glaube, dieser Preis ist es wert.« Sie wissen oder können zudem wenigstens ahnen, was solche Aussagen im Denken derjenigen Menschen auslösen, die von den »humanitären Aktionen« der USA und ihrer Verbündeten direkt betroffen sind.

Die Verteidiger der westlichen Scheinheiligkeit und des Zynismus, die uns seit dem 11. September täglich in immer neuen Variationen einreden, daß »Pigs are horses. Girls are boys. War is Peace« (Arundhati Roy), haben jedoch ein Problem: Es mag ihnen vielleicht gelingen, die Chomskys, Roys oder Saids in den USA oder Deutschland ins Feuilleton abzuschieben. Außerhalb dieser Homelands der sogenannten Zivilisation aber gewinnen die Stimmen des Dissenses aber mit jedem neuen Bombentag in Afghanistan an Einfluß. Wer das für übertrieben hält, sollte mal einen Blick auf die Internet-Seiten des indischen »Stern«, Gutlook India *(wwwoutlookindia.com),* werfen.

So vehement die Apologeten der »Allianz gegen den Terror« an einer Trennung der Attentate des 11. September von der kolonialistischen Weltordnung arbeiten, der sie entwuchsen, so sehr sollten Linke auf diesem Zusammenhang beharren. In Deutschland kaum wahrgenommen, hat sich die anglo-amerikanische Linke hier verdient gemacht und in vielen Ländern der Dritten Welt einen zunehmenden Einfluß auf die kritische Meinungsbildung gewonnen. Im Unterschied zur deutschen linken Theoriebildung ist der Begriff des Imperialismus für die anglo-amerikanische Linke nach wie vor zentral.

Eckhard Voß schrieb in KONKRET 3/96 über die Europäische Währungsunion

Konkret 12/01, S. 28

Sylke Tempel

Kalte Dusche

Israel streitet über die Folgen der US-amerikanischen Anti-Terror-Politik

Die Rede war noch nicht gehalten, da bemühten sich amerikanische Diplomaten schon um Schadensbegrenzung. Israel ist ein kleines Land, dessen Politiker Diskretion nicht zu ihren hervorragendsten Eigenschaften zählen dürfen. Am frühen Nachmittag des 4. Oktober, für dessen Abend Israels Premier Ariel Sharon eine »äußerst wichtige« Pressekonferenz angesetzt hatte, wußten die Amerikaner schon, welchen Klops ihnen der dicke Premier vor die Haustür legen würde: einen Vergleich Israels mit der Tschechoslowakei 1938. US-Präsident Bush, so sprach Sharon an jenem Abend, ähnle in seinen Bemühungen, eine Anti-Terror-Koalition zu schmieden, die nicht nur »moderate« Staaten wie Ägypten und Jordanien, sondern auch »Schurkenstaaten« wie den Iran oder Syrien umfasse, dem britischen Premier Neville Chamberlain. Der habe am Vorabend des Zweiten Weltkriegs Adolf Hitler mit einer Politik des »Appeasement« zufriedenstellen wollen und dafür den Nazis die Tschechoslowakei überlassen. Israel werde es nicht akzeptieren, auf dem Altar der Anti-Terror-Koalition geopfert zu werden.

Bruce Riedel, Direktor für Nahostangelegenheiten im US-Sicherheitsrat, so berichtete die »Jerusalem Post« später, habe sofort Sharons Berater Danny Ayalon angerufen und um Schadensbegrenzung gebeten. Ayalon versprach einen Rückruf. Der kam nie. So holte sich die israelische Regierung eine der kältesten Duschen in der Geschichte der amerikanisch-israelischen Beziehungen. Bush veranlaßte eine Reihe kühler Zurückweisungen, die in einer Pressekonferenz in Washington am nächsten Tag gipfelten, auf der Sharons Bemerkungen als »absolut unakzeptabel« bezeichnet wurden.

Gäbe es Therapeuten für ganze Länder, müßte Sharon stellvertretend für seine Gesellschaft auf die Couch. Denn daß das kleine Israel von seinem großen Bruder Amerika eine ordentliche Abfuhr für seine Trotzhaltung gegen Bush kassieren würde, war von vornherein klar. Warum also die Provokation? Aus Kränkung wohl, aus einem Gefühl heraus, gerade noch zum ersten Mal so richtig verstanden worden zu sein und deshalb einen sicheren Platz an der Seite Amerikas beanspruchen zu dürfen, nur um sich im nächsten Moment unter den Schmuddelkindern wiederzufinden, mit denen anständige Menschen nicht spielen dürfen. Während die »Feinde« getätschelt und umschwärmt werden.

Nur eine Woche nach dem 11. September schrieb Jossi Alpher, ehemaliger Direktor des »Jaffee Center for Strategic Studies«, des Jerusalemer Büros des »American Jewish Committee« und ein angesehener Amerikakenner: »Zuerst einmal werden die Beziehungen zwischen der Bush-Administration und Israel nach den Attentaten sicherlich enger werden. Auch wenn es einen riesigen Unterschied in der Größenordnung gibt, so liegen doch die Ähnlichkeiten zwischen den Selbstmordattentaten auf das World Trade Center und auf die Tel Aviver Diskothek Dolphinarium oder die Pizzeria Sbarro in Jerusalem auf der Hand.« Und weiter, da ja für Alpher klar war, daß die USA und Israel gegen einen gemeinsamen Feind, nämlich gegen radikale Islamisten kämpfen würden: »Wir könnten zum ersten Mal eine offene militärische Zusammenarbeit der Israelis mit den USA und den westlichen Mächten gegen ein islamisches Land sehen.«

Welch ein Irrtum. Der Großteil der amerikanischen Öffentlichkeit drückt zwar in jeder nach den Attentaten durchgeführten Meinungsumfrage mehr Sympathie für Israel aus als je zuvor. Aber das steht im klaren Gegensatz zur Politik der Bush-Administration. Nicht nur machte sie, um die Unterstützung arabischer Staaten nicht zu gefährden, frühzeitig klar, daß Israel keine prominente Rolle in der Anti-Terror-Koalition spielen würde. Sie ließ die israelische Regierung auch wissen, daß sie nicht daran denke, Jerusalem über mögliche Militärschläge vorab zu informieren – selbst wenn, im Falle beispielsweise eines (bisher noch nicht ernsthaft erwogenen) Schlags gegen Iraks Diktator Saddam Hussein, mit einem gegen den jüdischen Staat gerichteten Vergeltungsschlag zu rechnen wäre. Nicht nur das: Mehr als einmal machte die Bush-Administration, voran US-Außenminister Colin Powell, klar, daß man den Nahostkonflikt zwar nicht für eine Ursache islamisch-radikalen Terrorismus halte, daß man aber ganz und gar nichts dagegen hätte, wenn die beiden Seiten sich endlich wieder an den Verhandlungstisch setzten. An dieser Front habe im Augenblick vor allem eins zu herrschen: Ruhe. In Washington wünscht man sich derzeit nichts weniger als Bilder von israelischen Panzern in palästinensischen Städten.

Jetzt ist Sharon beleidigt, Israels Rechte bockig, die Linke zufrieden und ein Großteil der Israelis, die Masse der Wechselwähler in der Mitte, besorgt. Die Linke wünscht sich schon lange mehr Druck der Amerikaner. Sie empfand Sharons Bemerkungen zum einen als lächerlich, zum anderen als hilfreich, weil sie die USA so verärgern mußten, daß sie in einer »jetzt erst recht-Attitüde« endlich Druck auf Sharon ausüben würden. Der Rechten war das amerikanische Engagement im Friedensprozeß dagegen schon immer ein Dorn im Auge. Sie fürchtet, daß die Bush-Administration wirklich ihre Zurückhaltung aufgeben und beispielsweise mit einer Aussetzung der Auslandshilfe in Milliardenhöhe ein Friedensabkommen zu »erpressen« versuchen könnte. Sharons Tschechoslowakeibemerkung spiegelt genau ihre Empfindungen wider, denn sie hatten das Beispiel schon selbst bis zur Erschöpfung ge- und mißbraucht: Israel führt einen einsamen Existenzkampf, Arafat ist Hitler, und das Osloer Abkommen ähnelt dem Münchner Abkommen.

Die Mehrzahl der Israelis aber will vor allem eines nicht: eine Verschlechterung des Verhältnisses zu den USA. Hardliner Yitzchak Shamir wurde nicht deshalb aus dem Amt gewählt, weil er während der Madrider Friedenskonferenz von 1991 mit allen Tricks einen sinnvollen Dialog mit den Palästinensern zu verhindern gewußt hatte, indem er vor jeder Verhandlungsrunde eine neue Siedlung bauen ließ, sondern weil er die amerikanische Regierung damit so verärgerte, daß sie ihre Darlehensbürgschaften für Israel strich. Benjamin Netanyahu wurde ebenfalls nicht aus dem Amt gejagt, weil er den Osloer Friedensprozeß verschleppte, sondern weil dadurch selbst ein dem jüdischen Staat so wohlgesonnener Präsident wie Bill Clinton jegliche Geduld mit der arroganten Bräsigkeit Netanyahus verlor und ihn am Ende nicht einmal mehr im Weißen Haus empfangen wollte. »Israelis halten es nicht aus, von den USA nicht geliebt zu werden«, konstatiert Alpher heute trocken.

»Acht Monate lang segelten Ariel Sharon und George W. Bush auf einer Flitterwochen-Kreuzfahrt«, schrieb deshalb sogar eine Kommentatorin der eher rechtslastigen »Jerusalem Post«. Denn Bush juniors Politik der Nichteinmischung kam nur der harten Linie Sharons zupaß. »Am 4. Oktober, dem Tag der unseligen Tschechoslowakeirede, sank das Schiff.« Jetzt versucht das israelische Außenministerium, den Kahn wieder flottzumachen – nur konnte man sich bislang nicht auf die richtige Strategie einigen. Die einen verweisen darauf, daß Israel im amerikanischen Kongreß größere Unterstützung denn je genießt – auf die die Bush-Administration letztendlich Rücksicht nehmen muß. Sie haben nichts gegen eine israelische »Low-profile-Politik«, schließlich führten die USA ja einen Kampf auch gegen Israels Feinde, die radikalen Islamisten. Die andere »Denkschule« möchte eher an Sharons Linie festhalten und darauf insistieren, daß auch Israel einen Platz, wenn auch einen nicht so sichtbaren, in der Anti-Terror-Koalition habe, und so die USA von der Richtigkeit der Klagen Sharons überzeugen. Denn die USA profitierten ja vom Informationsaustausch der »befreundeten Geheimdienste« CIA und Mossad. Die »Tschechoslowakeifans« finden es absolut richtig, daß Sharon, mit etwas harten Worten zwar, einige »Tatsachen« klarstellen wollte: daß Arafat der Bin Laden Israels sei und dass Israel, genau wie die USA, ein Recht zur »Selbstverteidigung« habe. Im Zweifelsfall ebenfalls mit harschen militärischen Mitteln – genau wie die USA in ihrem Kampf gegen die Taliban.

Die Diskussion im israelischen Außenministerium drückt sich in einer Art Doppelpolitik Sharons aus: Als Vergeltung für den Mord an Tourismusminister Rechavam Zvi läßt er zum Entsetzen der Bush-Adminstration seine Panzer in palästinensisch-autonome Gebiete rollen. Wobei nicht klar ist, was er damit eigentlich erreichen will. Zur gleichen Zeit redet er als erster Politiker des rechten Likud davon, daß die Israelis die einzigen seien, die »den Palästinensern einen Staat geben würden. Im Gegensatz zur britischen Mandatsmacht oder den ehemaligen Besatzermächten in West Bank und Gazastreifen, Ägypten und Jordanien.«

Nur läßt sich die Bush-Administration von Sharons Doppelstrategie nicht beeindrucken. Ohne Frage hätten die Israelis ein Recht, islamistischen Terror zu bekämpfen. Inzwischen sind ja, wohl auch auf Druck der Israelis, die libanesische, vom Iran unterstützte Hisbollah und die palästinenischen Islamisten von Hamas und Djihad al-Islami auf die US-Liste der zu bekämpfenden Organisationen geraten. Die – egal ob von Djihad al-Islami, Hamas oder Hisbollah – bomben ja schließlich nicht, um am Ende zu einem Kompromiß zu gelangen, sondern um jeglichen Kompromiß zu verhindern. Doch der Arafat-Bin-Laden-Vergleich zieht schon deshalb nicht, heißt es im Weißen Haus und im State Department, weil es weder mit Bin Laden noch mit den Taliban etwas zu verhandeln gibt. Ganz im Gegensatz dazu hätten sich der PLO-Chef und einige israelische Regierungen auf einen Verhandlungsprozeß geeinigt, zu dem man nun wieder zurückkehren müsse. Unausgesprochen ist die Lektion für Sharons Regierung allerdings noch klarer: Solange sie weiter Siedlungen in den besetzten Gebieten baut, ohne konkrete Verhandlunsangebote zu unterbreiten, handelt es sich bei der Politik der harten Hand in den besetzten Gebieten nicht nur um einen »Anti-Terror-Kampf« oder gar um schiere Selbstverteidigung. Sondern auch um den Versuch, den eigenen Extremisten weiter ein Leben in subventionierten Häuschen auf gestohlenem Grund zu ermöglichen.

Silke Tempel schrieb in KONKRET 11/01 über die internationale Isolierung Israels

Konkret 12/01, S. 30

Dan Shueftan, Jürgen Elsässer

»Wir müssen uns zurückziehen«

Gespräch mit Dan Shueftan über die Folgen des »Kriegs gegen den Terror« für Israel

KONKRET- Anfang Oktober hat Ministerpräsident Sharon sich über die Z Anti-Terror-Politik der USA beklagt und vor einem neuen »München« gewarnt. War das nur Rhetorik, oder stand dahinter eine ernsthafte Sorge, daß Israel von den USA geopfert werden könnte wie 1938 die Tschechoslowakei von Großbritannien?

Shueftan: Ich glaube, das war ein Fehler. Bush ist kein Chamberlain. Amerika ist nicht England. Außerdem: Israel kann man nicht so einfach im Stich lassen, denn Israel ist kein schwacher Staat. Vor allem aber: Arafat ist kein Hitler. Nicht, weil er nicht will, sondern weil er nicht kann. Arafat ist ein böser, aber nebbicher Typ. Deswegen ist dieser Vergleich unangebracht.

Die Weltpolitik hat sich in den Jahrzehnten seit 1938 weiterentwickelt. Die Souveränität von Staaten wird nicht mehr unbedingt durch Annexionen bedroht, sondern vor allem durch die Stationierung sogenannter internationaler Friedenstruppen. Muß Israel nicht befürchten, daß sich ohne den Rückhalt der USA die Europäer mit ihrer Position durchsetzen, wonach Blauhelme etwa auf dem Golan und auf der Westbank stationiert werden sollen?

Israel läßt sich von den Europäern zu so etwas nicht zwingen. Die Israelis nehmen die Europäer nicht immer ganz ernst, weil sie, als es die Sowjetunion noch gab, nicht in der Lage waren, sich selbst zu verteidigen. Im übrigen ist ein Bruch zwischen Israel und Amerika nicht vorstellbar. Seit den fünfziger Jahren hat Amerika keinen brutalen Druck auf Israel ausgeübt. 1956 gab es eine große und sehr schädliche Krise, weil die Amerikaner damals ohne politischen Erfolg Israel aus dem Sinai hinausgetrieben haben, so daß Nasser sich als Sieger darstellen konnte. Aber seit dieser Zeit haben die Amerikaner nur relativ milden Druck auf Israel ausgeübt.

Um ein wichtiges Beispiel zu nennen: Als die Iraker 1981 ihre Atombombe bauen wollten, waren die Amerikaner gegen jeden israelischen Angriff. Israel hat trotzdem angegriffen und den Atomreaktor in Bagdad zerstört. Die Amerikaner haben sich geärgert. Es gab sogar Sanktionen, allerdings nur für eine sehr kurze Zeit. Und dann haben sich die Amerikaner beruhigt. Später haben sie verstanden, daß Israel nicht nur das Beste für Israel getan hat, sondern auch das Beste für Amerika und den Rest der Welt.

Sie sprechen über die Vergangenheit des israelisch-amerikanischen Verhältnisses. Aber hat die Lage sich nicht seit dem Zusammenbruch der Bipolarität geändert? Israel war während des Ost-West-Konflikts ein Vorposten des Westens, doch seither ist sein strategischer Wert gesunken.

Auch in der neuen Realität ist Israel noch immer von großer Bedeutung für Amerika, denn mit Israel hat Amerika einen Verbündeten in einer sehr wichtigen Region der Welt, der demokratisch, stark, stabil, unabhängig und zuverlässig ist. Israel und die USA haben einige unterschiedliche, aber größtenteils gemeinsame Interessen.

Zur Zeit können die Araber nur sehr schwer tun, was sie immer getan haben: Krieg gegen Israel führen. Früher galt: Wenn sie den Krieg gewinnen, wunderbar, und wenn sie ihn verlieren, auch kein großes Problem, denn dann wird ihnen die Sowjetunion eine neue Armee schenken. Würde jedoch heute zum Beispiel Syrien einen Krieg gegen Israel anfangen, dann würde es sehr rasch ein Staat ohne Militär sein - ein unmöglicher Staat also, denn in der arabischen Welt hat nicht der Staat sein Militär, sondern das Militär seinen Staat.

Ist auch die Gefahr eines Angriffskrieges gegen Israel gegenwärtig gering, bleibt doch die Frage, wie es sich mit großangelegten terroristischen Aktionen, in der Art des ll. September, verhält.

Wir leben in einem Teil der Welt, wo Terrorismus eine alltägliche Realität ist. Was man Frieden nennt, gibt es nicht einmal unter den Arabern oder zwischen den arabischen Staaten. Man müßte also ganz naiv sein, wollte man erwarten, daß die Araber gegenüber den Juden netter sein könnten als gegenüber ihren Brüdern. Daß es keinen arabischen Terrorismus mehr

gibt, ist heutzutage überhaupt nicht vorstellbar.

Natürlich beeinträchtigt das die Lebensqualität der Israelis. Aber bedroht es die Existenz Israels? Keineswegs. Was nötig ist, damit wir mit dem arabischen Terrorismus fertigwerden, ist nur, daß man uns nicht daran hindert, ihn zu bekämpfen. Dieser Hinweis richtet sich vor allem an die Europäer.

Reden wir über die Terrorismusbekämpfung. In den achtziger Jahren hat die israelische Regierung im Kampf gegen den PLO-Terrorismus als Gegengewicht den Aufbau der Hamas gefördert. War das nicht ein riesengroßer ....

Das ist eine Legende, die fast alle Journalisten glauben, auch israelische. Das war nicht der Fall. Aber ich weiß, daß diese Legende sich nicht mehr ausrotten läßt.

In einer aktuellen Analyse gehen Sie davon aus, daß sowohl die Politik des Likud mit dem Ziel eines Groß-Israel gescheitert ist als auch der Oslo-Prozeß, den die Arbeitspartei mit vorangetrieben hat.

Beide Illusionen, beide Möglichkeiten, die ich nie unterstützt habe, sind zerstört. Schon in den zwanziger Jahren haben wir die Chance verloren, das ganze Gebiet zwischen dem Jordan und dem Mittelmeer zu einem jüdischen Staat zu machen. Da damals, als es noch möglich gewesen wäre, relativ wenige Juden nach Palästina gekommen sind - das war der große Fehler des jüdischen Volkes in den zwanziger Jahren -, war schnell klar, daß ein sehr großer Teil Palästinas permanent arabisch bleiben würde. Das hat Ben Gurion verstanden. Als Israel im März 1949 das ganze Gebiet zwischen dem Jordan und dem Mittelmeer hätte erobern können, war er klug genug, es nicht zu tun. Er hat verstanden daß hier zwei Völker leben, daß diese Völker nicht miteinander, sondern nur nebeneinander leben können. Daher sein weiser Entschluß, das Land zu teilen.

Die Illusion des Wegs von Oslo besteht darin, daß man Frieden bekäme, wenn man den Palästinensern praktisch alles anböte, was sie im Westjordanland und im Gazastreifen verlangen. Das war schon 1993 eine Illusion. Mit der radikalen und unverantwortlichen Führung der Palästinenser werden wir kein Abkommen erreichen, weil sie verlangt, Israel demographisch mit dem zu. untergraben, was sie »Rückkehrrecht« der Flüchtlinge nennt.

Was ist die Alternative?

Wir müssen einen einseitigen Schritt machen, uns unilateral zurückziehen und abwarten. Vielleicht ist eines Tages Frieden mit den Palästinensern möglich, aber im Moment muß Israel einseitig tun, was man mit den Arabern nicht vereinbaren kann.

Also einseitiger Rückzug auf verteidigbare Grenzen?

Ein einseitiger Rückzug Israels auf Grenzen, mit und in denen Israel leben kann. Das Hauptkriterium für solche Grenzen ist nicht strategisch, sondern demographisch. Das heißt, ich bin bereit, auf einen großen Teil zum Beispiel des Wassers zu verzichten. Lieber entsalzen wir Wasser aus dem Mittelmeer als auf allen israelischen Wasserrechten zu beharren.

Und was passiert mit den jüdischen Siedlungen in den palästinensischen Gebieten?

Aufgabe aller bis auf drei Siedlungsblocks, also mehr oder minder das, was Barak auch gewollt hat: ein Block in Ariel, der zweite in Gush Ezion und der dritte angrenzend an Jerusalem. Den größten Teil des Westjordanlands sollen die Palästinenser haben, das heißt wir ziehen uns einseitig daraus zurück. Wir behalten vorläufig noch ganz Jerusalem und das Jordantal, aber auch darüber kann man verhandeln wenn es denn zu Verhandlungen kommt. Ich persönlich bin für die Aufteilung Jerusalems. Aber das darf nicht jetzt und nicht einseitig geschehen, sondern erst, wenn die Palästinenser bereit sind zu verhandeln.

Die Frage des Rückkehrrechts für Palästinenser wird ja zu Recht als Sprengsatz gesehen, der den jüdischen Charakter des Staates zerstören könnte. Es scheint aber, daß ein Teil der PLO bei dieser Frage kompromißbereit ist. Arafats Mann in Deutschland etwa, Abdallah Frangi. Im Interview mit KONKRET (2/01) legte er das Rückkehrrecht so aus, daß es nicht den Staat Israel betreffe, sondern die Westbank und Gaza, also den neuen palästinensischen Staat. Nur dorthin sollen die

Flüchtlinge zurückkehren.

Wenn das seine Position ist, wunderbar. Wenn er sagt, daß das die Position der palästinensischen Führung sei, dann lügt er. Und ich sage bewußt: »lügt«. Er ist in diesem Fall nicht etwa ungenau, er lügt. Das geht eindeutig aus den veröffentlichten Dokumenten der palästinensischen Führung hervor.

Hat Israel auch Fehler gemacht im Verhältnis zu den Palästinensern?

Ich glaube, daß Israel schon viel früher einseitig hätte handeln sollen. Einen großen Teil des palästinensischen Territoriums hätte ich schon viel, viel früher verlassen. Ich hätte zum Beispiel auch nicht ganz Jerusalem annektiert. Ich hätte einen sehr viel kleineren Teil genommen. Ich hätte Gaza schon vor langer Zeit verlassen. Aber man muß verstehen: Bis zum Golfkrieg hat niemand auf der palästinensischen Seite signalisiert, daß er bereit sei, Israel zu akzeptieren. Das war die Schwierigkeit. Israel hat Arafat schon in den siebziger Jahren einen palästinensischen Staat angeboten, als Sadat nach Jerusalem gekommen ist. Begin sprach zwar nur von »Autonomie«, aber das war Selbstbetrug. Jeder, der keim Idiot ist, wußte, daß das innerhalb weniger Jahre zu einem palästinensischen Staat geführt hätte. Heute sagt Arafat selbst, Begin habe ihm in den siebziger Jahren einen palästinensischen Staat vorgeschlagen, aber das habe er damals nicht annehmen können.

Mit Dan Shueftan sprach Jürgen Elsässer

Dan Shueftan ist Professor am Zentrum für Nationale Sicherheit an der Universität Haifa. Der 58jährige berät schon seit Jahrzehnten die Geheimdienste und die verschiedenen Regierungen des Landes.

Konkret 12/01, S. 30

Mathias Wedel

Das Böse

Seit Schalck-Golodkowski bayerischer Musterbürger, Honecker tot, Schabowski umgekehrt und Kreuz ein harmloser Freigänger ist, gab es nur noch einen, der an allem schuld war: Karl-Eduard von Schnitzler Er war das Böse. Und wer weiß - wäre er 1990 spurlos aus dem Berliner Vorort verschwunden, wo er mit Martha in einem muffigen Häuschen lebte, er hätte das Zeug zu einem großen Untoten, einem Wiedergänger gehabt. Aber der Mann humpelte über die Straße, ließ sich in Talkshows anbrüllen oder reiste an Jahrestagen der verblichenen Republik in sächsische Kleinstädte, um sich dort vor eine DDR-Fahne zu setzen und nachzuweisen, daß der Sozialismus an Verrat zugrunde gegangen ist.

»Eine Legende«, wie sie die Medien mögen, ist Schnitzler, der am 20. September starb, also nicht geworden. Als Haßadresse war er aber immer wieder gut. Er wurde noch gebraucht: Sein teuflisches Wirken sollte die Ossis entschuldigen, die bis heute mit der westdeutschen Wertewelt nichts anzufangen wissen. Der Schwarze Kanal hat sie auf Lebenszeit versaut.

Auf eine Ungereimtheit mehr oder weniger kam es dabei nicht an: Einerseits soll Schnitzlers Argumentation so primitiv – also pure Hetze -gewesen sein, daß Millionen erwachsene DDR-Bürger nach der Silbe »Schni« bereits auf den Westen umgeschaltet hatten (was sie heute natürlich auch behaupten): Andererseits soll Schnitzler das Böse wie Antiamerikanismus! - in die Herzen der Ossis gesät, sie manipuliert und total totalitär indoktriniert haben. Ja, was denn nun? Im Zweifelsfall natürlich beides.

Schnitzlers Diktion war, wenn es gegen den Westen ging, unangenehm - hämisch, rechthaberisch und onkelhaft arrogant. Er hielt das wahrscheinlich für elegant, elegant genug für den Klassenkampf. An irgendeine geistreiche oder bildhafte Formulierung aus seinem Munde wird sich niemand erinnern können. Wie sein Gegenspieler Löwenthal zeigte er nicht die Spur von Humor. Ausgesprochen brutal indes wurde es, wenn er seine Zuschauer mit »wir hier, in der Deutschen Demokratischen Republik« oder mit »unsere Menschen« vereinnahmte. Dann hingen Drohungen in der Fernsehstube. Aber hat Schnitzler jemals gelogen, wie selbstverständlich über ihn behauptet wird? Hat er Tatsachen erfunden, Zitate entstellt, Zusammenhänge gefälscht hat er sich also unerlaubt aus der Werkstatt des bürgerlichen Journalismus bedient? Bis heute hat niemand ihm das nachgewiesen. Was bereits mehr ist, als sich über die » seriösen« Kommentatoren der wiedervereinigten Republik sagen läßt.

Im Gegenteil: Seit elf Jahren laufen im Osten haufenweise Leute frei herum, die ungefragt angeben, der Kapitalismus habe sie nicht überraschen können, sie hätten beim Schnitzler das Wesentliche schon begriffen gehabt. Allerdings sei es dann doch schlimmer gekommen als gedacht, noch schlimmer. Schnitzler habe offensichtlich absichtlich (?) untertrieben. Nun also eine Frage an »Bild«: In wessen Auftrag stand er?

Konkret 12/01, S. 32

Aida Touma Souliman, Thomas von der Osten-Sacken

»Unsere Situation ist extrem«

Interview mit Aida Touma Souliman über die Lage der Araber in Israel und die politischen Differenzen unter den Palästinensern. Aida Touma Souliman ist Mitglied im ZK der Kommunistischen Partei Israels und Geschäftsführerin der arabischen Frauenrechtsorganisation »Women against Violence«

KONKRET.- Welche Auswirkungen hat die »Al-Aksa-Intifada« auf das Verhältnis zwischen jüdischen und arabischen Bürgern in Israel?

Aida Touma Souliman: Es war weniger die Intifada als die Erschießung von 13 israelisch-arabischen Bürgern durch die Polizei im vergangenen Oktober, die die jüdisch-arabischen Spannungen enorm verschärft hat. Besonders schockierend war das Ausbleiben einer Reaktion der jüdischen Linken in Israel auf diese Todesschüsse und die widerwärtige Reaktion der israelischen Rechten.

Wie reagierten denn Regierung und Öffentlichkeit Israels?

Am Anfang wurden die tödlichen Schüsse als Selbstverteidigungsmaßnahme gerechtfertigt. Der damalige Polizeiminister Shlomo Ben-Ami, der eigentlich der Linken zugerechnet wurde, erklärte sogar, er sei stolz auf die Polizei. Erst knapp vier Monate später - vor den letzten Wahlen im Februar - begannen einige Leute so etwas wie Bedauern zu zeigen, als nämlich Ehud Barak merkte, daß die arabischen Israelis aufgrund der Ereignisse im Oktober mehrheitlich die Wahl boykottieren würden, um so zum ersten Mal in der Geschichte Israels auszudrücken, daß es für sie keinen Unterschied mehr gebe zwischen Arbeiterpartei und Likud. Barak entschuldigte sich nicht etwa, sondern sagte nur, es täte ihm leid um die Toten - als wären sie bei einem Autounfall umgekommen.

Aber das größte Problem war nicht einmal die Reaktion der Regierung. Wir hatten erwartet, in der jüdischen Bevölkerung und vor allem in der Linken Alliierte zu haben, von denen zumindest moralische Unterstützung kommen würde. Aber in der ersten Woche nach den Todesschüssen haben nicht mehr als 20 Leute - und das nicht einmal öffentlich - Solidarität oder Entsetzen gezeigt. Die ersten, die wirklich gegen die Ereignisse protestierten, waren die radikalen jüdischen feministischen Linken.

Wie reagierte die israelisch-arabische Seite? Es sieht so aus, als gewännen vor allem die Rechten und die Islamisten seitdem an Zulauf.'

Wir befinden uns mitten in einem Prozeß, dessen Ausgang noch offen ist. Klar ist, daß in den ersten Monaten nach den Oktoberereignissen die arabische Bevölkerung sich in einem tiefen Schockzustand befand, und viele Leute, die sich vorher aktiv in jüdisch-arabischen Organisationen engagiert hatten, seitdem zu einer Haltung des Separatismus neigen.

Wie hat Ihre Partei auf die Krise reagiert?

Die wichtigste Lehre für unsere Partei ist, daß unsere Vorstellungen von Kooperation und Zusammenarbeit zwischen Mehrheit und Minderheit richtiger sind denn je. Wir müssen mehr Menschen der jüdischen Bevölkerung dazu bewegen, sich unserem Kampf um Gleichberechtigung und Frieden anzuschließen. Zugleich hat sich einmal mehr gezeigt, daß es keinen »besseren« Zionismus gibt, sondern daß wir gemeinsam für einen Staat kämpfen müssen, der ein Staat all seiner Bürger werden muß.

Andere meinen, daß die arabische Minderheit sich enger als nationale Gruppe zusammenschließen müsse, um der Diskriminierung besser zu widerstehen. Ich glaube, eine solche Entwicklung würde direkt in ein Desaster führen, weil ich schon ganz praktisch nicht verstehe, wie eine Minderheit eine Mehrheit zu etwas bewegen soll, ohne dort Alliierte oder Verbündete zu haben und ohne den Willen zu verspüren, diese Mehrheit zu überzeugen, daß sie ihre Politik ändern muß. Diese Einstellung führt nur zu Parolen, die wenig reflektiert sind, aber in der momentanen Atmosphäre Zustimmung finden.

Zum Beispiel?

In einem der Dokumente, die von arabisch-israelischer Seite für Durban vorbereitet wurden, ist etwa von dem Recht auf Selbstbestimmung der Minderheiten in Israel die Rede. Wenn wir, Palästinenser mit israelischem Paß, nach Selbstbestimmung verlangen, dann - versetzen Sie sich nur in Sharon - heißt es logischerweise: Ihr wollt Selbstbestimmung, und die Palästinenser in den besetzten Gebieten wollen Selbstbestimmung, also geht und vereint euch und habt euren eigenen palästinensischen selbstbestimmten Staat, und wir werden unsere jüdische Selbstbestimmung in Israel haben.

Für Durban wurden von arabischer Seite auch innerhalb Israels viele Papiere verabschiedet, die zu einer größeren Debatte über den wachsenden arabischen Antisemitismus Anlaß gaben. Sie widersetzten sich damals einigen Formulierungen und Forderungen, wie dem nach »Selbstbestimmung«. Welchen noch?

Ich widersprach gewissen Teilen dieser Papiere, nicht allen Inhalten. Ich weiß, daß Sie in Europa von arabischem Antisemitismus sprechen. Im Wortsinne können Araber nicht antisemitisch sein, weil wir ja selbst Semiten sind. Allerdings können Araber vehement antijüdisch sein. Ich sage nicht, sie sollen das sein, aber sie können es, und sie sind es. Ich halte es beispielsweise für völlig falsch, zu behaupten, Israel sei ein Apartheidsregime. Apartheid stellt bekanntermaßen eine andere Herrschaftsform dar als die in Israel. Das wiederum heißt nicht, daß es in Israel keine Diskriminierung und keine Unterdrückung der eigenen Bürger gibt.

Diejenigen, die Israel als Apartheidsregime denunzieren, reden nicht über die Realität, sondern attackieren Israel mit antijüdischen Stereotypen, um Israel zu attackieren und die Juden zu denunzieren. Unsere Situation als Palästinenser und als palästinensische Minderheit in Israel ist so extrem, daß wir nicht zu übertreiben brauchen und keine Phrasen dreschen müssen, um emotionale Bedürfnisse zu befriedigen oder die Weltöffentlichkeit zu schockieren. Es reicht, die Fakten zu präsentieren. Wir wissen, daß wir nicht gerade die beliebteste Nationalität der Welt sind, weil man die Araber mit dem Islam verbindet und den Islam mit Terrorismus. Wenn wir also mit dem Westen reden wollen, sollten wir klar und rational sein und Fakten vorlegen, ohne in diese arabische Rhetorik zu verfallen, die es liebt, den Dingen große Namen zu geben.

Viele Europäer unterstützen die Palästinenser gerade wegen dieser antisemitischen Stereotype und Parolen. Denken Sie nicht, die Papiere und Reden in Durban haben sich auch direkt an das weitverbreitete antisemitische Ressentiment in Europa gewendet?

Einerseits ist es eine der Aufgaben der palästinensischen Politiker, so viel internationale Unterstützung wie möglich für ihr Anliegen zu finden. Und die Tatsache, daß jeden Tag Menschen auch von radikalen Palästinensern getötet werden, bietet den Faschisten eine gute Gelegenheit, ihre Propaganda weiter auszubauen. Andererseits tragen die Palästinenser die Verantwortung für ihre Verbündeten. Leute werden erst zu Verbündeten, wenn man sie als solche akzeptiert. Die palästinensischen Führer müssen sich entscheiden, ob sie mit diesen Leuten kooperieren wollen oder nicht.

Die palästinensische Befreiungsbewegung ist keine einheitliche, sondern besteht sowohl aus linken wie auch aus rechten und reaktionären Strömungen. Vermutlich also gibt es innerhalb der palästinensischen Rechten Leute, die die Unterstützung solcher Gruppen in Europa suchen, um ihren Einfluß auszubauen. Außerdem teilen sie die antijüdischen Ressentiments mit ihnen. Andererseits ist die Linke innerhalb der palästinensischen Bewegung zwar momentan nicht sehr stark, hat da aber eine Verantwortung, die sie wahrnehmen müßte und offenbar nicht genügend wahrgenommen hat. Denn der wachsende Einfluß antisemitischer Organisationen hat einen schlechten Einfluß auf die palästinensische Bewegung.

Viele Linke unterstützten die Palästinenser, weil diese früher eine sozialrevolutionäre Programmatik vertraten. Heute zeichnet sich die palästinensische Bewegung vornehmlich durch eine völkisch-nationalistische Propaganda aus, ja es fällt schwer, noch irgendeinen emanzipatorischen Gehalt in ihr auszumachen.

Zuallererst ist zu berücksichtigen, daß die Palästinenser genauso vom Zusammenbruch der Linken weltweit betroffen sind wie andere Befreiungsbewegungen auch. Wer früher über die palästinensische Frage sprach, war die Linke, also verband man die Palästinenser mit der Linken. Der Kollaps der Linken und der Oslo-Friedensprozeß haben die Lage grundsätzlich verändert. Arafat, der in der PLO nie ein Linker gewesen ist, wurde in Oslo zum offiziellen Repräsentanten der Palästinenser. Deshalb ist die Situation heute eine andere, und ich denke, daß die Stimme, die in der Welt gehört wird, auch die Kräfteverhältnisse innerhalb der palästinensischen Befreiungsbewegung widerspiegelt: Es ist der Rechten und den Islamisten mit ihren Selbstmordattentaten gelungen, den Platz mehr oder weniger einzunehmen, den früher die Linke

innehatte. In den letzten zwei Jahren, vor allem aber im letzten Jahr, hat die gewaltsame Lage und die herrschende Ausnahmesituation es schwierig gemacht für die Palästinenser, über eine andere ökonomische oder soziale Zukunft zu sprechen. Wenn Leute mitten in einem derartigen Kampf sind, denken sie nur daran, den Kampf zu gewinnen.

Andererseits ist es eine alte sozialrevolutionäre Forderung, daß die Organisation des Kampfes Momente der künftigen Gesellschaft antizipieren müsse.

Ja, auch jetzt, mitten in der Intifada, sollten die Palästinenser am Kampf für eine andere Gesellschaft festhalten. Aber wir müssen berücksichtigen, daß es sich um Menschen handelt, die unter Blockaden leiden, deren Städte von der Außenwelt abgeschlossen sind, deren Wirtschaft völlig ruiniert ist und die gerade ein nationales Trauma erleben. Dies müssen wir berücksichtigen, nicht weil wir nicht an die Notwendigkeit tiefgreifender sozialer Veränderungen glauben, sondern weil es dort ums Überleben geht.

Ich bin aber überzeugt, daß, wenn in der Westbank und im Gaza-Streifen endlich ein palästinensischer Staat entstanden ist, es Gruppen geben wird, die diese Fragen wieder auf die Tagesordnung stellen werden. Auch wenn das schwierig werden wird, da ja weltweit die linke und feministische Bewegung nicht besonders stark ist und nun in Palästina auch noch besonderen Einschränkungen durch den Rechtsrutsch unterworfen ist.

Das Interview führte Thomas von der Osten-Sacken

Konkret 12/01, S. 34

Klaus Smit

□ Die sind total primitiv!□

Zwischen ausgestopften Papageien und Moorleichen dokumentiert das Oldenburger Landesmuseum die Geschichte des Rassismus - und entgeht dabei nicht immer den Vorurteilen, die es kritisieren will

Fotos von geöffneten Händen empfangen die Besucher, während aus der Dunkelheit des Raumes das Ungemach sich schon ankündigt. Stereotype Vorurteile hallen in einer Endlosschleife aus den Lautsprechern, und immer wieder ist vor allem ein Satz zu hören: »Die sind total primitiv!« Während man sich noch fragt, ob die Ausstellung »Schwarzweißheiten - Vom Umgang mit fremden Menschen« eine dieser multimedial aufbereiteten Schauen ist, in denen nichts so richtig, aber von allem ein bißchen gezeigt wird, und dabei von Äußerungen behelligt wird, die auch vom DB-Chef Mehdorn stammen könnten, der nach Berichten über Korruption bei der Bahn meinte: »Wir sind hier doch nicht in Afrika oder sonstwo!«, betritt man den Ausstellungsrundgang.

Und befindet sich inmitten von Ahnengedenkköpfen und Elfenbeinschnitzereien, die aus dem Staat Benin des 15. Jahrhunderts stammen. Anhand dieser Gegenstände und eines Stadtplans der damaligen Hauptstadt, dem die von Paris und Koblenz zum Vergleich gegenübergestellt sind, wird demonstriert, über welch differenziertes Sozialgefüge und hohen kulturellen Entwicklungsstand das Land damals verfügte. Als Gegengewicht zu dem vorangegangenen Darkroom mag das noch funktionieren. Als Entree einer Ausstellung, die die »europäische Wahrnehmung von Fremden und Rassismus« von den »Anfängen rassistischer Denkweisen vor zirka 400 Jahren ... bis in die Gegenwart« behandeln will, soll es anscheinend als Beweis dafür herhalten, wie ungerechtfertigt doch rassistische Vorurteile angesichts einer Kultur sind, über die man kaum etwas weiß.

Die Begleitschrift zur Ausstellung geht da wesentlich differenzierter vor: In einem Aufsatz von Stefan Eisenhofer vom Staatlichen Museum für Völkerkunde in München wird nicht die wie auch immer geartete Bedeutung der Kunstwerke untersucht, sondern die Abhängigkeit ihrer Bewertung und Einordnung von kolonialistischen Kategorien und einem rassistischen Afrikabild. Auch kommt der Begriff »Kultur« hier nicht ungeschoren davon: Der Amsterdamer Professor Rudolf Leiprecht zeigt ausgehend von Adorno (»Das vornehme Wort >Kultur< tritt anstelle des verpönten Ausdrucks Rasse bleibt aber bloßes Deckbild für den brutalen Herrschaftsanspruch«), wie »Kultur« als Sprachversteck für »Rasse« dient.

Die Ausstellung hält das Versprechen, die »europäische Wahrnehmung vom Fremden« zu zeigen dann aber doch und beginnt mit dem Bild des »Mohren«, wie es bis zum 15. Jahrhundert vorherrschend war. Bis dahin galt er nämlich als exklusives Zeichen am Hofe, signalisierte den Anspruch des Hauses auf weltumspannende Herrschaft und war ein Sinnbild des kaiserlichen Vasallentums. Zu dieser Zeit waren die Schwarzen in Europa vollständig assimiliert: Sie erwiesen sich »allesamt ... als vollkommene Mitglieder der christlich-feudalen Gesellschaft des ausgehenden sogenannten Mittelalters. Ausnahmslos Angehörige der gesellschaftlich tonangebenden Gruppen - Könige, Heerführer, Ritter und Helden«, wie Peter Martin von der Hamburger Stiftung für Förderung von Wissenschaft und Kultur schreibt.

Die Kolonialmacht Portugal ging indes nach wenigen Jahrzehnten dazu über, seine Handelskontakte mit Afrika auf einer anderen Ebene fortzuführen: Menschen aus Afrika wurden als Sklaven gekauft, wurden gleichwohl aber noch zu Mitgliedern des Hofes. Dies änderte sich schlagartig mit der Kolonialisierung Amerikas und den sich daraus ergebenden Konflikten zwischen den Kolonialstaaten. Die Versklavung im großen Stil begann und führte zu einer radikalen Abwertung der Afrikaner. Die Ausstellung zeigt hierzu Sklavenfesseln, Freibriefe und Verkaufsurkunden sowie Brandeisen und Haken für den Sklavenfang.

Zu den eindrucksvollsten Exponaten gehören sogenannte Negerplastiken und »Nickneger« des Kindermissionswerks Aachen - Figuren zur Spendensammlung, die bei Münzeinwurf den Kopf bewegen: »Ich war ein armer Heidensohn! Nun kenn' ich meinen Heiland schon. Und bitte darum Jedermann, nehmt Euch des armen Heiden an.« Sie geben das Bild wieder, das sich die Europäer von den Afrikanern als Dienern der Zivilisation machten. Die verzierten Kaffeedosen und der »Sarotti-Mohr« aus Porzellan von 1922 verklärten zudem die Lebenssituation der schwarzen Sklaven.

Die Rassenforschung des 19. Jahrhunderts ist ausführlich dokumentiert, zum Beispiel mit Dissertationen über »das Hirn« und »das Haar eines Buschweibes im Vergleich mit anderen Haarformen« sowie mit etlichen anthropometrischen Meßgeräten, mittels derer Typologien entworfen wurden. Wie angehängt wirkt allerdings der Abschnitt mit dem Titel »Juden«. Nicht nur wäre er - wenn er denn unbedingt Bestandteil einer Ausstellung sein muß, die sich vor allem mit Menschen nichtweißer Hautfarbe beschäftigt - besser »Antisemitismus« betitelt worden; der kleine Raum, den die wenigen Museumsstücke zu diesem Thema einnehmen, reicht selbstverständlich bei weitem nicht aus, um ihm gerecht zu werden. Zudem wird durch den chronologischen Ablauf des Rundgangs der Antisemitismus historisch so verortet, daß seine eigene Geschichte verschwindet und der Eindruck sich aufdrängt, es handele sich bei ihm um ein Phänomen des 19. und 20. Jahrhunderts. Auch die Konstruktion einer jüdisch-*bolschewistischen* Weltverschwörung wird wieder einmal geflissentlich

übergangen, auch wenn einige Exponate den Bezug durch Hammer und Sichel neben »jüdischer Physiognomie« deutlich herstellen.

Ein wiederum geschickter Dreh findet sich im letzten Teil der Ausstellung, der über eine Wendeltreppe zu erreichen ist und in dem es um den Blick der Kolonisierten auf die Europäer geht. Signifikant sind hier weniger die physiognomischen Unterschiede geworden (auch wenn das Schweinchenrosa übermäßig der Sonne ausgesetzter Haut in den bemalten Schnitzereien vorkommt), sondern eher die Ausstaffierung der Kolonialisten - der Tropenhelm ist fast schon obligatorisch - und ihr Herrschaftsanspruch, der sich zum Beispiel in der Größe der Figuren in Relation zu den Afrikanern widerspiegelt.

Während die Ausstellung so manchen selbstgestellten Anspruch nicht einlöst, ist die Konzeption an anderer Stelle bemerkenswert einprägsam umgesetzt worden. So wird zum Beispiel durch den Umstand, daß in jedem Raum der Ausspruch »Die sind total primitiv!« aus dem Eingangsbereich noch gut zu vernehmen ist, die Betrachtung der Exponate nicht nur beklemmender als ohnehin schon - denn die mit ihnen zusammenhängenden Repressionen sind gut dokumentiert -, sondern es stellt sich auch die Verbindung zur heutigen Zeit immer wieder her.

□ *Schwarzweißheiten - Vom Umgang mit fremden Menschen□ im Landesmuseum Natur und Mensch in Oldenburg wird noc bis zum 27. Januar 2002 gezeigt. Die gleichnamige Begleitschrift ist im Isensee Verlag, Oldenburg, erschienen und kostet 29 Mark/15 Euro. Weitere Informationen unter www naturundmensch. de.*

Klaus Smit schrieb in KONKRET 11 /O1 über die CD »Feminist Sweepstakes« von Le Tigre

Konkret 12/01, S. 35

Ralf Schröder

Konkret-Extra
Krieg, Koran und Kapital
Kabul Gate

Öl, Pipelines, Krieg: Die Konkurrenz um die Bodenschätze Zentralasiens haben nicht Verschwörungstheoretiker, sondern Kapitalisten erfunden

Politiker und Medien der westlichen Welt debattieren seit der Ankündigung des Krieges gegen die Taliban recht munter über die möglichen geopolitischen Folgen dieses Unternehmens. Dabei geht es nicht zuletzt um die Schlüsselstellung, die Afghanistan für eine Neuordnung Zentralasiens und für die Nutzung seiner nicht unbedeutenden wirtschaftlichen Ressourcen hat. Viele Linke hingegen möchten sich mit solchen Themen nicht länger beschäftigen. Während die Wertkritiker um Robert Kurz bekräftigen, die imperiale Konkurrenz um territorial definierte Einflußzonen sei angesichts der finalen Krise des warenproduzierenden Systems quasi gegenstandslos geworden, ist das Milieu um die Zeitschrift »Bahamas« gegen alle Tatsachen resistent, aus denen sich keine Exklusivanklage gegen den völkischen Furor der Berliner Republik gewinnen läßt. Den Antideutschen, die fast ausschließlich auf ideologische Zuschreibungen und Konnotationen zurückgreifen, gilt jeder Versuch, Politik und Ökonomie der internationalen Beziehungen auf empirischer Grundlage zu untersuchen, als antiamerikanische Verschwörungstheorie.

Im Kielwasser der Wertkritiker und der Antideutschen, die nicht selten intellektuell durchaus anspruchsvoll argumentieren, treten seit dem 11. September auch ausgemachte Dilettanten zur Analyse an. Sie machen politische Kritik im Stile der Popliteratur, übersehen aber, daß die Popliteraten das zwanglose Daherreden als Experten betreiben. Von den Mechanismen internationaler Politik haben sie keine Ahnung, das großspurige Bekenntnis ersetzt die Kenntnis. Eines der Beispiele für dieses Blödmanntum war Mitte Oktober in der Wochenzeitung »Jungle World« zu besichtigen. Garniert mit Sprüchen wie »Sherry statt Scharia« fegte dort ein Andrea Albertini die richtige These Rainer Tramperts vom Tisch, die USA nutzten die »Tragödie« von New York »als günstige Gelegenheit«, mit ihrem Krieg gegen Afghanistan *auch* geopolitische und wirtschaftliche Ziele in der Großregion zu erreichen: »Wenn dem so wäre«, fragt Albertini, »warum haben die USA das Taliban-Regime nicht schon längst angegriffen, beseitigt und durch eine amerikafreundliche Regierung ersetzt? Eine moralische Legitimation dafür zu finden, wäre den USA doch ein Leichtes gewesen.«

In Klartext übersetzt erweist sich dieser weitverbreitete Gedanke als kompletter Nonsens, der aus Versehen auch noch allerlei Vorurteile über die amerikanische Politik zum Vorschein bringt: Wenn die USA rohstoffstrategische Interessen in der Region hätten, hätten sie die Taliban-Regierung unter irgendeinem moralischen Vorwand längst erledigt, man kennt das ja. Daß die USA das nicht getan haben, gilt folgerichtig als Beleg dafür, daß sie keine solchen Ambitionen in der Region haben und der Angriff auf die Taliban reine »Selbstverteidigung« ist. Der »Verweis auf angeblich imperialistische US-Interessen im afghanischen Wüstensand«, so Albertini, verdrehe »Ursache und Wirkung der aktuellen Entwicklung« – ganz so, als habe die politische Geschichte Afghanistans am 11. September begonnen.

Die Wirklichkeit, das zeigt auch der bisherige Verlauf des Krieges und der zugehörigen Diplomatie, ist ein wenig komplizierter. Ihre Betrachtung zeigt, daß ein befriedetes und berechenbares Afghanistan schon länger auf der Wunschliste der USA und ihrer befreundeten Konkurrenten steht. Daß es dabei u.a. um Öl, Gas und die zugehörigen Pipelines geht, liegt nicht am verschwörungstheoretischen Eifer der Analytiker, sondern ist den vielfach formulierten Ansprüchen und verschiedenen Aktionen der Geostrategen und Wertverwerter abzulesen.

Die kurze nachsowjetische Geschichte der kaspischen und zentralasiatischen Staaten ist ein Revival des klassischen Imperialismus. Das liegt womöglich an der Art der marktwirtschaftlich nutzbaren Ressourcen, die der Raum in unterschiedlicher Verteilung bietet: strategische Rohstoffe wie Öl und Gas sowie nennenswerte Vorkommen unter anderem von Zink, Blei, Chrom, Silber, Gold, Bauxit, Kupfer, Mangan, Molybdän, Uran und Wolfram. Nachdem in den Jahren nach 1995 die Schätzungen über den Umfang vor allem der Ölvorräte in geradezu phantastische Größenordnungen vorstießen, geht man heute davon aus, daß die kaspischen Reserven mindestens an die der Nordsee heranreichen und maximal 20 Prozent der Weltreserven ausmachen. Saudi-Arabien, zum Vergleich, verfügt über 25 Prozent. Die Gasreserven, bisher vor allem in Turkmenistan geortet, sind noch bedeutender. Der US-Staatssekretär Eizenstat faßte 1997 vor dem amerikanischen Kongreß die Perspektiven so zusammen: »Obwohl sich das Kaspische Meer möglicherweise niemals mit dem Persischen Golf wird messen können, kann die kaspische Produktion bedeutende Auswirkungen auf die Konditionen des weltweiten Energieangebotes haben.«

Trotz populärer Theorien, die seit zwei Jahrzehnten angesichts der dritten industriellen Revolution eine sinkende Bedeutung des Rohstoffsektors für die kapitalistische Ökonomie prognostizieren, unternehmen westliche und andere Konzerne seit Beginn der neunziger Jahre zunehmend kostspielige Anstrengungen, die kaspischen und zentralasiatischen Bodenschätze zu nutzen. Daß es sich bei den Prognosen einer reduzierten Bedeutung des Energiesektors um ein New-Economy-Märchen handelt, zeigt unter anderem die überragende Rolle, die eine kalkulierbare und diversifizierte Energieversorgung in allen militärischen und politisch-strategischen Planszenarien industrialisierter Staaten oder Staatengruppen spielt. Die bereits 1992 verabschiedete und bisher von 52 Ländern, nicht aber von Rußland und den USA unterzeichnete Europäische Energiecharta etwa fordert alle Staaten auf, den ungehinderten Durchtransport von Energie zu ermöglichen. Zudem gehen Fachleute davon aus, daß der globale Energiebedarf bis 2020 um 50 Prozent steigen wird, wobei ein Großteil des Zuwachses auf China und südasiatische Staaten wie Indien entfallen soll.

Die Nutzung der kaspischen und zentralasiatischen Öl- und Gasvorkommen lief bis zum aktuellen Krieg gegen Afghanistan unter folgenden Bedingungen: Erstens werden die betreffenden Staaten, etwa Kasachstan, Usbekistan, Turkmenistan und Aserbeidschan von Diktatoren regiert, die weder an offiziellen westlichen Menschenrechtsstandards noch an der katastrophalen sozialen Zerrüttung ihrer Herrschaftsgebiete sonderliches Interesse zeigen (vgl. KONKRET 10/99). Die Rolle der politischen Opposition haben, zuvorderst in Usbekistan und Tadschikistan, bewaffnete islamistische Terrorbanden übernommen, die von den Taliban unterstützt werden. Zweitens sind beim Wettbewerb auch beachtliche Regionalmächte wie die Türkei, der Iran und Pakistan dabei, die bekanntlich ganz unterschiedlich gelagerte Beziehungen zu den beteiligten Großmächten (USA, China, EU) pflegen. Rußland agiert in dem Wettbewerb aus der Defensive und will von seinem ehemaligen Einflußmonopol in der Region möglichst viel retten sowie möglichst wenig Konkurrenz beim Export der eigenen Ressourcen aufkommen lassen.

Der dritte Punkt betrifft den Transport der Rohstoffe: Wer hierzulande in diesem Zusammenhang das Stichwort »Pipelines« verwendet, wird von den selbstbewußten Analphabeten der politischen Ökonomie augenblicklich bezichtigt, Opfer eines psychopathologisch bedingten Ticks zu sein. Tatsache ist allerdings, daß die Fachleute aus dem Öl- und Gashandel während der vergangenen Jahre ihren Regierungen zahllose Expertisen vorgelegt haben, die eine profitable Verwertung der getätigten oder beabsichtigten Investitionen von einem sicheren und erschwinglichen Leitungssystem abhängig machen. Schuld daran ist schlicht die geographische Gegebenheit, die Zentralasien und die kaspische Gegend von der internationalen Schiffahrt fernhält. Die Staatsmänner haben das verstanden und das Transportproblem zu einer politischen Frage gemacht. Deshalb freundete man sich mit den Diktatoren an und stellte ihnen in Aussicht, zum Schutz gegen russischen Druck könnten sie irgendwann gerne Mitglied der Nato werden. Auch entdeckte man, vor allem in europäischen Hauptstädten, daß die Region sich für eine Reaktivierung der Landverbindung zur aufstrebenden Wirtschaftsmacht China eigne (»Neue Seidenstraße«), und so flossen allein 1998/99 für Transport- und sonstige Infrastrukturprojekte sowie als humanitäre Hilfe zirka 1,6 Milliarden Mark an EU-Geldern dorthin.

Daß Zentralasien in den Rang einer weltpolitischen Schlüsselregion geriet, verdankt sich nicht allein der dominanten Stellung der vor Ort tätigen US-Energiekonzerne. Die Clinton-Regierung verknüpfte deren Interessen mit dem allgemeineren Ziel, den Einfluß Rußlands und des mit Moskau kooperierenden Iran einzudämmen. Inspiriert wurde diese Politik durch Figuren wie Zbginiew Brzezinski, ehemaliger Sicherheitsberater des Präsidenten Carter, der wie andere Expolitiker seit Jahren als Lobbyist für verschiedene Ölfirmen im kaspischen Raum tätig ist. Brzezinski, der die USA gelegentlich zum Kampf um die Vorherrschaft auf der »eurasischen Landmasse« aufruft, bezeichnet die kaspisch-zentralasiatische Region als »eurasischen Balkan« – eine Formulierung, die die Pflicht zur Intervention einschließt. Bereits 1995 wurde in den USA eine Arbeitsgruppe gebildet, die eine Studie über US-Rohstoffinteressen in der kaspischen Region anfertigen sollte. Mit dabei waren der Nationale Sicherheitsrat, das US-Außenministerium und die CIA.

Konkretisiert wurde die Einhegung des russischen und des iranischen Einflusses anhand der Pipeline-Frage: In der Absicht, das russische Beinahe-Monopol auf den Öl- und Gastransport zu brechen und eine sich anbahnende Kooperation zwischen Turkmenistan und dem Iran zu verhindern, unterstützte die US-Regierung zwischen 1995 und 1998 nachdrücklich das Projekt der Energiefirma Unocal, eine Pipeline durch Afghanistan an die pakistanische Küste zu bauen. Dieses Vorhaben war mit vielfältigen, durch den pakistanischen Geheimdienst ISI unterstützten Bemühungen verbunden, den Bürgerkrieg in Afghanistan zu beenden oder zumindest einzufrieren. Dabei gab es eine Anzahl diskreter Kontakte zwischen der US-Administration und Taliban-Vertretern.

Die Situation, die 1996 nach der Eroberung Kabuls durch die Taliban entstanden war, faßt der pakistanische Journalist Ahmed Rashid, dessen Buch *Taliban. Islam, Oil and the New Great Game in Central Asia* frisch ins Deutsche übersetzt ist, so zusammen: »Und was war der Anlaß für diese massive regionale Polarisation zwischen den USA, Saudi-Arabien, Pakistan und Taliban auf der einen Seite und dem Iran, Rußland, den Staaten Zentralasiens und der Anti-Taliban-Allianz auf der anderen Seite? Während einige sich darauf konzentrierten, herauszufinden, ob es eine Wiederbelebung der alten CIA-ISI-Verbindungen aus der Zeit des afghanischen Djihad gab, wurde es für mich immer offensichtlicher, daß die Pipeline-Strategie zur treibenden Kraft hinter dem Interesse Washingtons an den Taliban geworden war, was der Reihe nach Gegenreaktionen Rußlands und des Iran auslöste.«

Washington ließ das Projekt einer Rohstoffleitung durch Afghanistan 1998 vorläufig fallen, nachdem feministische Gruppierungen scharfe Kritik am engen Verhältnis zu den Taliban artikuliert und die Bin-Laden-Leute zwei US-Botschaften in Ostfafrika in die Luft gesprengt hatten. Zum Ersatz setzte die Clinton-Regierung, erneut Rußland und den Iran umgehend, 1999 eine Pipeline-Route von Aserbeidschan über Georgien in den türkischen Mittelmeerhafen Ceyhan durch. Diese Lösung wurde von den US-Energieunternehmen wegen der komplizierten Streckenführung und der hohen Kosten wenig begeistert aufgenommen. Die Zeitschrift »Middle East Policy« (Nr. 3/2000) berichtete, in der US-Ölindustrie werde darüber geklagt, »daß kommerzielle Überlegungen sekundär geworden sind, während die US-Regierung diese geostrategische Agenda weiterverfolgt, und daß Unternehmen die finanziellen Lasten, die diese Strategie mit sich bringt, auf die eigenen Schultern nehmen sollen«. Das war vor dem Amtsantritt der Regierung Bush.

Bevor die USA einsehen mußten, daß mit den fundamentalistischen Ultras keine Stabilität zu haben ist, hatten lediglich die im Shanghai-Sicherheitsabkommen zusammengeschlossenen Staaten Rußland, China, Kasachstan, Kirgistan und Tadschikistan sowie der Iran, Indien und Usbekistan das Taliban-Regime als Gefahr für die Stabilität der Region eingestuft. Nach dem Bruch zwischen Washington und Kabul gaben auch die westlichen Verbündeten der USA ihre Indifferenz auf, und als einzige Freunde der Taliban blieben Pakistan und Saudi-Arabien übrig, die ebenfalls traditionell eng mit den USA liiert sind. Wo immer danach über die Zukunft der Großregion nachgedacht wurde, fehlte nie der Hinweis auf die Hauptgefahr für deren Stabilität. Achim Schmillen, Leiter des Planungsstabs im Berliner Auswärtigen Amt, erörterte im vergangenen Mai in einem längeren »FAZ«-Aufsatz die europäischen Interessen in Zentralasien und hielt dabei knapp fest: »Der mit Abstand gefährlichste Krisenherd ist Afghanistan – ein Land, das seit mehr als zwanzig Jahren im Krieg lebt. Der Konflikt wirkt zunehmend destabilisierend in die zentralasiatischen Nachbarstaaten hinein.« Man kann also feststellen, daß die Beseitigung des Taliban-Regimes allmählich so etwas wie ein imperialistisches Gemeininteresse wurde.

Dankenswerterweise ist kürzlich das vor dem 11. September fertiggestellte quasi-amtliche Büchlein *Der Kaspische Raum vor den Herausforderungen der Globalisierung* erschienen. Es handelt sich um einen Bericht an die Trilaterale Kommission, eine offiziöse und prominent besetzte Einrichtung, deren Mitglieder seit 1973 die informelle Koordinierung der amerikanischen, europäischen und japanischen Expansion betreiben. Während Einleitung und Schlußwort gemeinsam verfaßt sind, äußern sich die Autoren in ausführlichen eigenen Beiträgen zu den Interessen ihrer jeweiligen Staaten. Als Gesamtwerk zeigt die Studie nicht nur, daß in der Region tatsächlich ein ordinärer imperialistischer Konkurrenzkampf tobt, sondern auch, daß die Befriedung Afghanistans in diesem Kontext das einzige gemeinsame Ziel von handfester Qualität ist.

Wird bereits im Vorwort darauf hingewiesen, daß es sich bei Afghanistan um einen »scheiternden« Staat handeln könnte, schreibt der US-Autor Sherman W. Garnett mit Blick auf die oben beschriebenen Kontakte zwischen Washington und Kabul, nur »Wirtschaftsinteressen« könnten den »Flirt mit Regimen erfordern, die unzuverlässig sind und wohl nicht lange bestehen«. Der deutsche Autor Alexander Rahr, Mitarbeiter der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, deren Forschungsinstitut die Studie in Deutschland auch veröffentlichte, stellt fest: »Eine Voraussetzung für Stabilität in der Region ist die Beendigung des afghanischen Bürgerkrieges ... Zumindest solange Afghanistan eine eiternde Wunde bleibt, sprechen maßgebliche Quellen in Zentralasien offen von der Unvermeidlichkeit eines künftigen Krieges gegen islamistische Kräfte.« Im gemeinsamen Schlußabschnitt heißt es: »Die trilateralen Länder müssen eine integrierte, ernsthaftere Strategie entwickeln, um die Lage in Afghanistan und ihre regionalen Auswirkungen zu behandeln.« Die USA waren dabei aus gegebenem Anlaß schon mal vorangegangen, und in der Etappe bastelten Schröder und Chirac an ihren »Wiederaufbauplänen«.

Was die marktwirtschaftliche Erschließung des Raumes angeht, sind sich die Autoren in einer wichtigen Frage einig: »Es war die Frage der Pipelines, an der sich die politische Natur von Öl und Gas in der kaspischen Region besonders deutlich erwiesen hat.« Anknüpfend an diese wirklich schöne Formulierung kritisiert der deutsche Autor Rahr in seinem Beitrag, die übrigen EU-Länder würden in der Pipeline-Sache statt »geopolitischer Überlegungen« zu stark rein wirtschaftliche Erwägungen betonen. »Soll aber die EU weiterhin bloß einen wirtschaftlichen Beitrag zur regionalen Stabilität leisten und es hinnehmen, daß ihre wirtschaftliche Macht von anderen Akteuren politisch ausgeschlachtet wird?« Gemeint sind natürlich die USA, und es spricht wieder einmal der ambitionierte Zaunkönig des »Great Game«.

Dementsprechend geraten Rahrs Vorschläge für die politische Strategie Europas zu einer recht schnörkellosen Anklage gegen die Amerikaner. »Europa stimmt mit den Vereinigten Staaten nicht überein in bezug auf die Eindämmung des Iran.« Zweitens »legen die Europäer mehr Wert als die Amerikaner darauf, Rußland eine wichtige Rolle in dem Rohrleitungsnetz um das Kaspische Becken zuzugestehen sowie russischen Erdöl-Unternehmen eine größere Präsenz« in den betreffenden Konsortien zu verschaffen; schließlich ist Deutschland Hauptgläubiger Rußlands und in dessen Energiewirtschaft stark engagiert. Drittens: »Im Unterschied zu den USA möchten die EU-Staaten, daß Rußland seine Rolle bei der Friedenssicherung in diesem Raum stärkt.« Viertens: »Die EU teilt auch nicht die amerikanische Faszination für die Türkei als Hauptanker in Zentralasien und im Kaukasus. Die Europäer sehen die Gefahr, daß die Türkei sich zu sehr daran gewöhnt, Rußland und Iran einzudämmen.« Hinzu kommt unter anderem noch Kritik an der egoistischen US-»Pipeline-Diplomatie« sowie die Warnung vor einer »dominierenden US-Politik in der Region«. Und Rahr versäumt es natürlich

nicht, gegen die globale US-Hegemonie die mittlerweile als Kampfbegriff etablierte Vision der »multipolaren Welt« aufzurufen: »Hier nähern sich russische Anliegen den chinesischen und zunehmend auch westeuropäischen Anliegen an.«

Um dies zu bekräftigen, war Gerhard Schröder kürzlich in Pakistan, Indien und Shanghai. Er hatte nach Angaben der ARD-»Tagesthemen« »die größte Wirtschaftsdelegation aller Zeiten« dabei. Zur gleichen Zeit bombardierten die Amerikaner Kandahar. Natürlich hat das eine mit dem anderen nichts tun. Einer der Albertinis wird das bezeugen.

Ralf Schröder schrieb in KONKRET 11/01 über Terroristen gegen Terror

Konkret 12/01, S. 38

Thomas Becker

Konkret-Extra
Krieg, Koran und Kapital
Pipe-Dreams in Tblissi

Islamische Terroristen haben mit Hilfe der georgischen Regierung eine Offensive gegen die prorussische Sezessionsrepublik Abchasien gestartet

»Ich bin mir sicher, daß wir nach Abchasien zurückkehren werden, und das wird sehr bald geschehen. Wir haben jetzt die Möglichkeiten und die internationale Unterstützung. Wir sind dem Sieg näher als jemals zuvor.« Als Eduard Schewardnadse, der ehemalige sowjetische Außenminister unter Gorbatschow und heutige Staatspräsident Georgiens dies am 11. Oktober auf einer Vertriebenen-Kundgebung in Tiflis (Tblissi) ankündigte, hatte der Krieg schon begonnen. Eine Woche zuvor hatten etwa 500 Terroristen den offenbar von langer Hand geplanten Angriff mit dem Überfall auf abchasische Dörfer in der Gegend um die Kodori-Schlucht, der Waffenstillstandslinie zwischen den ehemaligen Kriegsparteien, gestartet. Wie russische Nachrichtenagenturen bereits am 24. August berichtet hatten, handelte es sich um einige georgische Milizen und eine größere Formation tschetschenischer Islamisten unter dem Kommando des im ersten Tschetschenienkrieg als Befehlshaber der Südwestfront berühmt gewordenen Terroristen Rusland Gelaev. Die tschetschenischen Einheiten seien quer durch Georgien an die Schwarzmeerküste marschiert. Von georgischer Seite wurden entsprechende Nachrichten als gegen das Land gerichtete Propaganda bezeichnet, bis der Raketenabschuß eines Hubschraubers der Vereinten Nationen über dem Kampfgebiet am 8. Oktober die Aufmerksamkeit der internationalen Öffentlichkeit auf das Geschehen lenkte.

Jetzt kündigte die Regierung in Tiflis die Entsendung eigener Truppen in das Kriegsgebiet an, angeblich um die dortigen Zivilisten zu beschützen – ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, da den abchasischen Streitkräften endlich die Einkesselung der Terroristen gelungen schien. Während zum ersten Mal abchasische Kampfflugzeuge zur Bekämpfung der Invasoren im nördlichen Teil der Kodori-Schlucht zum Einsatz kamen, brachte Georgien in dem von ihm kontrollierten südlichen Teil seine Streitkräfte in Stellung.

Daß es bislang noch nicht zum direkten Schlagabtausch zwischen Georgien und seiner ehemaligen Provinz Abchasien gekommen ist, die nach der Unabhängigkeitserklärung Georgiens von 1992 bis 1993 einen erbitterten Sezessionskrieg ausgetragen hatten und seither faktisch zwei Staaten bilden, ist sicherlich auch den russischen Friedenstruppen zu verdanken, die seit 1994 in der Krisenregion stationiert sind. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen, die zur Sicherung des Waffenstillstands eine Beobachtermission in Georgien (Unomig) unterhalten, hat in seinen Resolutionen die Zusammenarbeit zwischen Unomig und den russischen Friedenstruppen stets als »exzellent auf allen Ebenen« bezeichnet und »die Wichtigkeit der Fortsetzung und Erweiterung der Kooperation und Koordination« unterstrichen. Georgien sieht das anders: Das Parlament kündigte das Mandat der russischen Friedenstruppe am 12. Oktober, ihr wurden drei Monate Zeit zum Abzug eingeräumt.

Schewardnadses Absicht ist es, die derzeit im Auftrag der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (Gus), dem Verbund der meisten Nachfolgestaaten der Sowjetunion, agierenden russischen Friedenstruppen zuerst durch eine Truppe der Vereinten Nationen und später durch Nato-Streitkräfte zu ersetzen, um mit deren Hilfe das abtrünnige Abchasien zurückzuerobern. Georgien soll sich von der Gus lösen und statt dessen bei der dritten Runde der Nato-Osterweiterung dabei sein. Die »internationale Unterstützung«, die Schewardnadse zu diesem Zweck für sich reklamiert, kommt, siehe oben, offensichtlich nicht von den Vereinten Nationen. Sie kommt aus Berlin und Brüssel. Schon jetzt ist Georgien der Staat im Südkaukasus mit der engsten Anbindung an die Europäische Union, seit April 1999 der erste Staat der Region im Europarat und einer der Favoriten der deutschen Außenpolitik.

Beim ersten Staatsbesuch eines deutschen Regierungschefs in Tiflis am 31. März 2000 versicherte Gerhard Schröder: »Georgien liegt in einer Region, die oft auch als ›Bienenkorb der Völker‹ bezeichnet wird ... Die separatistischen Bestrebungen in Abchasien und Südossetien gefährden die innere Einheit Georgiens und verlangsamen die wirtschaftliche Entwicklung ... Wir treten für die sichere Rückkehr der Flüchtlinge und Vertriebenen in ihre Heimatorte ein. Bei den Vermittlungsbemühungen im Abchasienkonflikt sind wir besonders engagiert ... Der Leiter der UN-Beobachtergruppe, Dieter Boden, ist Deutscher. Deutsche Soldaten stellen das größte nationale Kontingent zur Überwachung des Waffenstillstands. Mehrfach in Folge haben wir den Leiter der OSZE-Mission in Georgien gestellt.«

Georgien hat von Deutschland seit seiner staatlichen Unabhängigkeit (1992) rund 400 Millionen Mark Entwicklungshilfe bekommen, auch ein Drittel der EU-Hilfe für Georgien kommt aus deutschen Kassen. Schröder erklärt den Grund: »Die

südkaukasische Region ist reich an Bodenschätzen. Der Transport von Öl und Gas zu den Weltmärkten ist eine strategische Frage. Die politische Entscheidung zum Bau der Pipelines von Baku nach Ceyhan hat die Bedeutung Georgiens für jedermann sichtbar gemacht.«

Im Juli 2002 sollen die Ingenieursarbeiten für den Bau der Pipelines von Baku nach Ceyhan, dem türkischen Hafen am Schwarzen Meer, beginnen. Auf einer Konferenz am 10. Oktober, zu der das Center for Strategic and International Studies in Washington die wichtigsten Manager des Pipeline-Projekts eingeladen hatte, wurde angesichts der Vorkommnisse in Georgien und Abchasien bereits »zusätzliches Training für die georgischen Streitkräfte« gefordert. Will man an die Energieressourcen rund um das Kaspische Meer gelangen und dabei russisches Einflußgebiet umgehen, so führt an Georgien – und an der Rückeroberung Abchasiens, das jüngst seine Absicht einer Reintegration in die Russische Föderation angekündigt hat – im wahrsten Sinne des Wortes kein Weg vorbei.

Thomas Becker schrieb in KONKRET 9/2000 über die Unterstützung der serbischen Opposition durch die Nato

Konkret 12/01, S. 38

Thomas von der Osten-Sacken, Thomas Uwer

Konkret-Extra
Krieg, Koran und Kapital
Nach der »Befreiung«

Über die Geburt des Islamismus aus dem Scheitern emanzipatorischer Bewegungen

»Einen Europäer umbringen heißt zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen ... Was übrig bleibt, ist ein toter Mensch und ein freier Mensch.«

Jean-Paul Sartre, Vorwort zu Frantz Fanon: *Die Verdammten dieser Erde*

Vierzig Jahre nachdem Jean-Paul Sartre der Zentralschrift des Antiimperialismus von Frantz Fanon die These voranstellte, das einzig menschliche Erbe des europäischen Kolonialismus bestehe in der Zerstörung des kolonialistischen Europas, erlebt die Idee des gewaltsamen Aufruhrs gegen das Abendland eine unerwartete Renaissance. In Osama Bin Laden haben die deklassierten Massen von Indien über Ägypten bis nach Südamerika, die Frustrierten aller Länder einen Helden gefunden, der das alte Versprechen einer gewaltsamen (Selbst-)Befreiung zu einem Rachefeldzug gemodelt hat. Alle »Versatzstücke der ehemals säkularen Deutungsmuster sind noch vorhanden«, erklärte die ägyptische Schriftstellerin Cherifa Magdi schon vor längerem die Hegemonie des Islamismus unter den antiwestlichen Bewegungen, »Imperialismus, Antiimperialismus, Dritte Welt, Volkskrieg«. Nur haben sich die Negativchiffren von ihrem einstigen emanzipatorischen Gehalt gelöst, die Hoffnung auf den freien Menschen wurde eliminiert. Eben darin scheint paradoxerweise der Erfolg der Organisation Bin Ladens, Al-Qaida, zu liegen: Der Verzicht auf ein konkretes nationales Projekt, in dem der Gottesstaat sich verwirkliche, bietet einen Ausweg aus dem Widerspruch, in den die panarabischen und islamischen Bewegungen des Nahen Ostens mit der Übernahme nationalstaatlicher Macht geraten sind. Osama Bin Laden ist daher nicht die Antwort auf einen gescheiterten Modernisierungsprozeß, sondern lediglich dessen vorläufiger Höhepunkt.

Wie kaum eine andere Region ist der Nahe Osten noch immer gezeichnet von einer Dekolonisierung, die es nie verstanden hat, eine genuine, nationalistische Ideologie zu entwickeln. Die politischen Bewegungen der Region waren von Anfang an vom Widerspruch zwischen der panarabischen beziehungsweise panislamischen Ideologie und der nationalen Umsetzung in postkolonialen Staaten zerrissen. Soziale Inhalte verbanden sich von Anfang an mit der rückwärtsgewandten Hoffnung, eines Tages wieder ein Großreich zwischen Marokko und dem Irak zu errichten, das die Araber aus Unterdrückung und Unterentwicklung in eine Zukunft als Weltmacht führen würde. So deklarierte selbst Gamal Abd al-Nasser sein linksnationales Modernisierungsprogramm, das auf Ägypten zugeschnitten war, als gesamtarabisches, an dessen Ende die Überwindung der nationalen Aufsplitterung stehen würde. Obwohl fast alle konkreten Schritte – etwa der Zusammenschluß von Ägypten und Syrien und die ägyptische Militärexpedition im Jemen – scheiterten, wurde Nasser zur ideologischen Leitfigur einer panarabischen Befreiung. Die vernichtende Niederlage, die Israel den arabischen Staaten im Sechstagekrieg 1967 zufügte, brachte dieses säkulare Entwicklungsmodell zum ideologischen Kollaps. Mit dem offenkundigen Scheitern Nassers verwandelte sich der Panarabismus endgültig vom säkularen sozialistischen Heilsversprechen in ein Legitimationsmuster erstarrter Herrschaft. Hatte er zuvor noch die Überwindung der von korrupten Eliten diktatorisch verwalteten Nationalstaaten versprochen, so wurde mit seinem praktischen Ende die Verantwortung für die politischen Entwicklungen auf einen äußeren Feind projiziert. Politik wird im Nahen Osten auch von linken Bewegungen seitdem vornehmlich als das Ergebnis amerikanischer und israelischer Strategie verstanden, antiimperialistische und marxistische Inhalte verblaßten zu antiwestlichen Phrasen und wurden zu Bausteinen verschwörungstheoretischer Erklärungen. Erst jetzt begann der Aufstieg des Islamismus – von der Wohlfahrtsideologie kleiner Zirkel zur politischen Bewegung.

Der Islamismus verstand es sehr schnell, das ideologische Vakuum im Nahen Osten zu füllen, indem er »die Ziele des arabischen Sozialismus (übernahm) und sie mit einer islamischen Terminologie versetzte« (Albrecht Metzger). Er war damit auch eine Reaktion auf das Scheitern des säkular-sozialistischen Modells und zog in seiner antiwestlichen Rigidität viele Exlinke und Kommunisten in seinen Bann. Wie in anderen Ländern wurden sie so zu besonders rigiden Sprechern und Führern der neuen antiemanzipatorischen Bewegung. Zugleich traten die Islamisten aber auch als ausgeprägt antikommunistische Gruppierung auf, die in den siebziger Jahren von den Regierungen arabischer Staaten im Kampf gegen die nach wie vor starken marxistischen und linksnationalistischen Organisationen instrumentalisiert wurde. Ihre eigentliche Stärke schöpfte die Bewegung aus der panislamischen Idee, die die Unzufriedenheit mit der in Repression umgeschlagenen nationalen Befreiung in den postkolonialen Staaten bedienen und dennoch unmittelbar an die panarabische Ideologie anknüpfen konnte. Gerade diese Verbindung eines antiwestlich verflachten Antiimperialismus, mit dem eine über

Wohlfahrtspolitik geschaffene Basis sozial Deklassierter mobilisiert wurde, mit partikularistischen Motiven, machte aus dem Islamismus entgegen einer weitverbreiteten Meinung nicht etwa eine rückwärtsgewandte, sondern eine extrem moderne Bewegung.

Die Stärke der Bewegung, sowohl Deklassierte als auch unzufriedene Intellektuelle über nationale Grenzen hinweg zu mobilisieren, sollte sich als ihr Dilemma erweisen, als sie von der Opposition in die Rolle einer nationalen Regierung wechselte. Denn wie zuvor schon Panarabismus und Nation, so widersprachen sich auch islamische »Umma« und Nationalstaat diametral. Sobald eine islamische Bewegung, wie 1979 im Iran, revolutionär die Macht ergreift, steht sie daher, wie zuvor der arabische Nationalismus, vor dem unlösbaren Problem, einen bestehenden Nationalstaat übernehmen zu müssen, dessen Existenz sie axiomatisch ablehnt. Im Iran konnte man beobachten, wie der revolutionäre und internationalistische Elan der Bewegung langsam in der Erhaltung staatlicher Institutionen aufging. Die in Teheran vonstatten gehende »Säkularisierung« und Nationalisierung markiert zugleich den Wendepunkt islamistischer Bewegungen insgesamt. Während Gruppen wie die Hisbollah als Instrument nationaler Politik zur Destabilisierung Israels dienen, hat der Islamismus seine Rolle als realpolitische Option in den meisten Ländern eingebüßt. Die radikale internationalistische Variante des Osama Bin Laden trat zu einem Zeitpunkt auf den Plan, an dem die meisten islamistischen Bewegungen ihren Höhepunkt überschritten hatten. Als Reaktion auf die nationale Erstarrung, die dem traditionellen Islamismus den revolutionären Elan genommen hat, ist Al-Qaida aber nicht weniger gefährlich. Im Gegenteil: Die Herauslösung des manichäichen islamistischen Weltbildes aus den zweckrationalen Erfordernissen der »nationalen Befreiung« hat nicht nur zu einer erneuten Internationalisierung der Bewegung, sondern auch zu einer »Entgrenzung« des Feindes geführt. Al-Qaida bekämpft nicht mehr vornehmlich den Staat Israel, sondern ein vermeintlich dahinter- stehendes Prinzip, das sich in den USA manifestiert. In den Taten von Al-Qaida und den Statements Bin Ladens findet der sich seit Jahrzehnten radikalisierende arabische Antisemitismus so seine konsequenteste Anwendung.

Ideologisch knüpft Al-Qaida dabei an eine Tendenz an, die nicht länger in Israel – als dem Gegner im regionalen, nationalstaatlichen Konflikt – den Hauptfeind sieht, sondern im »jüdischen Prinzip« des Bösen, das längst mit den USA identifiziert wird. Israel selbst gilt nur noch als eine, wenn auch zentrale, Agentur dieser Macht im Nahen Osten; als weitere »Agenturen« der Juden werden die gemäßigten arabischen Regimes bekämpft. Schon vor einiger Zeit konstatierte der britische Antisemitismusforscher Bernhard Lewis einen qualitativen Wandel innerhalb der antisemitischen Schriften des Nahen Ostens. »Während man zuvor die Zionisten als Agenten oder Werkzeuge der imperialen Mächte bezeichnete, werden jetzt die imperialen Mächte und Supermächte selbst als hilflose Marionetten dargestellt, deren Fäden Juden ziehen, die im Verborgenen ihre Weltherrschaftspläne verfolgen.« Als Osama Bin Laden gemeinsam mit islamistischen Gruppen aus Ägypten, Bangladesch und Pakistan im Februar 1998 die »Islamic Struggle Front« ins Leben rief, war diese nicht nur als neue islamistische Internationale geplant. Al- Qaida verfolgte zusätzlich das erklärte Ziel, weltweit »das jüdische Prinzip« selbst bekämpfen zu wollen. Die in jüngster Zeit oft zitierte Erklärung Bin Ladens, in der die Tötung von Amerikanern als höchste Pflicht firmiert, stammt aus dieser Zeit und belegt diesen Wandel. Amerikaner gelten nicht mehr nur als Unterstützer des verhaßten jüdischen Staates, sondern werden selbst als besonders mächtiger Ausdruck des jüdischen Prinzips einer abstrakten Weltherrschaft identifiziert. Nur ein globaler, selbst auf Weltherrschaft zielender Krieg, in dem der Islam sich als Avantgarde der von den Juden Unterdrückten und Ausgebeuteten versteht, kann dieses Übel aus der Welt räumen.

Es scheint, als sei bei Al-Qaida vor dem Hintergrund der gemeinsamen Erfahrung in Afghanistan der nahöstliche Antisemitismus mit dem früheren Kampf gegen die Sowjetunion verschmolzen. Begann dieser 1979 noch als vermeintlich nationaler Befreiungskampf gegen »Fremdherrschaft«, so wurde er im Laufe der achtziger Jahre zu einem globalen Ringen zwischen Gut und Böse aufgewertet, an dem sich nicht nur die USA mit Finanz- und Waffenhilfe, sondern auch Freiwillige aus arabischen und islamischen Ländern beteiligten. Das augenfällige Phänomen, daß sich die islamistischen Afghanistankämpfer nach der Niederlage der Sowjetunion ausgerechnet gegen jene wendeten, von denen sie zuvor die größte Unterstützung erhalten hatten, läßt sich mit Blick auf den Antisemitismus in Europa verstehen. Der war dort die einzige Ideologie, die sowohl den Kapitalismus in seiner bürgerlichen Ausprägung als auch den Bolschewismus als zwei Seiten jüdischer Herrschaft aufgefaßt und als Ausdrucksformen desselben Prinzips bekämpft hatte.

Es scheint, als habe sich der Islamismus, nachdem er in Afghanistan einen Sieg gegen die Sowjetunion errungen hatte, nun dem nächsten Ausdruck des »jüdischen Prinzips«, dem US-Imperialismus, zugewandt. Eben diese Konzentration auf einen abstrakten Antisemitismus macht Al-Qaida zugleich so gefährlich, weil er den nationalen Rahmen sprengt, der die islamistische Bewegung den Zwängen zweckrationalen politischen Handelns unterwarf und sie damit kontrollierbar machte. Antisemitismus und Antiamerikanismus, die in den islamischen und arabischen Staaten zur Herrschaftsstabilisierung innerhalb der regionalen Ordnung dienen, werden jetzt zu Elementen der Destabilisierung. Die antisemitische Ideologie der Al-Qaida ist revolutionär-konterrevolutionär und nicht reaktionär. Ihr geht es um die Zerstörung der herrschenden Ordnung, nicht um deren regionale Zementierung. Genau dieser Unterschied macht Osama Bin Laden überall dort in der »Dritten Welt« zum Helden, wo Befreiungsbewegungen sich vom Marxismus verabschiedet haben und der nationale Antiimperialismus selbst zur Herrschaftsform erstarrte.

Der Erfolg Bin Ladens sollte daher auch als Hinweis darauf verstanden werden, daß die Region des Nahen Ostens weiter denn je von einer emanzipatorischen Lösung des nachkolonialen Dilemmas entfernt ist. Dies nicht zuletzt, weil Israel selbst, das in Deutschland gerne für die Politik der Islamisten verantwortlich gemacht wird, nur mehr die sekundäre Rolle einer Chiffre im antisemitischen Weltbild des radikalen Islamismus spielt. Dessen Erfolg gründet unter anderem darauf, daß er es vermocht hat, den antiwestlichen Reflex, als Überbleibsel der antikolonialen Bewegung, mit dem Antisemitismus zu verknüpfen. Der arabisch-israelische Intellektuelle und Knesset-Abgeordnete Azmi Bishara nahm die Rolle bereits vorweg, die Bin Laden einzunehmen strebt, indem er ihn als »Che Guevara des 21. Jahrhunderts« bezeichnete. Seine weit über die islamische Welt hinausstrahlende Faszination ist nur aus dieser universalistischen antisemitischen Weltanschauung zu erklären, die sich in Taten und nicht mehr, wie bei anderen nahöstlichen Führen, in langatmigen, folgenlosen Reden, ausdrückt.

Thomas von der Osten-Sacken und Thomas Uwer sind Koautoren des Buches »Hat Israel noch eine Chance? Palästina in der neuen Weltordnung« (konkret texte 29)

Konkret 12/01, S. 40

Bernhard Schmid

Konkret-Extra
Krieg, Koran und Kapital
Bewegung 11. September?

Der Islamismus in Algerien – eine Fallstudie über das Scheitern staatssozialistischer Modernisierung

Das Beispiel Algeriens zeigt besonders deutlich, daß die verbreitete Auffassung, bei der politischen Bewegung des Islamismus handele es sich um einen Rückstand der Vormoderne, um einen Überlebenskampf überkommener Tradition oder um eine Wiederkehr des Mittelalters, zur Klärung des Erfolgs islamistischer Bewegungen nichts taugt.

Tatsächlich hat in Algerien über lange Zeit ein Austausch der gesellschaftlichen Eliten stattgefunden, der es verbietet, das islamistische Phänomen etwa als Überbleibsel feudaler Sozialstrukturen zu interpretieren. Dagegen sprechen bereits die Ergebnisse des Kolonialismus, der auf Algerien ganz anders einwirkte als auf andere durch die westlichen Großmächte unterworfene Länder. Denn Algerien wurde durch Frankreich, dessen Herrschaft verhältnismäßig lange andauerte – von 1830 bis 1962 – , als Siedlungskolonie behandelt. Der größere Teil der alteingesessenen Eliten wurde enteignet, ihr Landbesitz ging an Europäer über.

Der größte Teil der Bevölkerung wurde aus der traditionellen Sozialstruktur herausgerissen und in das umgeformt, was der linke algerische Historiker Mohammed Harbi – in Anlehnung an einen Begriff aus dem antiken Rom – als »die Plebs« bezeichnet: eine mehr oder minder verarmte und (sub)proletarisierte Masse von Menschen, die aber weder als Arbeiter noch als Bauern eine dauerhafte gesellschaftliche Stellung einnimmt, sondern als Hilfskräfte der Europäer – vom nur zeitweise aktiven Landarbeiter bis zur Hausdienerin – von diesen irgendwie durchgefüttert wird.

Andererseits funktionierte die Gesellschaftsordnung im französischen Algerien auf der Basis eines Apartheidsystems, das mit religiösen Kategorien operierte. Dadurch wurde die Frage der Konfessionszugehörigkeit, und nebenbei der Herkunft, zum zentralen gesellschaftlichen Identifikationskriterium, aus dem Rechtspositionen abgeleitet werden konnten. Hier findet sich bereits eine der Zutaten für den Diskurs, der später den Erfolg des Fis (= »Islamische Rettungsfront«) von 1989 bis 1992 ausmachte und in dem das Bekenntnis zum Islam und das Eintreten für die sozial Entrechteten wie Synonyme behandelt werden.

Dieses Element allein genügt aber noch nicht, um die Genese des Islamismus als, der Form nach, moderne Massenbewegung zu verstehen. Denn der entstand keineswegs als spontane und direkte Reaktion auf den Kolonialismus. Im Gegenteil hat gerade der algerische Befreiungskrieg von 1954 bis 1962 (der nach offiziellen Angaben 30.000 Tote auf französischer Seite und mindestens 1,5 Millionen Opfer auf algerischer Seite kostete) seinerseits zu einer Verdrängung der traditionellen, religiösen Eliten geführt. Diese fürchteten nach dem Krieg nichts so sehr wie eine weitere Erschütterung der ohnehin bedrohten herkömmlichen Sozialordnung durch eine Mobilisierung der »Plebejer«. Sie setzten daher auf Ruhe und Ordnung – und die Erziehung im Sinne der Wiederentdeckung traditioneller Werte.

In den frühen Jahren nach der Unabhängigkeit war Algerien weit von der Vorstellung eines Religionsstaats entfernt. Wenn auch vom Islam viel die Rede war, so war das doch anfangs eher als vage kulturelle Selbstbeschreibung in Abgrenzung vom kolonialen Erbe gemeint. Im Laufe der Jahre und parallel zur Mutation der Befreiungsbewegung FLN zur zunehmend konservativen und auf reinen Machterhalt ausgerichteten Staatspartei, änderten sich die Inhalte, mit denen die Begriffshülsen gefüllt wurden. Die Bezüge auf den Islam und das Arabertum, anfänglich nur eine Chiffre für die materiellen Vorstellungen von einer neuen Sozialordnung, wurden – je weniger greifbar die sozialen Erfolge der neuen Staatsmacht wurden desto mehr – immer essentialistischer. Gleichzeitig wurde die Ablösung der ursprünglich links vom Regime stehenden Opposition durch den Islamismus – der sich anfangs aus konservativen Widerständen etwa gegen die Agrarreform herausgebildet hatte – von Teilen des Regimes wohlwollend begleitet. Um die zwar illegale, aber (auch aus Rücksicht auf die verbündete UdSSR) tolerierte algerische KP, die Anfang der siebziger Jahre noch stark war, und andere linke Strömungen aus den Universitäten zu verdrängen, ließen die Behörden islamistischen Gruppen etwa ab 1975 quasi freien Lauf.

Daß letztlich beim Zusammenbruch des FLN-Systems der Islamismus als kollektiver Robin Hood der Armen und Gedemütigten erscheinen konnte, hat allerdings noch weitere Ursachen. Da ist zum einen das Scheitern des staatssozialistischen Entwicklungsmodells, das der FLN seit Ende der sechziger Jahre erprobt hatte. Dafür waren das Zusammenspiel von westlichem Technikdiktat und Korruption innerhalb der staatlichen Nomenklatura verantwortlich – Algerien wurden etwa schlüsselfertige Fabriken mit veralteter Technologie angedreht, die kaum funktionierte – sowie der Ölpreisverfall Mitte der achtziger Jahre.

Zum anderen spielte die strategische Niederlage der Linken eine bedeutende Rolle. Ein Teil von ihr, darunter die ehemals realsozialistisch orientierte algerische KP, hatte sich völlig in das Schlepptau eines vermeintlich modernistischen Teils der herrschenden Oligarchie begeben. Die nun in MDS (Demokratische und soziale Bewegung) umbenannte Partei erklärte, man müsse auf aufgeklärte Teile der Eliten setzen, um das Land endlich von einer unterentwickelten Ölrenten-Ökonomie zu einem »normalen Kapitalismus« zu entwickeln. Die bürgerliche Demokratie werde sich dann mittelfristig gleichsam automatisch einstellen. Unterdessen haben andere Teile der Linken den exakt entgegengesetzten Fehler begangen und sich hemmungslos den Islamisten angebiedert. Dies gilt in Algerien beispielsweise für den Parti des travailleurs (PT, Arbeiterpartei), eine kleine Organisation, die sich auf den Trotzkismus bezieht. Zwar haben sich andere Teile der Linken, etwa der ebenfalls trotzkistische PST (Sozialistische Arbeiterpartei), ihre Unabhängigkeit sowohl gegenüber den Eliten als auch gegenüber dem Islamismus bewahrt. Sie sind jedoch in der momentanen Situation zu schwach, um eine breite gesellschaftliche Bewegung zu organisieren – auch wenn ihre Bedeutung mit der Revolte des Frühjahrs 2001 in der berberischen Region sprunghaft gewachsen ist.

Islamismus und Gewalt

Anfang der neunziger Jahre bildeten sich am Rande und im Umfeld der islamistischen Massenbewegung und des Fis eine Reihe islamischer Milizen heraus, die sich zur Aufgabe setzten, das islamische Sittengesetz notfalls gewaltsam durchzusetzen. Gemäß diesem Gesetz soll das »natürliche Wesen« der islamischen Gesellschaft, das durch die Moderne in Frage gestellt ist, mittels Zwang und Druck auf das Individuum wiederhergestellt werden, im Regelfall einschließlich körperlicher Züchtigungen. Sämtliche Umwälzungs- und Verwerfungserscheinungen in der Gesellschaft, von der Massenarmut bis zur Frauenemanzipation, werden als Ausdruck einer von »außen« kommenden »Überfremdung« aufgefaßt.

Mit dem Abbruch der Parlamentswahlen und der gesetzlichen Auflösung des Fis im März 1992 begann eine Ära der Repression gegen die Aktivisten der islamistischen Bewegung. Die Verhaftung der den Sicherheitskräften bekannten Kader der Islamisten sorgte, in Verbindung mit einer Dampfwalzen-Repression gegen die pauschal der Sympathie verdächtigten Armenviertel, dafür, daß die Bewegung von Solidarisierungseffekten profitierte und immer unkontrollierbarer wurde. Aufgepeitschte junge Gefolgsleute traten an die Stelle politisch-strategisch handelnder Kader. Ab Anfang 1993 brach die Ära der selbsternannten »Emire« (islamische Befehlshaber) an, die über Mikroterritorien herrschten – oft sozial deklassierte Zonen, die der Staatsapparat vorübergehend ihrem Schicksal überließ, um sich auf die Verteidigung der Wohngebiete der Eliten zu konzentrieren – und auf eigene Faust einen »Heiligen Krieg« zu führen begannen.

Zwei nicht unbedingt kontradiktorische, aber doch auseinanderstrebende Linien prägten ab 1993/94 die islamistische Gewalt, die das Land mit Massakern zu überziehen begann. Auf der einen Seite stand die Strategie einer dem Fis entsprungenen Guerilla, deren wichtigste Vertretung die »Islamische Rettungsarmee« AIS bildete und die an erster Stelle das Ziel einer politischen Machteroberung verfolgte. Auf der anderen Seite entwickelte sich eine Anzahl selbständig operierender Guerillagrüppchen, deren wichtigste alsbald die »Bewaffneten Islamischen Gruppen« (Gia) waren. Diese Gruppen wiesen einen Doppelcharakter auf: Sie waren einerseits religiöse Sekten, andererseits kriminelle Banden. Die Selbstlegitimation durch die »heilige Sache« wurde zum Deckmantel der Rechtfertigung einer Raub-, Plünderungs- und Aneignungsökonomie, die – im Kontext einer Anfang der neunziger Jahre zusammenbrechenden Volkswirtschaft – den Rücksichtslosesten das Überleben auf Kosten des Rests sichern sollte.

Vor allem das Vorgehen der Gia führte binnen weniger Jahre dazu, daß die islamistischen Guerillabewegungen den allergrößten Teil der zuvor genossenen Unterstützung – denn anfangs sahen Teile der Bevölkerung in ihnen eine Art Rächer der Entrechteten – bis 1995/96 wieder verloren. Die großen Massaker des Sommers 1997 sind die logische Konsequenz dieses Prozesses gewesen. Die materielle Basis ihres Kampfes immer schneller einbüßend, entschieden sich vor allem die Gia für eine blutige Flucht nach vorn. Aber auch die stärker im Sinne einer politischen Logik operierenden Gruppen verloren den Rückhalt in der Bevölkerung. So hat auch die parteinahe AIS, wenngleich sie weniger flächendeckend Zivilisten mordete als etwa die Gia, in den von ihr kontrollierten Zonen hinreichend bewiesen, daß sie die Bevölkerung nur mit rigidem Tugendterror beglücken kann – und nicht mit einer Verbesserung des Lebens.

Das Ziel einer islamistischen Machtübernahme in gewaltsamer Form ist in Algerien auf absehbare Zeit gescheitert (auch wenn eine Reihe kriminell-islamistischer Banden nach wie vor aktiv ist – ihr Treiben kostete im Jahr 2000 noch 9.000 Menschen das Leben). Das bedeutet jedoch nicht, daß der politische Islamismus die Auseinandersetzung bereits und auf Dauer verloren hätte. Denn erstens ist der gesellschaftliche Nährboden, auf dem die Zustimmung zur islamistischen Scheinalternative gedeihen konnte, nicht verschwunden: Armut und Perspektivlosigkeit sind in den letzten beiden Jahren eher noch gewachsen. Zweitens betreibt die regierenden Oligarchie die Einbindung von Teilen des politischen Islamismus in das offizielle Politikgeschäft, jedenfalls soweit diese von revolutionärer Demagogie Abstand nehmen, und verzichtet immer mehr auf eine klare Distanzierung. Und drittens ist die Möglichkeit einer linken sozialistischen Alternative nach wie vor in weiter Ferne, auch wenn sie in den Berber-Riots des Frühsommers 2001 wieder sichtbar geworden ist.

Bernhard Schmid schrieb in KONKRET 8/2001 über den französischen Politiker Chevenement

Konkret 12/01, S. 42

Jürgen Roth

Konkret-Extra
Krieg, Koran und Kapital
Küsse ohne Schweinefleisch

Im Schlepptau des islamistischen Terrors kommt Religiosität wieder groß raus

»Je leerer das Leben, desto voller, desto konkreter ist Gott.«
Ludwig Feuerbach

»Ich werde *tabula rasa* machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachschen Niveau bin«, notierte Gottfried Keller nach Ludwig Feuerbachs Heidelberger Vorlesung im Januar 1849. Seit dem 11. September 2001 darf nicht nur kein Zeitungsartikel mehr erscheinen, in dem *nicht* »seit dem 11. September 2001« geschrieben steht, es darf auch keine Sondersendung des Fernsehens, keine Talkshow und keine Expertenrunde mehr vom Arche-Noah-Stapel laufen, in der *nicht* a) die Autorität eines Religions- und insbesondere Islamwissenschaftlers bemüht und b) die Autorität der Religion untermauert wird. Die Welt glaubt, daß die Schwarte kracht, und da der Glaube an den Glauben keine Grenzen mehr kennt in einer Welt ohne Grenzen, grenzt das ganze Spektakel um die schon etwas älteren Gotteshüte, Glaubensartikel und Dogmen folgerichtig an den gewöhnlichen Wahnsinn einer medial globalisierten Welt, in der Unmündigkeit, Fanatismus und Dummheit zu den ersten Zugangsbedingungen zählen.

Es soll mal eine Zeit gegeben haben, in der die Bezeichnung »Gottloser« eine Selbstverständlichkeit oder gar ein Ehrentitel, ein Synonym für Zurechnungsfähigkeit, Würde, humane Gelassenheit gewesen ist. Heute, post New York, genauer: »seit dem religiös begründeten Massenmord«, stellt eine Schmockerbude wie das ZDF-»Nachtstudio« rund um den namentlich recht zeitgeistproperen Moderator Volker Panzer in geschichtsphilosophischem Überbietungsgestus fest: »Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte von Kämpfen um den rechten Glauben.« Das muß sie wohl sein, wenn man unter dem Titel »Die Zukunft der Religionen« (24. Oktober 2001) tonnenweise Indizien dafür glaubt finden zu können, »daß wir Menschen den Schutz einer wie auch immer gearteten festen Wertegemeinschaft brauchen« – nein, nicht den Schutz der wertvollen Schäubleschen Volksgemeinschaft (die kommt vollphraseologisch erst wieder, hat sich der heilige Hokuspokus zu Tode gebimmelt), sondern den Schutz der seligen Kirchen, der Religion oder des Glaubens, in welcher historisch oder individualpsychologisch atavistischen Form auch immer.

»Die Kritik der Religion ist die Voraussetzung aller Kritik«, hieß es bei Marx *(Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie)*, und während im Zuge der omnilateralen geistigen Mobilmachung und intellektuellen Bankrotterklärungen jeder noch so sachte Hauch an Kritik den Öffentlichkeitsmob gegen etwaige Abweichler in Angriffsposition bringt, steht natürlich nichts seltener zur Debatte als eine Kritik der Religion. Den Islam einer gründlichen Sichtung unterziehen? Gott bewahre! An die Geschichte des Christentums und seiner konkurrierenden Erlösungssysteme erinnern? Um Himmels willen, nein!

»Nach den Anschlägen« (»FAZ«) – es betet sich wie nicht gescheit und außer Rand und Band. Zugleich ist die Jagd auf »Unglaubensgenossen« (S. Freud) eröffnet, Aufklärung keinen schrumpeligen Pfifferling wert. Die einfachsten Erkenntnisse sind verschüttet. Alles wird zurückgedreht. Gott sei »nichts anderes ... als das vergötterte und vergegenständlichte geistige Wesen des Menschen«, lautete eine der zentralen Thesen des freundlichen Anthropologen Feuerbach, und in der Umkehrung jener großen »Illusion« (Freud) erblickte er die konkrete Möglichkeit zum glücklichen Gattungsleben der freien, irreduzibel eigensinnigen Individuen. Gott oder Allah hingegen, »eine bloße Einbildung, eine Vorspiegelung, durch die der Spekulant sich in die Illusion versetzt, daß das Objekt seiner Spekulation nicht sein eigenes Selbst, sondern ein anderes, das göttliche ist«, Gott regiert, selbst ohne Gottesstaat. »Auf dem dunklen Grund des Phantasmas« (Feuerbach) erwachsen die absonderlichsten outrierten Narreteien und gelten für wertvolle Kulturleistungen, obschon sie lediglich, wir dürfen das so sagen, Zeichen ungebremsten Selbstbetrugs sind, Ausdruck einer »gefährlichen Entfremdung« (Albert Esser) von der »Welt des Menschen« (Marx), welche als »ein verkehrtes Weltbewußtsein« (Marx) unüberschaubare Torheiten, Verblendungen, vulgo: Ideologien gebiert.

Es waren einst Forderungen wie diese in der Welt: »Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusion bedarf« (Marx); indes, »eine Verheutigung des Glaubens« (Hessischer Rundfunk 2, 4. November 2001), die es ernst meint mit »dem 11. September«, packt den heutigen Zustand am

Schopf und materialisiert sich bei vielfältigen Angeboten und Gelegenheiten im Irrsinn der grell illuminierten Illusion. »Ein 40-Tonnen-Lastwagen, ein ›Islam-Mobil‹, bringt Hamburgern in der Innenstadt das ›Innenleben‹ einer Moschee nahe«, meldete etwa die »FAZ« (22. Oktober), während das ZDF durch einen »Tag des Islam« (welcher Tag ist eigentlich dieser Tage kein Kirchentag?) offenbarte, welch unerschütterliche und hochherrlich zu preisende Macht die fixen spirituellen Ideen über sämtliche Klassen und »ethnische Gruppen« hinweg ausüben. Da belobigte man die »muslimische Gemeinde« als naturgegebene Sozietät und Integrationsinstitut par excellence, feierte die unbezweifelbaren »Rituale ihrer Religion« und den Willen zum Kopftuch und präsentierte ein christlich-muslimisches Paar junger Schäfchen, dessen Gemischtkonfessionalität irgendeinen Lebensführungsvorbildcharakter illustrierte: »Wenn ich dich küsse, ist es für mich auch selbstverständlich, daß ich kein Schweinefleisch mehr esse«, was bedeutet: Ihre Ehe »soll ein Zeichen setzen für die Überwindung von Grenzen« – »und das glauben wir weiterhin ganz fest« (Gatte Michael, Christ).

An »die multireligiöse Gesellschaft« sollt ihr glauben! tönen allerorten bigotte Bürger und Religionslehrer, und freilich »gegen Pauschalisierung« moderiert der haupthaarliche Wiedergänger Jesu, Michael Steinbrecher, an, der, Fr. Schorlemmers »Poesie des Glaubens« eingedenk, »ein Besinnen auf Religion« diagnostiziert und rhetorisch fragt: »Wie ist das eigentlich allgemein mit dem Verhältnis zur Religion in Deutschland?«

»Die Wolken ziehn dahin, sie ziehn auch wieder her«, beruhigte Karl Valentin. Die religiösen Nebel aber hängen tief. Darob erfand die wirre Welt jetzt den medialen Imperativ: »Hingehen und verständigen! Wir wissen zuwenig voneinander!« (Steinbrecher). Es schaut düster aus. Ein TV-Soziologe wie Wilhelm Heitmeyer erscheint als rarer Aufklärer, der ein wenig Licht ins Dunkel trägt und Distanz einerseits zu herumpfaffelnden »Islamkennern«, andererseits zum heterogen organisierten Islam einklagt, einem Milieu, das, entgegen den Beteuerungen diverser Gemeindevertreter und ihrer Frömmelfreunde, heilige Kriegshandlungen ambivalent bewertet, »Selbstethnisierung« forciert und die Trennung von Staat und Religion rigoros ablehnt.

»Wissenschaftler haben«, so Heitmeyer im Interview mit der »Taz« (24. Oktober), »eine kritisch aufklärende Bringschuld für die Gesellschaft« – indem sie eine »Generalabsolution« für Religion erteilen? Oder, um Herrn Steinbrecher die Kerze zu reichen: »Was meint Habermas, wenn er meint, wir müssen die Sprachen der Religion lernen?« Pflichtkoranbibelkreise? Tea-Ins? Fünf Ringelpieze pro Tag? Freies Heroin fürs Volk? Ja, was meint der staatsoffizielle Aufklärer und amtliche Stichwortgeber »zur geistigen Situation der Zeit«, ein Mann, dem Frankfurts OB Petra Roth anläßlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels bescheinigte: »Unermüdbarkeit des Nachdenkens, Unbestechlichkeit des Urteils und Unwille zur Resignation – dafür schuldet ihm unser Land Dank«?

Zu Beginn seiner Dankesrede »Glauben und Wissen« wühlte Habermas im Dramatisierungsfundus des Springer-Konzerns (»am 11. September ist die Spannung zwischen säkularer Gesellschaft und Religion ... explodiert«) und erreichte rasch Salbungshochform, da er einen besinnungstropfenden Käseauflauf servierte, der »die zivilreligiöse Trauergemeinde« mit seiner genuinen Dialektik der Schaumschlägerei kurzschloß: statt Gesellschaftstheorie Ideengeschichte, statt materialer Analyse Völkerpsychotherapie. Um den Fundamentalismus, geboren aus den vielbeschworenen »Ungleichzeitigkeiten«, zu zähmen, sei »die Aussicht auf Besserung der materiellen Lebensverhältnisse nur eines. Entscheidend ist der durch Gefühle der Erniedrigung offenbar blockierte Geisteswandel«, der sein westliches Äquivalent in der »Dialektik des eigenen, unabgeschlossenen Säkularisierungsprozesses« besitze. Die pastorale Kapitulation der Theorie vor dem Irrationalismus endete bei der Kanzelansprache: »Im Augenblick bleibt uns nicht viel mehr als die fahle Hoffnung auf eine List der Vernunft – und ein wenig Selbstbesinnung.« Alle Beter werden Brüder, bittebitte.

Die »Säkularisierung in unseren postsäkularen Gesellschaften« ist ein hehres »Projekt«, zumal Habermas' »Moderne« nun als zerlaberte Lukács-Version einer »obdachlosen Moderne« »den haltenden Mächten von Religion und Kirche« Konzessionen zu machen sich gezwungen sieht. »Habermas will die Sinnressource Religion retten«, strahlte der »Freitag« (43/2001) – will das »Bedürfnis nach außerrationalen Werten« (Arnold Gehlen) nämlich endlich anerkennen und ein »implizit Vermißtes« zur Geltung bringen. Kritische Theorie als Kirchentagsgrußadresse – wo Habermas postuliert, »religiöse Sichtweisen stärker zu berücksichtigen« (so die »FAZ« über den »letzten Metaphysiker«), bleibt neben der modischen Intervention wider den (moralisch, lebensweltlich) zersetzenden Funktionalismus der »wissenschaftlichen Theorien« der weiche Kniefall vor der gesellschaftlichen Demenz.

Den »normativen Gehalten« der »religiösen Überlieferung« die Reverenz zu erweisen, dergestalt, man möge den »Gläubigen« den »Argwohn« nehmen, »daß die abendländische Säkularisierung eine Einbahnstraße sein könnte, die die Religion am Rande liegen läßt«: Hier, an jenem Punkt, an dem Religion das Zentrum des Denkens und der Gesellschaft okkupiert, findet Kritische Theorie ihre Pointe. »Seine Ausführungen hörten sich dabei streckenweise wie ein theologisches Traktat an«, kommentierte die »FAZ« (15. Oktober). Das grüne Band der Sympathie der Kirchenfürsten und Glaubensmucker hatte sich der »Philosoph der Streitkultur« (Börsenverein) redlich verdient. »Das soziale Band, das aus gegenseitiger Anerkennung geknüpft wird, geht ... in den Begriffen des Vertrages, der rationalen Wahl und der Nutzenmaximierung nicht auf«, und die Angst muß ihn nicht länger umtreiben, »die Suche nach Gründen, die auf allgemeine Akzeptanz abzielen, würde ... zu einem unfairen Ausschluß der Religion aus der Öffentlichkeit führen«.

»Der Satz ›Gott schuf den Menschen sich zum Bilde‹ ist umzukehren in den Satz ›Der Mensch schuf Gott sich zum Bilde‹«, fixierte Feuerbach das erste Axiom aller (Religions-)Kritik. Habermas' gefühlte neue Gottnähe drehte es um und stellte, unter jedem Niveau, Marx auf den Hohlkopf: »Liebe kann es ohne Erkenntnis in einem anderen nicht geben. Deshalb muß das Gegenüber in Menschengestalt seinerseits frei sein, um die Zuwendung Gottes erwidern zu können. Trotz seiner Ebenbildlichkeit wird freilich auch dieser andere noch als Geschöpf Gottes vorgestellt. Diese Geschöpflichkeit des Ebenbildes drückt eine Intuition aus, die in unserem Zusammenhang auch dem religiös Unmusikalischen etwas sagen kann.«

Die Theologie sei »eine verwelkte schöne Blume, eine abgestreifte Puppenhülle, eine überstiegene Bildungsstufe«, warf Feuerbach Mitte des 19. Jahrhunderts den »Heuchlern im Talar« vor und dekretierte: »Der Glaube kennt nur Feinde oder Freunde, keine Unparteilichkeit; er ist nur für sich eingenommen. Der Glaube ist wesentlich intolerant – wesentlich, weil mit dem Glauben immer notwendig der Wahn verbunden ist, daß seine Sache die Sache Gottes sei, seine Ehre die Ehre Gottes.«

Offenbar muß man wieder ganz von vorn anfangen.

Jürgen Roth schrieb in KONKRET10/01 über Astrologie als Wissenschaft

Konkret 12/01, S. 44

Gerhard Henschel

Konkret-Extra
Krieg, Koran und Kapital
Sei doch kein Muselmann

Eine Koranrezension

An und für sich, ursprünglich und genaugenommen wäre der Islam eine liberale, tolerante und menschenfreundliche Religion, wenn Walter Jens, George W. Bush und der Präsident der Stiftung Weltethos recht hätten. Haben sie aber nicht. Sure 22, Vers 20-22: »Die aber ungläubig sind, zugeteilt sind ihnen Kleider aus Feuer, siedendes Wasser wird über ihre Köpfe gegossen. Schmelzen wird dadurch, was in ihren Leibern, und ihre Haut; eiserne Keulen sind ihnen. Sooft sie aus Schmerz daraus entfliehen wollen, sie werden darin zurückgebracht. Kostet nun die Qual des Brandes!«

Von solchen und ähnlichen Strafgerichtsträumen wimmelt es im Koran. »Keine Verzeihung jedoch denen, die Böses tun, bis der Tod ihnen nahe ist, dann aber sagen: traun, nun bereue ich. Auch nicht denen, die als Ungläubige sterben; diesen haben wir qualvolle Strafe bereitet« (4. Sure, V. 22). »Und denen, die Gold und Silber aufspeichern und es nicht für den Pfad Gottes aufwenden, verkünde qualvolle Strafe. An jenem Tage werden sie im Feuer der Hölle geglüht und damit gebrandmarkt ihre Stirnen, ihre Seiten und ihre Rücken: dies, was ihr für euch aufgespeichert; nun kostet, was ihr aufgespeichert!« (9. Sure, V. 34-35). »Wahrlich, die Sünder sind in Irrung und Wahnsinn. An jenem Tag werden sie auf ihren Gesichtern ins Fegefeuer geschleift: Kostet nun die Berührung der Hölle!« (Sure 54, V. 47-48).

Dem unbefangenen Leser stellen sich die anonymen Autoren des Korans als zürnende Wüstensöhne dar, die sich aus Haß auf andersgläubige Nachbarn im speziellen und die Menschheit im allgemeinen nichts Schöneres ausmalen konnten als das Hackfleisch aus jenen, die da Götzendiener, Frevler, Heuchler, Sünder und Hoffärtige hießen: »Wenn du dich ihrer im Krieg bemächtigest, zersprenge mit ihnen ihre Nachfolge, auf daß sie eingedenk seien« (8. Sure, V. 59). Unter dem Zersprengen der Nachfolge durfte und darf man wohl das Totschlagen von Säuglingen und Kleinkindern verstehen.

Mord und Totschlag galten den altvorderen Moslems sowieso als erforderlich: »Sind die heiligen Monate vorüber, dann tötet die Götzendiener, wo ihr sie auch findet, fanget sie ein, belagert sie und stellet ihnen nach aus jedem Hinterhalt« (9. Sure, V. 5). Was Kriegsgefangenen blühte, ist Vers 28 der 18. Sure zu entnehmen: »Wir aber bereiteten für die Frevler ein Feuer, dessen Rauch sie umfangen wird. Und wenn sie um Regen bitten, werden sie mit einem Wasser wie Gußerz beregnet, das die Gesichter röstet. Wie schlimm ist der Trank, wie böse das Lager!« Und so heißt es auch in Sure 23, V. 106, über das Schicksal der Ungläubigen: »Rösten wird das Feuer ihre Gesichter, und sie zähnefletschend darin.« Ein neuer Einfall zur Folterung Ungläubiger wird in Sure 38 bekanntgegeben: »Die Hölle, in der sie braten, wie schlimm ist das Lager! Dies, und kosten sollen sie es, siedendes Wasser und Jauche.«

Zusammenfassend heißt es dann in Sure 44, V. 43-48: »Wahrlich, der Höllenbaum. Er ist die Speise des Sünders. Wie Gußerz brodelt es in den Bäuchen. Wie das Brodeln siedenden Wassers. Ergreift ihn und zerrt ihn in die Mitte des Feuerpfuhls. Dann gießet über sein Haupt von der Qual des siedenden Wassers.« Noch genauere Anweisungen zur Folterung des störrischen Mitbürgers sind Sure 69 zu entnehmen: »Ergreifet ihn und fesselt ihn. Dann lasset ihn im Feuerpfuhl braten. Dann in eine Kette, deren Länge siebzig Ellen, und schleppt ihn. Denn er glaubte nicht an den gewaltigen Gott.« All das hat selbstverständlich im Namen Gottes zu geschehen, des Allerbarmers, des Allbarmherzigen.

Es ist die Pflicht der Diplomaten, sich mit Abergläubischen in aller Welt zu arrangieren und ihnen nach dem Munde zu reden, wenn es die weltpolitische Lage gebietet. Zu den Rechten, die dabei verteidigt werden sollen, gehört allerdings auch das Recht, den Islam als Religion für blutrünstige Irre zu bezeichnen.

Die im Koran aufgelisteten Höllenstrafen für Ungläubige können nur Sadisten, Pyromanen und Menschenfeinde ersonnen haben, die nicht mehr alle Tassen im Schrank hatten und leider auch literarisch nur mäßig begabt waren. In der Bibel gibt es immerhin einige Passagen von großer poetischer Kraft. Der Koran ist nur ein langes und langweiliges Gekeife selbstgerechter Miesepeter, die den Juden, den Christen und überhaupt jedermann außerhalb ihrer Aberglaubensgemeinschaft die Butter auf dem Brot nicht gönnten und im übrigen davon träumten, allen Ungläubigen zur höheren Ehre Gottes kochendes Wasser über den Kopf zu gießen.

Alle Zitate nach: *El Koran*, *das heißt Die Lesung. Die Offenbarungen des Mohammed Ibn Abdallah, des Propheten Gottes*. Zur Schrift gebracht durch Abdelkaaba Abdallah Abu-Bekr, übertragen durch Lazarus Goldschmidt im Jahre der Flucht 1334 oder 1916 der Fleischwerdung. Fourier, Wiesbaden 1993.

Gerhard Henschel ist Koautor des Buches »Der Mullah von Bullerbü« (Edition Nautilus)

Konkret 12/01, S. 45

Connie Uschtrin

Schleier, gel□ ftet

Die Verlage scheinen momentan alles abzugreifen, was nach Djihad und Mudjaheddin riecht. Da rutscht auch schon mal ein unsäglich chauvinistischer Abenteuerbericht eines ehemaligen britischen SAS-Kämpfers (Tom Carew) dazwischen, verfaßt nach dem Motto »Als ich damals im Hindukusch mit der Afghanenguerilla ...«.Verglichen mit derartiger Schleuderware ist Ahmed Rashids Taliban-Buch ein Glücksgriff. Im Westen wie eine Ethnie wahrgenommen, mythisch verklärt als jahrhundertealter Stamm, eilt den Taliban der Ruf einer archaisch-brutalen Sektenbande voraus. Rashid spricht in seinem gründlichen Werk über die Taliban, die es erst seit 1994 gibt, von einer der »geheimnisvollsten politischen Bewegungen der Welt«.

Der Autor stellt in drei streckenweise im szenischen Reportagestil gehaltenen Teilen die Geschichte der Taliban dar, ihre fanatische Auslegung des Koran und der Scharia, ihre Funktionen in Drogenhandel und Schmuggel, die Rolle Pakistans in Zentralasien sowie, im wichtigsten Teil, die geostrategischen Interessen und Planungen für den Bau von Pipelines von Turkmenistan quer durch Afghanistan. Bereits 1997 hat Rashid in einem Zeitungsartikel das Projekt eines Pipelinebaus durch Afghanistan aufgedeckt; seine Recherchen zeichnen die Rivalitäten zwischen der argentinischen Ölfirma Bridas und dem US-Konzern Unocal nach, die seit 1995 Verhandlungen mit Turkmenistan und den Taliban führten. Rashids Beobachtungen zeigen, daß die Taliban, vermittelt durch die Ölfirma Unocal, von den USA unterstützt wurden, deren Politik durch die Gegnerschaft zum Iran bestimmt war. Im Juli 1997 kam es zum Richtungswechsel, nachdem prominente US-Politikerinnen die Proteste von Feministinnen unterstützt hatten, die gegen die Geschäfte mit den frauenverachtenden Islamisten mobilisiert hatten.

Dem erfahrenen Journalisten gelingt es leider nicht immer, zum Objekt seiner Untersuchung Distanz zu wahren. Ihm unterlaufen sprachliche Unschärfen, die zur Mythisierung der Taliban beitragen. Zweifelhaft ist beispielsweise, ob sie wirklich als »Bewegung« verstanden werden können, als die sie sich selbst gerne sehen - sind sie nicht eher eine Miliz oder Kampftruppe, da sie doch offensichtlich nie in der Lage waren, Teile der zivilen Bevölkerung zu integrieren, gegenüber der sie als militärische Besatzungsmacht auftreten? Insgesamt aber gelingt es Rashid, die Aura einer rätselhaften Herkunft, mit der die Taliban sich umgeben, zu zerbrechen und sie in den regionalen und historischen Kontext einzupassen. Im ausführlichen Anhang des Buches finden sich erfreulicherweise gut zusammengestellte Übersichten: Karten, Zeittafeln, eine Liste der wichtigsten Taliban-Funktionäre, außerdem ein überaus nützliches Stichwortverzeichnis, das man in deutschsprachigen Publikationen oft vermißt.

Ahmed Rashid: Taliban. Afghanistans Gotteskrieger und der Dschihad. Droemer, München 2001, 432 Seiten, 38,92 Mark

Tom Carew: In den Schluchten der Taliban. Erfahrungen eines britischen Elitesoldaten in geheimer Mission. Scherz, Bern 2001, 260 Seiten, 29,90 Mark

Konkret 12/01, S. 45

Deniz Yücel

Konkret-Extra
Krieg, Koran und Kapital
Der Weg zum Erfolg

Milli Görüs heißt »nationale Weltsicht« und bedeutet »islamische Weltsicht«. Wie der Name hat auch der Verein zwei Gesichter. Eins davon ist ein ziemlich verbotenes

Scharfer Wind bläst der Islamischen Gemeinschaft Milli Görüs (IGMG) entgegen. Die »Frankfurter Allgemeine« zählt sie in einem Atemzug mit Al-Qaida zu den islamischen Terrorgruppen, Niedersachsen und Bayern wollen die Organisation verbieten und Edmund Stoiber fordert die Abschiebung »möglichst vieler der 31.000 in Deutschland lebenden ausländischen Extremisten«. So hoch nämlich beziffert das Bundesamt für Verfassungsschutz die Zahl der Islamisten, wobei die 28.000 Anhänger von Milli Görüs den größten Anteil stellen. »Der Flirt mit den Islamisten«, den Eberhard Seidel in der »Taz« noch im Sommer letzten Jahres konstatiert hatte, scheint, was Milli Görüs anbelangt, erstmal passé. Gesprächspartner ist derzeit allein der unverfänglichere Zentralrat der Muslime in Deutschland. »Die wenigen positiven Beispiele des Dialogs sind abgebrochen«, klagt IGMG-Pressesprecher Ali Kizilkaya gegenüber KONKRET.

Milli Görüs ist die europäische Sektion der gleichnamigen antisäkularen und antisemitischen Islamistenbewegung in der Türkei. Die erste Filiale wurde auf Anordnung des Islamistenführers Necmettin Erbakan 1972 in Braunschweig gegründet. Zu den wichtigen Funktionären der Anfangsphase zählt der einstige Verbandspräsident und irakische Muslimbruder Yusuf Zeynel Abidin sowie, bis zu seinem Bruch mit Erbakan 1983, Metin Kaplans Vater Cemaleddin. Nach einer Reihe von Umbenennungen und Neustrukturierungen trägt der Verband seit 1995 den Namen Islamische Gemeinschaft Milli Görüs (IGMG). Die Zentrale ist in Kerpen bei Köln; IGMG ist europaweit und sogar in Übersee tätig, den Schwerpunkt ihrer Aktivitäten aber hat sie in Deutschland.

Eigenen Angaben zufolge verfügt sie in Europa über 17.000 »Funktionäre« und etwa 66.000 »aktive Mitglieder«, die in über 30 Gebietsorganisationen, 511 Moscheevereinen, 1.091 Zweigstellen sowie 2.137 Jugend-, Frauen- und Uni-Vereinen organisiert sind. Um welche Vereine es sich dabei handelt, gibt die IGMG nicht preis. Hinzu kommen ein schwer durchschaubares Firmengeflecht sowie ein umfangreicher Immobilienbesitz, den seit 1995 die Europäische Moscheenbau- und Unterstützungsgemeinschaft e.V. verwaltet.

Noch in den achtziger Jahren hatten Milli Görüs-Anhänger Flugblätter mit Titeln wie »Alle Juden müssen getötet werden« verteilt und »Scharia oder Tod« skandiert. Seit Mitte der neunziger Jahre ist man in Publikationen und öffentlichen Äußerungen um moderatere Töne bemüht. Dieser Wandel hat mehrere Gründe: die Herausbildung hier sozialisierter Kader, den Perspektivwechsel in Richtung dauerhafter Aufenthalt der Migranten, die erfolgreiche Etablierung scheinbar selbständiger Tarnorganisationen und das Prinzip der doppelten Öffentlichkeit.

Vor allem die repräsentativen Aufgaben werden inzwischen von einer jungen und akademisch ausgebildeten Elite übernommen, die sich mühelos im deutschen Diskurs bewegt. Sie bedient sich, etwa im Kampf um islamischen Religionsunterricht oder in der Kopftuchfrage, gerne antirassistischer Argumentationsfiguren oder rekurriert auf den Differenzfeminismus. Und während man früher offen die Abschottung propagierte, lautet inzwischen auch bei den Islamisten das Zauberwort »Integration«. So heißt es in einer IGMG-Selbstdarstellung: »Wir befürworten die Integration der Muslime in die europäischen Gesellschaften. Aber diese Integration soll keine sein, die Assimilation bedeutet. Wir wollen unsere Identität behalten.« Derlei Eigenwerbung ist etwa so ernst zu nehmen wie Reklame eines Sofortkreditunternehmens. Wer wissen will, was es mit Milli Görüs wirklich auf sich hat, muß den Blick auf das Innenleben der Organisation richten.

Anfang November, Freitagsgebet in der Mevlana-Moschee in Berlin: »Mit Gottes Hilfe haben wir es geschafft«, verkündet der Prediger, »daß die Moscheen, in denen wir beten, uns gehören. Unsere nächste Aufgabe ist, unsere Kinder davor zu bewahren, daß sie in dieser nichtmuslimischen Gesellschaft verlorengehen, daß sie mit dem ganzen Schmutz dieser Gesellschaft in Berührung kommen. Deshalb müssen wir islamische Jugendhäuser gründen.« Ein Grundstück in Berlin-Wedding ist bereits gekauft, für den Bau eines »islamischen Jugendhauses« wird Geld unter den Gläubigen gesammelt.

Bei einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung im Mai letzten Jahres räumte Hasan Özdogan, einst Mitglied des Milli Görüs-Vorstandes und heute Vorsitzender des von Milli Görüs dominierten Islamrates ein, man habe früher Fehler gemacht. »Wir haben gemerkt, daß antisemitische Äußerungen, die in der Türkei üblich sind, in Deutschland verboten sind.« Seit einigen Jahren setzt man sich sogar für einen muslimisch-jüdischen Dialog ein. In der aktuellen Ausgabe des IGMG-Organs »Milli Görüs & Perspektive« erschien eine türkischsprachige Erklärung des Vorstands: »Der IGMG lehnt den

Antisemitismus ab.« Die Begründung: »Allen voran gehören die Muslime selbst zur semitischen Familie« (wobei der Begriff »semitisch« im Sinne von abrahamitischer Religion verwendet wird). Unerwähnt blieb freilich, daß noch bis vor kurzem die Website der IGMG mit den antisemitischen Machwerken des islamistischen Ideologen Harun Yahya (alias Adnan Oktar) verlinkt war. In »Die Wahrheit über den Völkermord«, einer seiner zahlreichen Publikationen, heißt es: »Israel und die Zionisten haben die Legende vom ›Völkermord an den Juden‹ erschaffen.«

Auch Milli Görüs geht mittlerweile von dem dauerhaften Aufenthalt der Migranten aus: »Wir glauben, daß es keine Rückkehr in die Heimatländer geben wird, daß wir also eine bleibende religiöse Minderheit in Deutschland sind.« Deshalb müßten Grundlagen dafür geschaffen werden, daß möglichst viele Migrantenkinder nicht vom Pfad Allahs abweichen. Im Zentrum der Strategie steht die Etablierung des Islamunterrichts an regulären Schulen. Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es der Anerkennung durch die deutschen Behörden und die hiesige Öffentlichkeit.

Am weitesten fortgeschritten ist man in Berlin: 1995 wurde hier die erste islamische Grundschule in Deutschland anerkannt, 1998 folgte die Anerkennung der Islamischen Föderation Berlin als Religionsgemeinschaft durch das Oberverwaltungsgericht. Seit Beginn dieses Schuljahres unterrichtet die Föderation an zwei Schulen in Kreuzberg und Wedding; zumindest einer der beiden Lehrer ist nachweislich Milli Görüs-Mitglied. Im Oktober sprach das Berliner Verwaltungsgericht der Schulbehörde das Recht auf Kontrolle ab, da das Berliner Schulgesetz eine Reglementierung durch die Schulaufsicht nicht vorsieht. Anderswo hingegen sind entsprechende Prozesse bislang fruchtlos geblieben.

Ein beachtlicher Erfolg für eine Organisation, die seit Jahrzehnten unter Beobachtung des Verfassungsschutzes steht. Entscheidend dazu beigetragen hat das parallele Organisationsprinzip: Einerseits die offizielle IGMG und ihre Lokalvertretungen, andererseits die formal selbständigen Tarn- und Nebenorganisationen, allen voran die Islamischen Föderationen sowie der bundesweite Dachverband Islamrat. Zwar bestreiten die Föderationen vehement ihre Zugehörigkeit zur Kerpener Zentrale, aber ein internes IGMG-Organisationspapier beweist das Gegenteil: »Die Islamischen Föderationen, die es in fast allen Bundesländern gibt, gehören der Islamischen Gemeinschaft Milli Görüs an.« Zudem gibt es, wie das Beispiel Berlin demonstriert, zahlreiche personelle Verquickungen. Angefangen vom Präsidenten Nail Dural, hatten eine ganze Reihe Personen aus dem Berliner Führungszirkel früher Posten bei Milli Görüs inne. Die größte Moschee der Föderation, die Mevlana-Moschee, wurde 1976 unter dem Namen Milli Görüs Sektion Berlin gegründet. Aus dieser Moschee stürmten im Januar 1980 etwa 50 mit Messern und Eisenstangen bewaffnete Islamisten und Faschisten auf eine Gruppe türkischer Linker los und ermordeten den kommunistischen Lehrer Celalettin Kesim.

Der Vorsitzende des Islamrats, Hasan Özdogan, gehörte in der Vergangenheit dem Milli Görüs-Vorstand an, der Pressesprecher des Islamrates, Ali Kizilkaya, übt dieselbe Funktion bei der IGMG aus. Zwar beteuert der Islamrat, daß die IGMG nur einer von knapp vierzig Mitgliedsverbänden sei, jedoch lohnt sich ein genaues Studium der anderen Mitglieder: Neben dem IGMG und seinem Jugendverband sind dies vor allem die Islamischen Föderationen und IGMG-Unterorganisationen wie das Moslemische Sozialwerk in Europa. Die übrigen Gruppen sind hinsichtlich ihrer Mitgliederzahl und ihres Einflusses unbedeutend.

Im Mai 1999 gab die Berliner Ausländerbeauftragte Barbara John (CDU) die Broschüre »Moscheen und Islamisches Leben in Berlin« heraus. Koautorin war Gerdien Jonker, eine Sozialwissenschaftlerin, die für die Islamische Föderation im Gerichtsverfahren um die Anerkennung als Religionsgemeinschaft das Gutachten angefertigt hatte. Zudem ließ sich John die Publikation vom türkisch-islamistischen Unternehmerverband Müsiad sponsern. So verwundert es nicht, daß der politische Islam im gesamten Heft mit keiner Silbe erwähnt wird. Glaubt man diesem Heft, ist Milli Görüs in der Hauptstadt überhaupt nicht präsent; dafür sind in der beigefügten Adreßliste kommentarlos die örtlichen Moscheen der Hamas und der Kaplan-Gruppe aufgeführt.

In den letzten zwei Jahren suchten unter anderem die Friedrich-Ebert-Stiftung, die Heinrich-Böll-Stiftung und die Evangelische Akademie Loccum das Gespräch mit Milli Görüs. Ein Highlight dieses Bemühens um Akzeptanz erlebten die Islamisten im September 1999. Der Islamrat hatte ins Willy-Brandt-Haus zu einer Podiumsdiskussion »Chancen und Perspektiven der Integration der Muslime in Deutschland« eingeladen. Unter anderem auf dem Podium: Edzard Reuter, Michel Friedman, Theo Sommer, Friedemann Büttner und Hasan Özdogan. Während man drinnen freundlich über das Zusammenleben plauderte, wurde den Berliner Journalisten Ali Yildirim und Claudia Dantschke von Milli-Görüs-Ordnern der Zutritt verwehrt. Beide sind ausgewiesene Kenner der islamistischen Szene, die sich mit der Veröffentlichung von Material eines Aussteigers, das die Täuschungsmanöver von Milli Görüs und ihrer Tarnorganisationen aufdeckt, verdient gemacht haben. Anschließend beschimpfte Islamratchef Özdogan den Journalisten Yildirim gegenüber der »Taz« als »früheren Kommunisten, radikalen, ungläubigen Aleviten mit großem Rachebedürfnis«.

Juni 2000, Müngersdorfer Stadion in Köln. Etwa 40.000 Anhänger sind zum jährlichen IGMG-Massenfest erschienen. Hauptredner ist, wie fast jedes Jahr, Necmettin Erbakan, den die Menge mit »Gotteskrieger Erbakan«-Rufen bejubelt. Anwesend sind der amtierende Kölner Oberbürgermeister Fritz Schramma, CDU, und die CDU-Bundestagsabgeordnete Ursula Heinen, die das Fest als »größte und wichtigste türkische Veranstaltung in Deutschland« feiert. Im Jahr zuvor hatte der außenpolitische Sprecher der Fraktion, Karl Lamers, das Fest besucht. Anschließend beschwerte er sich, das

vorherrschende Bild der Milli Görüs sei »von kemalistischen Kräften in der Türkei« geprägt. Beim IGMG-Jugendfestival im Oktober 2000 in der Essener Grugahalle schließlich hielt der Essener CDU-Oberbürgermeister Wolfgang Reiniger eine Grußrede.

Am 6. Oktober demonstrieren in Berlin mehrere tausend arabische und türkische Antisemiten und skandieren »Israel – Kindermörder«. Mit von der Partie ist ein Block von Milli Görüs, der vom Berliner Jugendleiter angeführt wird. Tags darauf feiert in Kreuzberg das zur islamistischen Ittifak Holding gehörende Kaufhaus »Adese« seine Eröffnung. Die Berliner Führungsclique von Milli Görüs ist da, aus der Türkei ist der Abgeordnete der inzwischen verbotenen islamistischen Tugendpartei (FP), Teoman Riza Güneri, angereist, und der damalige CDU-Innensenator Eckart Werthebach hält, mit einem Papphut von »Adese« auf dem Kopf, eine Ansprache.

Manche lassen sich auch nach dem 11. September nicht in ihrem Schmusekurs irritieren. So besuchte der Bremer Bürgermeister Henning Scherf (SPD) beim »Tag der offenen Moschee« Ende September auch die Fatih-Moschee in Bremen-Gröpelingen und bezeichnete den Vorsitzenden der Islamischen Föderation Bremen, Abdulkerim Sari, als seinen »Freund«. Die Europaausgabe der »Milli Gazete« dankte es ihm mit einem Aufmacher in großen Lettern: »DANKE, HERR SCHERF«. Eine andere treue Freundin der Mullahs ist Barbara John. Ende September lud sie zu einer Pressekonferenz ein, bei der neben ihr auf dem Podium Vertreter der vom türkischen Staat gesteuerten Türkisch-Islamischen Union, der Islamischen Föderation Berlin sowie des Islamischen Kultur- und Erziehungszentrums Berlin saßen. Den letztgenannten Verein stuft der Verfassungsschutzbericht als »zentrale Begegnungsstätte der Hamas in Deutschland« ein.

Nach den Anschlägen in den USA säuberte die IGMG ihre Webpage. Gelöscht wurden etwa die Links zu den Schriften Yahyas, alle vor dem 11. September datierenden Presseerklärungen, Auskünfte über Mitgliederzahlen sowie sämtliche ausführlichen Texte. Wer erfahren will, wie man in Milli Görüs-Kreisen die Dinge bewertet, muß auf andere Quellen, etwa die Tageszeitung »Milli Gazete« zurückgreifen. Nach allerlei Distanzierungen und Verurteilungen »jeder Art des Terrorismus, auch des israelischen und des US-amerikanischen« erklärte Chefkolumnist Mehmet Sevket Eygi Ende September: »Die Katastrophe, die Amerika widerfahren ist, ist die Strafe Gottes.«

»Islamisten raus!« also? Anders als beim linken Schlachtruf »Nazis raus!« zielt diese Forderung tatsächlich auf eine Ausweisung bestimmter Personen aus diesem Land. Aber die Aktivitäten in Deutschland lebender Menschen sind ein Problem der hiesigen Gesellschaft, sie müssen hier gelöst werden. Mit Islamisten führt man keinen Dialog, man weist sie nicht aus, man bekämpft sie mit politischen und gegebenenfalls rechtlichen Mitteln.

Statt dessen droht eine weitere Verschärfung der repressiven Migrationspolitik. Denkbar ist die Forderung nach einer Grundgesetzänderung, um eingebürgerten Islamisten (und damit prinzipiell auch allen anderen) die deutsche Staatsbürgerschaft entziehen zu können. Denn der nächste Sproß aus der Kalifendynastie, Fatih Kaplan, ist zwar nicht minder radikal als sein Vater Metin, besitzt aber im Unterschied zu diesem die deutsche Staatsbürgerschaft.

Es könnte aber auch sein, daß die derzeitige Distanz nur eine kurze Unterbrechung der Tendenz der letzten Jahre bleibt und man bald den »Dialog« wieder aufnimmt und intensiviert. Schließlich hatte die CDU schon ihre Kampagne gegen die doppelte Staatsbürgerschaft mit der Forderung nach einem islamischen Religionsunterricht flankiert. Und CDU-Frau Heinen hatte auf dem Milli Görüs-Fest der Menge zugerufen: »Wir haben Gemeinsamkeiten, die Ausgangspunkt für den vor uns liegenden Weg sein können. Denn beispielsweise kommt das Zusammenleben in der Familie unserem Familienbild teilweise sehr, sehr nahe.« Und den Wunsch zur Bewahrung kultureller Eigenart teilt nicht nur die Christenunion mit den Islamisten.

Deniz Yücel lebt und arbeitet in Berlin

Konkret 12/01, S. 47

Mohammed Ahmed, Regina Behrendt

Konkret-Extra
Krieg, Koran und Kapital
Didaktik der Aufklärung

Mohammed Ahmed (Name von der Redaktion geändert) lebte bis zu seiner Flucht 1993 in Kabul und wohnt seither mit seiner Familie in Deutschland. Er studierte in Kabul und Moskau Rechtswissenschaft und war 14 Jahre als hoher Justizbeamter in Afghanistan tätig. KONKRET sprach mit ihm über die Islamisierung Afghanistans

KONKRET: Sie waren von 1979 bis 1992 als hoher Justizbeamter in der Demokratischen Republik Afghanistan tätig, in der es eine säkulare Rechtsprechung gab. Wie lange gab es zu dieser Zeit bereits Erfahrungen mit der Trennung zwischen religiösem und weltlichem Recht?

Ahmed: Das ist eine bewegte Geschichte. Bis 1919 galt ausschließlich die Scharia, das islamische Recht, ein sehr komplexes Rechtssystem, das sowohl die Glaubenspraxis als auch Verwaltungs-, Straf- oder Prozeßrecht beinhaltet, aber auch Familienrecht, Erbrecht und so weiter. Mit der Unabhängigkeit von 1920 führte Schaft Amanullah Khan eine weltliche Rechtsprechung und Justizverwaltung ein, die vor allem am französischen Rechtssystem orientiert war. Übrigens verkündete dieser Schaft bei seiner Antrittsrede 1919 die Parole »Gleichheit, Brüderlichkeit und Gerechtigkeit«. Dahinter stand auch der Gedanke, den Zentralstaat gegenüber den sehr mächtigen Stammesfürsten und islamischen Geistlichen zu stärken. Ähnlich wie Atatürk in der Türkei oder Reza Schaft im Iran wollte er Afghanistan nach europäischem Vorbild formen.

War das islamische Recht somit bereits 1920 abgeschafft?

Nein, aber es wurden zu diesem Zeitpunkt wichtige Grundlagen für die Trennung von säkularem und weltlichem Recht geschaffen. Das säkulare Recht war für die Modernisierer sehr attraktiv, denn der Dieb konnte nun nach einer Gefängnisstrafe wieder arbeiten, weil ihm nicht mehr die Hände abgehackt wurden, er konnte also wieder ein Diener der Gesellschaft sein. Die Scharia wurde in das Rechts- und Justizwesen eingearbeitet, das also zu 50 Prozent säkular und zu 50 Prozent islamisch war. Die Vorschriften des Korans wurden weiter eingehalten, nun aber auf einer säkularen rechtlichen Basis. Zum Beispiel wurde eine Frau weiter wegen Ehebruchs verurteilt, aber sie mußte nun für zwei bis drei Jahre ins Gefängnis und wurde nicht getötet. Also, die neuen Reformen ließen vor allem europäische Rechtskultur und die Rechtspraxis der Mullahs zusammenkommen. Im Laufe der weiteren politischen Entwicklung bis 1978 gab es immer wieder Phasen drastischer Einschränkungen des säkularen Rechts. Diese hingen in hohem Maße mit Problemen der Durchsetzung in den Provinzen und gesellschaftlichen Schichten sowie dem Widerstand der islamischen Geistlichen und Stammesfürsten zusammen.

Warum konnten die Taliban wieder das islamische Recht durchsetzen beziehungsweise ihren Gottesstaat aufbauen?

Hierzu vielleicht einzelne Anhaltspunkte. Ein einheitliches Reich gab es schon seit 1747 mit der Krönung des ersten Königs Ahmad Khan. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vollzog Afghanistan eine ziemlich autozentrierte Entwicklung. Aber auch bedingt durch die Auseinandersetzungen vor allem mit den Briten, gab es nicht nur Abhängigkeiten von Europa, sondern auch europäische Vorbilder einer politischen Entwicklung**,** die vor allem für die Eliten im Umfeld des Königshauses und in den städtischen Schichten Kabuls prägend waren. Immerhin gingen schon Studenten ins europäische Ausland, und was sie dort gelernt hatten, wollten sie auch umsetzen. Reformen und Modernisierungsvorhaben einschließlich einheitlicher Verwaltungsstrukturen, Aufbau eines Bildungssystems, auch für Frauen, und vor allem eine starke Armee waren verbunden mit starken Zentralisierungsbestrebungen der Könige, die natürlich auch darauf zielten, die Autonomie und Privilegien der islamischen Geistlichkeit zu beschneiden. Das aber hatte Folgen, denn die Stammesführer und die religiösen Führer waren auch immer eine Stütze der Macht in Afghanistan. Die islamische Geistlichkeit, die stark mit der Vielzahl konkurrierender Stammesfürsten kooperierte, also eine traditionalistische Elite bildete, hatte ihre Basis vor allem in der ländlichen Bevölkerung, die jedoch jahrzehntelang nicht von den Modernisierungsmaßnahmen profitieren konnte, auch weil diese sie einfach aus unterschiedlichsten, auch repressiven, Gründen nicht erreichten. Sie dürfen nicht vergessen, daß Afghanistan sehr arm ist. 1973 gab es noch 95 Prozent Analphabeten und einige Leute, die nur in der Moschee lesen gelernt haben. Was sollte man da erwarten?

Sie haben in den siebziger Jahren in Kabul Rechtswissenschaften studiert. Gab es damals schon starke islamistische Gruppen im universitären Bereich?

Ich studierte in einer Zeit, als unter dem Präsidenten Daud Khan 1973 die erste Republik Afghanistans ausgerufen wurde. Die konstitutionelle Monarchie wurde abgeschafft, aber auch für vier Jahre die demokratische Verfassung aus dem Jahr

1964 sowie das Parlament. Daud war ein Egoist, der immer häufiger Alleingänge machte und sich immer mehr absetzte von seinen Unterstützern, dem Parcham-Flügel der Volksdemokratischen Partei Afghanistan (VDPA). Er wollte Unterstützung von allen: der Sowjetunion, den USA, aber auch von den reichen islamischen Ländern. Man sagte von ihm, daß er am glücklichsten sei, wenn er seine amerikanischen Zigaretten mit sowjetischen Zündhölzern anstecken könne. Aber es gab schon differenzierte politische Strömungen, vor allem natürlich unter den Studenten. Es gab modernistische, nationalistische, religiös-fundamentalistische und kommunistische Gruppen. So habe ich zusammen mit Hekmatyar und Nadschibullah in der Universität zusammengesessen und debattiert. Hekmatyar studierte damals Ingenieurswesen, war aber als muslimischer Fundamentalist aktiv und inspiriert von der Muslimischen Bruderschaft. Nadschibullah gehörte schon zur DVPA. Hekmatyar wurde übrigens schon 1972 wegen islamistischer Aktivitäten verhaftet und 1975 aus Afghanistan ausgewiesen.

Tausende von Afghanen sind sowohl nach 1978 oder, wie Sie, nach 1992 nach Deutschland geflüchtet. Gibt es besondere Beziehungen zwischen Afghanistan und Deutschland?

Es gab etablierte diplomatische und ökonomische Beziehungen zu Deutschland seit 1923. Aber eine sehr enge Anbindung gab es an Nazideutschland, weil Hitler Afghanistan als Stützpunkt zwischen Britisch-Indien und der Sowjetunion vorgesehen hatte. Nazideutschland hatte einen großen Einfluß beim Aufbau der afghanischen Wirtschaft, zum Beispiel der Textilindustrie. Während des Zweiten Weltkriegs gab es ein überdimensionales Konsulat der Nazis in Kabul, daher lebten 350 Deutsche in Kabul. Diese wurden weder 1939 noch 1945 an die Alliierten ausgeliefert. Schaft Haschem Khan berief sich auf das Gastrecht: Wir sind unabhängig! Keine Auslieferung! Aber es gab auch viele Sympathien für die Nazis. In den Schulen, in der Presse und in der Literatur wurde damals in Anlehnung an den Pangermanismus ein Panafghanismus propagiert, der die Afghanen zu »Ariern des Ostens« und zum einzigen Kulturvolk inmitten der »barbarischen Umwelt« machte. Als Ergebnis der Nazipropaganda ist auch die Gründung der Partei »Afghan Mellat« (Afghanische Nation) zu betrachten.

Es gibt eine deutsche Schule in Kabul, die Verwandte von mir in den sechziger Jahren besucht haben. Zur gleichen Zeit haben andere Verwandte in Deutschland Polizeiwesen studiert. Das Polizeisystem in Afghanistan wurde komplett nach deutschem Muster aufgebaut, und auch das Schulsystem hatte die Gliederung nach Hauptschule, Mittelschule und Gymnasium nach deutschem Vorbild übernommen. Übrigens, der deutsche Friedhof existiert noch heute – mit allen Kreuzen.

Wann haben Sie zum ersten Mal von Bin Laden gehört?

Bin Laden war schon während meiner Amtszeit in den achtziger Jahren in Afghanistan bekannt. Wir haben gegen ihn ermittelt, weil es die Information gab: »Es lebt ein Prinz in einer Höhle, der zu den muslimischen Bruderschaften gehört.« Leider war die Ermittlung nicht erfolgreich.

Mit Mohammed Ahmed sprach Regina Behrendt

Konkret 12/01, S. 49

Connie Uschtrin

Konkret-Extra
Krieg, Koran und Kapital
Scharia und Geschlecht

Über die Situation der Frauen im islamistischen Staat

Die Installierung von islamistischen Regierungen Anfang der achtziger Jahre in einigen Ländern des Mittleren Ostens und im Sudan bedeutete besonders für die Frauen einen dramatischen Rückschritt. Nach einer Phase relativer Freiheit und rechtlicher Besserstellung in den sechziger und siebziger Jahren, in der Frauen in einigen Ländern Zugang zu Hochschulbildung hatten und stärker an politischen und öffentlichen Angelegenheiten beteiligt waren – im afghanischen Parlament saßen 1967 immerhin drei Ministerinnen – , bedeutete der Islamismus die langfristige Aussetzung der bis dahin erworbenen Rechte. Er brachte für Frauen massive Repression, Entrechtung und Entmündigung, auch wenn er in unterschiedlichen Ausprägungen installiert wurde oder sich über die Zeit unterschiedlich entwickelte. Die Neuordnung und Politisierung der Geschlechterverhältnisse ist dabei eine wichtige Grundfunktion des islamistischen Staates, indem sie dazu dient, seine Herrschaft zu stabilisieren und zu konzentrieren. Die Taliban geben hierfür seit Mitte der neunziger Jahre das drastischste Beispiel, obwohl ihnen etwa Saudi-Arabien an Rohheit kaum nachsteht. Die Ordnung der Geschlechter steht gleichsam für eine gottgewollte Ordnung. Auswirkungen hat die Politisierung von Geschlechterverhältnissen auch in nichtislamistischen Staaten, die eine starke islamistische Bewegung haben. Renate Kreile hat in ihren Untersuchungen zum Verhältnis von politischer Herrschaft und Geschlechterpolitik deutlich gemacht, daß es von staatlicher Seite aus immer wieder darum ging, islamistische Kräfte einzubinden, indem Zugeständnisse bei der Limitierung von Frauenrechten gemacht wurden.

Der Vordenker der modernen islamistischen Bewegung, der ägyptische Muslimbruder Sayyid Outb (1906-1966), unter der Regierung Nasser zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt und später hingerichtet, formulierte in seinem Werk das Ideal einer islamistischen Gesellschaft, für die eine rigide Geschlechterordnung eine zentrale Rolle spielt. Diese garantiert patriarchale orthodoxe Werte, die der Unübersichtlichkeit der Moderne eine archaische Ordnung entgegensetzen. Outb spricht dabei gerne von einer »zivilisierten Gesellschaft« – in der die gottgewollte Pflicht der Frauen in der Familie liegt. Woanders arbeitende Frauen, insbesondere in Dienstleistungsbetrieben, bedeuten dagegen Verfall und zivilisatorischen Niedergang.

Unnötig auszuführen, daß Islamisten Männer für von Natur aus überlegen und Frauen für latent unmoralisch und sexuell aggressiv halten, welch letztere also der totalen Kontrolle unterworfen werden müssen, da sie in der Lage sein könnten, den Willen des Mannes auszuschalten.

Teil der islamistischen Ordnung und ihrer totalitären Struktur ist die Scharia, das islamische Recht, welches Rituale festlegt sowie das Familien-, Erb- und Strafrecht umfaßt. Die Scharia wurde etwa zwischen dem siebten und neunten Jahrhundert von islamischen Theologen und Rechtsgelehrten aus dem Koran abgeleitet und aufgrund von Schriften und Überlieferungen des Propheten Mohammed formuliert. Die Islamisten haben nicht nur die patriarchale Autorität von männlichen Familienmitgliedern neu installiert, sondern das Regiment über die Frauen auf die »Umma«, die Überfamilie der Gläubigen, ausgeweitet. Im Zweifel hat die Umma sogar Vorrang gegenüber der Autorität des Ehemanns.

Ein zentrales populistisches und autoritäres Mittel zur Durchsetzung der islamistischen Herrschaft ist die Kleiderordnung. Die Körper der Frauen sind zentrale Symbole für die Stiftung einer islamistischen Gemeinschaft und Identität. Die Geschlechterordnung fungiert als Staatsmodell und Gegenmodell gegen das der westlichen Gesellschaften, das als verworfen gilt. Frauen dienen als Garanten für eine »reine«, »unverfälschte« Identität. Der Schleier symbolisiert den Schutz ihrer Reinheit. Diese Schutzfunktion wird übrigens immer wieder auch von Feministinnen ins Feld geführt, die argumentieren, der Schleier diene nicht in erster Linie der Unterjochung der Frauen, sondern schaffe eine Privatsphäre für sie. Frauen seien so nicht dem westlichen Zwang unterworfen, einem weiblichen Schönheitsideal nachzueifern. Unberücksichtigt bleiben bei dieser Argumentation die staatliche Zwangsverordnung und die Sanktionierungen, die durch den Staat und seine Schergen erfolgen. Verschleierung als Zwang ist der Versuch, Vielfalt zurückzunehmen und Individualität zu tilgen, die Frauen unter Kontrolle zu bekommen, sie zu uniformieren und zu reduzieren.

Afghanistan

Für die Engländer, die im afghanischen Krieg des 19. Jahrhunderts gekämpft haben, sollen die afghanischen Frauen zum Fürchten gewesen sein. Einige galten im bewaffneten Kampf gegen die Invasoren als Heldinnen. Unter der Herrschaft der Taliban wurden die Frauen zu Unsichtbaren, ohne Stimme in der Öffentlichkeit. Das Beispiel der Taliban illustriert am

sinnfälligsten die Installierung von Herrschaft mittels geschlechterpolitischer Dekrete. Die Zwangsverordnung der Burka (einem Kleidungsstück, das keinerlei bedeutende Tradition in Afghanistan hat) etablierte eine strikte Kleiderordnung, mit der augenfällig politische Macht demonstriert werden konnte. Kontrolle über die Frauen (auch über die Männer, die Bärte tragen müssen) ist demonstratives Machtgebaren, mit dem performativ Herrschaft installiert wird, so hat der Ausschluß von Frauen eine identitätsstiftende Funktion.

Sofort nach der Einnahme Kabuls 1996 errichteten die Taliban ein islamistisches Gewaltsystem, das Frauen jegliche Lohnarbeit und das Recht auf Bildung verweigerte. Die Schließung von Mädchenschulen, aber auch das Arbeitsverbot für Lehrerinnen, hat mittlerweile zur Folge, daß heute über 90 Prozent der Mädchen Analphabetinnen sind. Anfangs war es nicht nur Ärztinnen untersagt, ihrem Beruf nachzugehen – Frauen konnten de facto keinerlei medizinische Hilfe in Anspruch nehmen, weil sie sich nicht von Männern behandeln lassen durften. Mittlerweile gibt es zwar ein Krankenhaus für Frauen, und Ärztinnen sind teilweise vom Berufsverbot ausgenommen, sie unterliegen aber harten Restriktionen, die aus der beschränkten Bewegungsfreiheit und der Kleiderordnung resultieren. Laut Human Rights Watch sterben täglich 45 Frauen an Komplikationen bei der Schwangerschaft und mangelnder medizinischer Hilfe.

Die 1977 gegründete, im Untergrund arbeitende politische Frauenorganisation RAWA (Revolutionary Association of the Women of Afghanistan) informiert auf ihrer Internetseite ausführlich über die Situation unter den Taliban. Seit vielen Jahren arbeiten sie im Untergrund, fördern verdeckten Mädchenunterricht und unterstützen Witwen, die besonders betroffen sind. Es gibt etwa 40.000 Witwen, die zwar seit kurzem vom Arbeitsverbot ausgenommen, deren Möglichkeiten zu arbeiten aber sehr eingeschränkt sind. Die Organisation betont, daß sich die fundamentalistischen Djihadis der momentan vom Westen so umworbenen Nordallianz in der Mißhandlung von Frauen nie von den Taliban unterschieden haben. RAWA ist eine der wenigen verbliebenen Kräfte, die sich nicht nur für eine säkulare und demokratische Ordnung einsetzen, sondern fordern, daß Frauen nach der Ablösung des Taliban-Regimes in eine neue Regierungsbildung einbezogen werden – ein Projekt, an das westliche Politiker in ihren geheimen Verhandlungsrunden vermutlich noch nie einen Gedanken verschwendet haben.

Saudi-Arabien

Die Informationslage über die Situation von Frauen in Saudi-Arabien ist sehr dürftig, weil keine Frauenorganisation existiert, die sie dokumentiert. In westlichen Medien wird oft das Fahrverbot von Frauen als illustratives Beispiel angeführt, obwohl es nur ein Ausdruck der umfassenden Beschränkungen der Bewegungsfreiheit von Frauen ist. Das Fahrverbot wurde als offizielle Fatwa erlassen, als 1990 Frauen gegen die bis dahin nur aus Tradition geltende Regel autofahrend protestierten. Eine Reihe von Bestimmungen, Fatwas und Vorschriften, beschneiden grundlegend das Recht auf Bewegungsfreiheit. Frauen dürfen das Haus nicht ohne einen männlichen nahen Verwandten verlassen, ähnlich wie in Afghanistan. Werden sie alleine in der Öffentlichkeit angetroffen, können sie der Prostitution bezichtigt und ausgepeitscht werden. Das Land verlassen können sie nicht ohne die schriftliche Erlaubnis eines männlichen Verwandten. Die staatliche Beschränkung der Bewegungsfreiheit von Frauen hat de facto die Funktion eines Hausarrests, sie sind Gefangene ihres Haushaltes und der Willkür der Männer.

Die begrenzten Bewegungsmöglichkeiten unterwerfen die Frauen der totalen Kontrolle ihrer Männer oder Brüder. Im Extremfall können Frauen überhaupt keinen Kontakt zu anderen aufnehmen. Mißhandlungen und Gewalt gegen Frauen bleiben auf diese Weise vollkommen unerkannt. Das Familienrecht erlaubt Polygamie und erschwert Frauen die Scheidung, die meist aufgrund des sozialen Drucks nicht vollzogen wird und in deren Fall Frauen ihre Kinder verlieren. Eine Religionspolizei überwacht die strikte Einhaltung der Geschlechtertrennung. Diese hat zur Folge, daß Frauen von Erwerbsmöglichkeiten ferngehalten werden, denn Arbeitsplätze, in denen Frauen mit Männern in Kontakt kommen könnten, dürfen Frauen nicht annehmen.

Iran

Auch im Iran ist die Kleiderordnung ein zentrales Mittel zur Durchsetzung und Sichtbarmachung von Herrschaft. Darüber hinaus regulieren eine Anzahl von Verordnungen des Familiengesetzes die faktische Ausbeutung von Mädchen und Frauen: Mädchen können mit 13 Jahren verheiratet werden, Männer können bis zu vier Frauen heiraten und beliebig viele »Zeitehen« eingehen, Frauen können sich nur mit Zustimmung der Männer scheiden lassen. Frauen, die keinen männlichen Versorger haben, leben, ob geschieden oder verwitwet, häufig in Armut, Drogenabhängigkeit oder Prostitution.

Was den Iran von Saudi-Arabien und Afghanistan unterscheidet, sind Zugeständnisse an Frauen im Bildungsbereich und im Bereich der politischen und öffentlichen Ämter. Undenkbar in den anderen zwei Ländern, ist eine öffentliche Diskussion über Fragen der Geschlechterordnung im Iran möglich. Eine bedeutende Rolle spielt dabei seit den neunziger Jahren eine islamistische feministische Bewegung, die sich an den Koran grundlegend gebunden fühlt, aber eine eigene Auslegung geltend macht, aus der sie mehr Rechte für Frauen ableitet. Interessant ist, daß sich diese Bestrebungen ab und zu mit den

Interessen das Staats treffen. So wird zum Beispiel die Abschaffung der Polygamie, die die Feministinnen fordern, dann ein Anliegen des Mullah-Staats, wenn die Geburtenrate zu hoch ist. Die eigenwillige Form der »Zeitehen« im Iran, die jederzeit geschlossen und wieder gelöst werden können, ist ein Instrumentarium, mit dem der Staat dem Problem sexueller Krisen entgegentritt. Präsident Rafsanjani hat 1990 in einer aufsehenerregenden Rede die »Zeitehe« sogar empfohlen. In dieser Empfehlung spiegeln sich die materiellen und politischen Interessen der Islamisten wider, je nach gesellschaftlicher Lage religiöse Edikte politisch in Kraft- oder auszusetzen. In ihrer reformerischen Wirkung können die islamistischen Feministinnen also das bestehende Mullah-Regime stabilisieren, weshalb säkular orientierte Feministinnen auch nie mit ihnen einig wurden. Auf die einflußreichen Positionen, die Frauen sich in Politik und Wirtschaft mittlerweile erkämpft haben, können sich westliche Mächte bequem berufen, wenn sie ihre Wirtschaftsbeziehungen zum Iran rechtfertigen wollen. Auch in der libanesischen Hisbollah hat eine islamistisch-feministische Gruppierung die Aufgabe der Modernisierung übernommen. Sie ist fest eingebunden in den islamischen Djihad gegen Israel.

Literatur und Links:

Renate Kreile: *Politische Herrschaft, Geschlechterpolitik und Frauenmacht im Vorderen Orient*. Centaurus, Pfaffenweiler 1997

www.rawa.org

Connie Uschtrin schrieb in KONKRET 11/01 über Fundamentalismus sponsored by USA

Konkret 12/01, S. 52

Hermann Kant

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland
Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Ich bin versucht, von meinem terroristischen Erlebnis zu berichten, das in einer ICE-Fahrt von Hamburg nach Düsseldorf bestand, während der Peter Schütt (damals DKP, jetzt » FAZ«) mir ahnungslosem DDR-Bürger zu jedem Reklameschild von den imperialistischen Machenschaften sprach, derer die am Schienenweg werbenden Firmen schuldig waren. Vielleicht sollte ich aber auch die Stunden nennen, welche Carlo Schmid im seither abgerissenen Sportpalast mit einer Rede über Friedrich Schiller füllte.

Ansonsten darf man selbst dann gegen Terror und Terrorismus sein, wenn der Bundesinnenverteidigungsminister und der Bundesaußenverteidigungsminister sowie der Bundeskanzler für wehrhafte Bundesweltvergeltung vor ihnen warnen. Daß ich diese nicht schätze und jene verabscheue, setze ich allen Ernstes hinzu.

Konkret 12/01, S. 52

René Martens

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland

Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Eine Kreuzung in Hamburg-Altona, 1991, ein paar Monate, nachdem mich zwei Mitglieder einer sich Marxistische Gruppe nennenden Religionsgemeinschaft wegen ungebührlicher publizistischer Tätigkeit verhört haben: Der Bursche, der bei der wenig erfolgreichen Vernehmung den *bad cop* gespielt hat, erspäht mich auf meinem Fahrrad und nimmt die Verfolgung auf - durchaus beunruhigend, hat er damals während eines kurzen urmarxistischen Exkurses doch auch etwas von »auf die Schnauze« gebrummelt. Als ich mein Gefährt für eine Minute aus den Augen lasse, hat der todesmutige Möchtegernmarxist schon zugeschlagen: Hinterradventil futsch -was für ein Kollateralschaden! Lachend den Stinkefinger gen Himmel reckend, rast der Finsterling davon.

Konkret 12/01, S. 52

Fanny Müller

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland

Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Als ich vor etwa vier Monaten meinen Frühjahrsputz machte -genaugenommen war es der Frühjahrsputz für 2000, wenn ich ehrlich bin - da fand ich ein Dokument, das stammte noch aus dem Jahre 1986; damals war ich Lehrerin an einer Gewerbeschule und hatte ab und zumal Zoff mit den Betrieben. Ein Handwerksmeister schrieb an meinen Direktor:

»Ich wäre Ihnen sehr zu Dank verbunden, wenn Sie mir mitteilten, ob die Lehrerin Frau Müller, welche sich selber als Kommunistin bezeichnet hat, nach wie vor an Ihrer Schule beschäftigt ist und ob nach wie vor damit zu rechnen ist, daß Frau Müller, wenn zum Beispiel zwischen dem Betrieb und dem Lehrling Unklarheiten bezüglich der Führung von Berichtsheften auftreten, welche ohne weiteres zwischen Betrieb und Lehrling geregelt werden könnten, durch Frau Müller ein in Hamburg als alternativ bekanntes Anwaltsbüro, welches in der Regel Terroristen und gewalttätige Demonstranten verteidigt, zur Lösung dieser Probleme empfohlen und eingeschaltet wird. Ich möchte Sie bitten mir mitzuteilen, ob diese Lehrerin nach wie vor als Vertrauenslehrerin fungiert, somit nicht dazu beiträgt, das Demokratische Verhältnis in diesem Lande zu stärken, sondern Extremismus zu schüren« (Rechtschreibung und Interpunktion im Original).

Tja, ich habe schon so und so oft versucht, Extremismus gegenüber demokratischen Verhältnissen zu schüren, aber es ist mir noch nie gelungen.

Konkret 12/01, S. 52

Jürgen Roth

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland

Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Eine laue Sommernacht, August des Jahres 2001. Und, ja, eine laute, gewissermaßen eine bedrohlich dröhnende. Tatort Schönplatz, Frankfurt-Gutleutviertel. Die Angebetete schlummert zart, friedlich und fein, man selbst ja deshalb ebenso. Um drei, halb vier beginnt das Ganze. Von unten: Schläge, hart, kalt, Metall auf Metall, rhythmisch, brachial. Der Trichter, den die hohen Häuser bilden, verstärkt den Lärm hallend bis zur höllischen Amboßqual. Dong, dong, dong! Dong, dong, dong!

Dann setzt eine Stimme ein, unsicher in der Artikulation, doch kraftvoll in der Intonation: »Auf-steehn! Auf-steehn!« Dong, dong! »Auf-steehn! Auf-steehn!« Dong, dong, dong! Ungefähr fünf Minuten. Ein Irrer. Nun ein zweiter, ohne Eisenstange: »Äääääääääaaaaaaaaaaüüüüüüüüüüioooooooooo! Äääääääääääääaaaaaaaaaaaaüüüüooooooo!«Gelächter, Gebrumme, Gemurmel.

Man dreht sich um. Morpheus kehrt nach ein paar Minuten zurück, als was passiert? » Aufsteehn! Auf-steehn!« Dong, dong, dong! »Auf-steehn! Auf-steehn!« Dong, dong! Dong, dong! Zwei, drei Minuten, anschließend der Brüllpartner. Die Angebete, die beste Schläferin der Welt, erwacht: »Was ist los?« - »Wahnsinnige, Wahnsinnige!« flüstere ich. Sie bettet ihr Haupt aufs Kissen und schnorchelt weg.

Ich: längst kirre. Wann geht es wieder los? Zehn Minuten später. »Auf-steehn! Auf-steehn!« Dong! Dong! Dong! Dong! »Auf-steehn!Auf-steehn!«Dong! Bong, dong! »Auuuf-steeeehn!«Und: »Äääääääääooooooiüüiiüuuuuuuuuhuhuhu!«Plus, eine halbe Oktave höher: »Auuuuuuuuuuf-steeeeeeeeeeeeeehn!«

Was sich in diesen versoffenen Müllköpfen noch regt und ob es jemals eine Zivilisation gab, frage ich mich, und um fünf, bei der vierten oder sechsten Attacke, schnellt die Angebete hoch, schaut mich an und wispert: »Das ist Faschismus, oder? Das ist Faschismus.“ Und ich sage: »Ich hab's noch nie getan, aber ich rufe jetzt die Poli...« - »Auf-steehn! Auuuuuuuf-steeeehn!« Dadong, dadong, dadong! »Auf-steeehn! Aufsteehn!« Und so weiter. Sie wissen, was ich meine, nicht? In den Ruhephasen wartet man nur darauf, wann der Terror ... »Auf-steehn! Auuuuf-steeeeehn!«

Ob Otto Schily da was machen kann? Für künftige Sommer? So Sonderkommando Schönplatz? Zum Aufkehren alkoholakustischer Unholde? Ich meine, jetzt, in Notzeiten, kann ich es ja sagen, ich hab' mal SPD gewählt, mit achtzehn, und wer weiß, was Politik ist, der weiß: Jede Stimme zählt! Herr Schily! Lauscher auf. Hier spricht ein Bundesbürger! Wachen Sie auuuuuf!

Konkret 12/01, S. 52

Mathias Wedel

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland

Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Mein erster Terror war 1992. Ich weiß, ich weiß - ich sollte besser erzählen, was für Terror der Honecker ausgeübt hat, und wie es war, das Leben auf Bajonetten! Aber was ich 1992 erlebte, war schlimmer. Da bekam ich meinen ersten Steuerbescheid im Namen des wiedervereinigten Berliner Finanzsenators. Die Summe war nicht hoch, aber ich wollte nicht zahlen. Die Regierung verkaufte Panzer und verstreute Landminen über den halben Planeten. Die Regierung finanzierte Großprojekte zur Gehirnwäsche an den Ossis und zahlte Typen wie dem dummen Eppelmann, dem versoffenen Meckel und dem windigen Krause Gehälter. Der Regierende Bürgermeister schaffte gerade neue Wasserwerfer und Spezialschilde an. Ich wollte nicht zahlen.

Ich beauftragte einen Anwalt, für wenig Geld herauszufinden, welche staatsbürgerlichen Rechte man hat, sich der Finanzierung militärischer und repressiver staatlicher Maßnahmen zu verweigern (keine!). Dann machte ich das, was ihr im Westen in den Siebzigern hinter euch gebracht habt: Ich schrieb an den Finanzsenator, daß ich nicht zahlen würde. Ich gründete einen Steuerverweigerer-Selbsthilfeverein, dem nach zwei Monaten fast nur noch Autohändler angehörten. Ich ließ mich pfänden und mit Haft bedrohen. Schließlich kündigte ich der Presse die Verbrennung meines Steuerbescheids und meiner Person für den Tag der Republik, den 7. Oktober, 9 Uhr vor dem Roten Rathaus an, ging dann aber nicht hin, weil ich verschlafen hatte.

Demokratie ist das System zur Legitimierung des Steuer-, Gebühren- und Abgabenterrors. Sie läßt uns die Legislative sogar selbst wählen, die dann die Exekutive ins Recht setzt, uns mit Zahlungsbefehlen zu terrorisieren. Diesen Kreislauf des Terrors kann man - solange die revolutionären Massen nicht zum allgemeinen Steuerboykott greifen - nur durchbrechen, indem man in ein islamistisches Ausbildungscamp abtaucht, wo man für Briefe vom Finanzamt unerreichbar ist. Freunde, sucht nicht nach mir!

Konkret 12/01, S. 53

Peter O. Chotjewitz

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland
Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Wie ich heute die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« aufschlug und las, daß der Liedermacher Biermann zehn Kinder hätte, von denen einige noch die Schule besuchen würden, und wie manche Dealer den Kindern vor der Schule Rauschgift schenken täten, um sie süchtig zu machen, und wie die Polizei die Dealer sofort wieder laufenlassen würde und wie die Dealer am nächsten Tag wieder vor ihrer Schule stehen und die Polizei auslachen würden und wie das die Polizei demoralisieren und unsere Kinder beschädigen täte und wie gerade die kleinen Leute, die sich keine edle Wohngegend leisten könnten, doch unter der Straßenkriminalität leiden würden und wie der Hamburger Innensenator Ronald Schill Recht haben täte, wenn er in diesem Bereich härter durchgreifen würde, und wie die Politiker, die das im Geiste vermeintlicher Liberalität ignorieren täten, den Glauben an die Demokratie gefährden würden, und wie mir das glatt am Arsch vorbeigeht.

Konkret 12/01, S. 53

Thomas Gsella

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland
Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Ist die Themenstellung kein schöner Nonsens, stehe ich auf der falschen Seite. Die Allpräsenz von Pop noch auf den hinterletzten Kneipenklos, das AOL-Startfenster, die Dummheit fast aller anderen sind zermürbend, aber Terror, lebensbedrohende Schreckensherrschaft, habe ich in Deutschland an mir nicht erlebt, Weißer, Gebildeter, Genährter, Unverfolgter, der ich bin und wohl bleibe. Schäden habe ich, natürlich, die gewöhnlichen nichttödlichen Vollhaus der in den späten Fünfzigern geborenen katholischen Kleinbürger: Vor dreißig Jahren kroch ich in einen Beichtstuhl, log, daß ich faul sei in der Schule, Mutti angelogen hätte, berichtete dem Pfarrer, der sich, mag ja sein, einen drauf runterholte, daß ich meinem Vater wöchentlich zwei Mark stahl, und zeigte auf dem Heimweg alle Anzeichen schwerer Psychose, tanzte, weil die Seele nun laut Lehrbuch leichter war, über den Gehsteig, lächelte Passanten meschugge wahllos zu und fühlte mich tatsächlich minutenlang wie engelbeflügelt, geläutert und eins a himmelssauber - ein klarer Fall von Schwachsinn und Identifikation mit dem - Aggressor Aberglauben, welcher mir aber schon damals im Grunde eselig vorkam; nein, Terror soll schrecklicher sein. Daß ich heute ein Kretin und Wrack bin, hat, ich bitte Sie, andere Gründe.

Konkret 12/01, S. 53

Ulrich Holbein

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland

Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Als Superlativ-Skeptiker steh' ich meinem schönsten Ferienerlebnis zwar skeptisch gegenüber, ja: ablehnend, geradezu feindlich. Andererseits entdecke ich, nachbarlich vollgebellt von lebenslänglich eingebunkerten Kötern, in absolut jedem meiner privaten Erlebnisse, vom Benzingestank im Vorgärtchen bis zur Computermacke, x Prozent Terror pur. Mein Schuh, plötzlich hundekotverkleistert, kam mir sekundenlang schlimmer vor als alle WTC-Einstürze, mit denen mich RTL im Minutentakt bombardierte. Schlechtes Gewissen, beim zerbombten Kabul nicht weinen zu müssen, beutelte mich.

Dann die Schuld, beinahe geflennt zu haben, als ein kümmerlicher Mitläufer bei Flaggenverbrennungen in Islamabad von breitärschigen Sicherheitskräften geknüppelt wurde; getreu der Sufi-Weisheit: »Verletzen ist schlimmer als töten.« Nachts, seit mir die unlösbaren Weltkonflikte nicht an die Substanz gingen, spezialisierte ich mich, bei grausam nervender Erdölheizung, auf lösbare Scheinprobleme, um alsbald von Schlafmittelabhängigkeit terrorisiert zu werden, plus jahreszeitlich verspäteter Mücke, die einen schlafenden Elefanten piekste: mich, der ich sofort die Klatsche suchte. Und überproportional zurückschlug. Der wutgetrübte Blick, den ich in den WC-Spiegel warf, mutierte zur ultimativen Zumutung, Aporie, Horrorvision. Getreu der Sufi-Weisheit: »Der Schurkenstaat ist nirgendwo, außer in dir.« Ich als Terrorbestie war, was meine inneren Werte betraf, zusätzlich wandelndes Terroristencamp für freie Radikale und Killer-' zellen. Auch wenn diese maßstabsvergrößert null Turban trugen, und zwischen Kalaschnikow und Stechrüssel Unterschiede bestanden. Mein fieser Humor zwang mich, Kalauer über Moslems und Moskitos zu reißen. Obendrein zeigte selbst Pazifistenkacke phallisch-aggressive Formgebung. Ich traf daneben. Und machte für alle Fälle noch ein paar Motten, Weberknechte und Fliegen platt. Zwecks Notwehr. Auch wenn die gar nicht stechen können. Vielleicht sogar Tagfalter.

Konkret 12/01, S. 53

Dietrich Kuhlbrodt

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland

Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Sie kommt immer näher. Nach der Sicherheits- die Säuberungswelle. Meine Lieblingsfilme haben die TV-Sender längst aus dem Programm genommen. Aber das ist den Leuten, die ich nett finde, wie die von »TV Spielfilm«, noch lange nicht genug. Am 27. Oktober war es wieder soweit. Ich hatte mir gedacht, daß John Frankenheimers Klassiker von 1977, »Black Sunday«, für mich genau das Richtige sei. Falsch! »Angesichts der weltpolitischen Lage«, so las ich, sei die Ausstrahlung dieses Politthrillers der »falsche Zeitpunkt«. Da war sie schon wieder, die neue Kriegsmoral, zwischen mir und der Glotze. Zu Haus.

Im Café Burger sagte mir mein Berliner Lieblingsfreund die Meinung. Sich über das Korrektheitskriterium aufzuregen, sei angesichts der weltpolitischen Lage »obszön«. Ich verstummte. Und hörte den anderen von seinem Zürcher Hamlet reden. Schlingensief hatte den Schauplatz vom dänischen Hof an den der Taliban verlegt. Und statt der angeblich aussteigewilligen Nazis träten in seiner Inszenierung jetzt US-Marines als Schauspieler-im-Schauspiel auf, und Wer-war-das-denn-noch erzählte von der letzten Flugbuchung: »Einmal 74. Stock, bitte.« Jetzt war's passiert. Ich konnte angesichts der weltpolitischen Lage über den Witz nicht lachen. Obszön war das. Ich registrierte: Meine lieben Freunde waren es, die mir das Gehirn gewaschen hatten. Mein terroristischstes Erlebnis. Da! Schon wieder! Am z. November kam »The Patriot« »zum falschen Zeitpunkt«! Okay, behende riß ich den neuen Top TV-Planer aus dem Heft und xte das » nicht« in der Überschrift durch. Jetzt hatte ich meine Negativliste: »Spielfilme und TV-Sendungen, die Sie verpassen wollen« sollen.

Konkret 12/01, S. 53

Horst Tomayer

Kunst & Gewerbe

Terror in Deutschland
Die Furcht vorm Terror geht um in Deutschland. Dabei ist »der Terror« hier doch schon lange zu Hause. KONKRET bat Autorinnen und Autoren um die Schilderung ihres terroristischsten Erlebnisses in Deutschland.

Terror im Alltag, Folge 537: Der Überzieher

Lieber Mitmensch, mach mal Pause, lieber Mitmensch, denkma nach!

Man hockt im Wirtshaus »Zum zärtlichen Grübler«
Und denkt über Dinger nach
Wie das Downtown des Flugzeugträgers
»MS Freedom« auf Maria Laach
Da kommt ein Gast reingeschoben
Und plaziert seinen Überzieh'r
Einem mitten und mang vor die Nase
Sowie teilweise in das Glas Bier
Er hängt seinen Überzieher
Nicht auf Haken Nummer eins
Nein, ein Überzieheraufhänggewissen
Hat er scheints. wie die Zeichnung zeigt, keins
Denn auch der mittlere Haken
Der haken Numero zwei
Dünkt als Parkplatz des Überzieher
Ihn eiskalt einerlei
Nein, es muß Haken Numero drei sein
Damit sein Überzieh'r
Einem auch voll ins Gesicht knallt
Sowie teilweise in das Glas Bier
Und man fragt sich: Warum hängt der Mitmensch
Seinen entzückenden Überzieh'r
Dem Mitmenschen voll vor das Antlitz
Sowie teilweise in das Glas Bier
Und man sagt sich: Die Lage der Menschheit
Dieser beschissene Völkerzwist
Ist absolut die Folge
Von soom Rücksichtslosigkeitsmist
Ja! Die Völkerfreundschaft kann erst beginnen
Wenn der Einzelne damit an/fängt
Also wenn er im Wirtshaus »Zum zärtlichen Grübler«
Den Überzieher anständig aufhängt
Übrigens: Jeder Überzieher

Sagt, gefragt, »Ich sags Ihnen gern:
Das Hängen vor Nasen und in Bieren
Liegt mir, sui generis, fern.«

Konkret 12/01, S. 55

Rayk Wieland

Der Garten eben

Kultur-Kolumne

»Wenn die allgemeine Sonne untergegangen ist, sucht der Nachtschmetterling die Lampe des Prieaten.«
Karl Marx, 1839

»The paradise is here.«
Tina Turner, 1991

Ausländer gibt's hier nicht, und das ist gut so. Auch keine Juden, aber Leute, an denen Geld so wie beim Juden immer hängen bleibt, heißt es. Man kennt sich im Dorf, grüßt, im Auto, das vorbeifährt, wird die Hand gehoben. Die meisten haben Hühner und das Amtsblatt, in dem Termine für Müll und Sperrmüll und die Gelben Säcke stehen. Geheizt wird mit Holz, das den Sommer über und im Herbst gesägt wird, und mit Kohlen aus Böhmen, die sind billiger, geben aber mehr Asche. Alle zwei Wochen wendet ein Jagdflugzeug' der Bundeswehr überm Tal, ansonsten ziehen Kraniche und Wildgänse am Himmel quer, rebellieren Kolkraben in den Eichenkronen. Auf der Weide vor dem Haus stehen Pferde, dahinter rauscht der Bach. Einmal in der Woche kommen Bäcker, Fleischer und' Gemüsehändler mit dem Lieferwagen, »und Tschüs!«, fahren wieder ab.

Ein Dorf in Mecklenburg, das Leben geht in Ordnung. Die Jahreszeiten wechseln nach wie vor. Amerika, wo ist Amerika? Da drüben, sagt der Nachbar, die kochen ebenfalls mit Wasser. Wie man gesehen hat. Sein Dach, das hält, da fliegt ihm keiner rein, schon gar nicht mit 'nein Flugzeug. Wenn doch, dann eben Pech, dann bitteschön. Nichts gegen Muftis, aber müssen die denn fliegen? Wozu? Die haben doch Kamele, wenn sie wollen. Lief doch tausend Jahre prima. Wenn er da, sagt der Nachbar, was zu sagen hätte, er würd' die nur noch reiten lassen. Das überlegen die sich zehnmal, ob die gegens Hochhaus ziehen.

Er kommt, sagt er, gut aus ohne Amerika. Hier kriegst du auch alles fürs Geld. Auch Häuser, die schön brennen, kein Problem. Er kennt das Spiel, ihm muß man nichts erzählen. Nachts neulich Feuerschein, Rauch in der Luft, Sirenen heulen. Es brennt, ein Haus im Nachbarort. Die Feuerwehr düst an, zu spät. Ground zero, alles futsch. Vermutlich Funkenflug, kein Anschlag, sagt die Polizei. Die Kinder schliefen, aber sind gerettet. Am Tag danach im Radio breaking news. Für- die Betroffenen wird gesammelt. Wir spenden Kleider, Möbel, kaum gebraucht. Der Radiosender zahlt 'ne Wohnung. Die Menschen, meint der Moderator, haben die uneingeschränkte Solidarität in der Region erfahren. Doch leiden, sagt der Nachbar, kann die keiner.

Den Günter Krass, den kennt er wohl. Er, sagt der Nachbar, rauchte auch mal Pfeife. Ist er von abgekommen, aber gut. Doch wo Krass recht hat, hat er recht. Die Juden müssen raus aus Palästina, dann ist Ruhe. Das sieht doch jeder, oder nicht? Wer weiß schon, eines Tages sind die hier. Wie in Berlin, da halten sie die Hand auf und kriegen alles nachgeschmissen. Ein Wahnsinn ist das, wundern tät's ihn nicht. Man muß mal sehen: Jetzt sind die Polen auf den Feldern, beim Spargel und beim Brokkoli, beim Hausbau, überall. Und mit den Polen, weiß man, kommen die Zigeuner. Wenn Sperrmüll ist, er muß gar nicht mehr fahren, die nehmen alles mit. Die Juden fehlen noch, doch dann ist Schluß mit lustig. Er hat schon einen Besen mit dem Stiel nach unten vor die Tür gestellt. In so ein Haus, wenn die den Besen sehen, die Zigeuner, gehen die nicht rein.

Als noch die Grenze war, war vieles, sagt der Nachbar, besser geregelt. Er wünscht sich nichts zurück, doch manches schon. Gut, Telefon gab's keins, Ersatzteile ein Drama. Und reisen, ja, dazu kommt er als Bauer nicht. Er hat auch, wenn's nach ihm geht, keine Lust. Der Osten war schön blöd, die Grenze aufzumachen. Die haben sich bedankt und alles abgezogen für 'nen Appel und 'n Ei. 50 Prozent sind arbeitslos, der Rest malt Vogelnester an bzw. jobbt in Holland aufm Bau. Wenn jetzt die Osterweiterung kommt, ist Polen wieder offen. Dann gibt's 'ne neue Völkerwanderung. Viel Spaß, die nächste Mauer, die noch steht, die steht in China.

Das Postauto rollt an und hält. Die Zeitung ist von gestern, gut. Denn die von morgen kennt er schon. Er läßt sich nicht für blöd verkaufen. Die Kinder werden, sagt der Nachbar, sich noch wundern. Ihm ist's egal, er hat zu tun. Ihn nervt das Wild, das in die Gärten springt und alles wegbeißt. Krieg spielen aufm Balkan und sich großtun in der Welt, doch eine Treibjagd auf einen lausigen Rehbock organisieren, nein, das packen die nicht mehr. Unsereiner, der muß sehen, wie er klarkommt. Der Efeu und die Rosen, alles weg, die Hecke, angefressen. Ausweisen diese Rehe, so weit kommt's noch. Und Losung auf dem Rasen, als ob die Katzenscheiße nicht genügen würde.

Der Krieg ist ihm egal, sofern er sonstwo ist. Was geht's ihn an, es fragt ihn keiner. Ihm reicht der Frieden schon, ihm jetzt persönlich. Wenn er die Jugend anschaut, die hier durchrollt. Getönte Scheiben, volles Rohr Musik. Die brauchen keinen Schützengraben mehr, der Straßengraben reicht. Da siehst du immer neue Kreuze, das ist Krieg. Da greift natürlich keine Nato ein. Die meisten sterben eh im Suff. Herzkasper, Krebs, such dir was aus. Nimm Aids, dann geht's dir auch nicht gut. Plötzlicher Kindstod ist der beste, spart Zeit und Ärger, oder nicht? Er selber, sagt der Nachbar, ist gesund. Geh nie zum Arzt, dann wirst du alt.

Wenn nichts passiert, das ist das Beste. Wenn keiner kommt, kann keiner stören. Wie hieß es früher: Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht? Schön wär's, die Zeit hat heute niemand mehr. Du siehst hier kaum ein altes Haus. Nur neue Straßen, neue Autos, neuer Blödsinn. Und bald kommt auch das neue Geld. Was soll das wert sein außer nichts.

Als ob die Leute keine Sorgen hätten. Jetzt kommt der Winter, und sein Ofen rußt. Das Dach vom Schuppen hängt seit Jahren durch. Allein das Laub, das immer anfällt. Die Beete brauchen Mulch. Das macht ja keiner, wenn nicht er. So sieht's doch aus. Der Garten eben. Ein Herz für Pflanzen, das gibt's viel zu selten. Er kümmert sich, das ist so seine Art. Die Koniferenreihe hier, die hat er umgesetzt, die stand zu dicht. Den Rhododendron abgedeckt mit Fichtenreisig. Und Meisenringe aufgehängt. Wenn alle einen Garten hätten, gäb's keine Kriege mehr. So einfach.

Hier bleibt die Arbeit liegen, Arbeit gibt's genug. Was soll's, er kann sich nicht beschweren. Was kommt im Fernsehen, Mord und Totschlag. Und da gehören sie auch hin. Krieg macht sich nicht so gut, den können sie sich schenken. Da zieht er, stimmt doch, sein Aquarium vor. Das hat er jeden Tag, rund um die Uhr. Er schmunzelt, CNN für Arme. Da kann er einen Brennpunkt nach dem andern machen. Wer weiß, die machen's wirklich so. Fest steht, die. Amis waren niemals auf dem Mond. Jedoch er will das nicht vertiefen. Das nützt ja alles nichts, er weiß Bescheid.

Wenn erst mal Weihnachten geschafft ist.

Er seufzt, der Nachbar, sagt: Dann woll'n wir mal. Er hat zu grüßen - Gruß zurück. Die Pferde wiehern, gleich geht's in den Stall. Ein Keil von Gänsen treibt vorüber. Der Specht hämmert sein Abendbrot. Was rauscht, sind Tauben, die noch eine Runde machen. Ein Sperlingsknäuel sitzt fest im Haselnuß. Laub segelt abwärts, Lichter gehen an. Der Tag ist praktisch rum.

Paar Tonnen werden rausgeschoben und an den Straßenrand gestellt. Am Morgen kommt, das ist die Zukunft hier, die Müllabfuhr. Ein Fahrer sitzt am Steuer, hält nur kurz. Auf Knopfdruck fährt ein Arm aus, senkt sich, greift die Tonne. Er hebt sie hoch und zu sich rüber. Dann kippt er sie, entleert sie rüttelnd, stellt sie ab. Der Arm klappt ein, der Wagen rollt und rauscht davon, zur Deponie. Zwei Wochen dauert's, bis er wiederkommt. Solange passiert nichts, und das ist alles.

Konkret 12/01, S. 56

Peter O. Chotjewitz

Polenjagd bei Cochem

Gedanken zur Ästhetik des Widerstands

Die Stunde der Marder

»Nun sind Edward und Janusch schon halb in Stykuw« geht es mir durch den Kopf, während ich über eine denkbare Ästhetik des Widerstands nachsinne. Ästhetik und Kleinpolen, wie geht das zusammen? Es ist sechs Uhr früh, also sitzt mein Freund Edward seit fast zwölf Stunden im Bus, und ich bin um zwei ins Bett, voller staatsfeindlicher Gedanken.

»Ästhetik« ist (sagt mein dtv-Brockhaus-Lexikon) die »Lehre von der Sinneserkenntnis«, dient also der Untersuchung des von Menschen geschaffenen Schönen, sei es durch Aufstellung von Regeln (Beispiel: Max Bense), sei es aus dem vollen Bauch und dem hohlen Schädel (Beispiel: das Feuilleton).

Was das Schöne sei, das wir mit Hilfe der Ästhetik zu beurteilen hoffen, ist ebenso umstritten wie die Regelwerke und reicht von Romanen von Frauen über Frauen mit Spermaflecken im Bett (Reich-Ranicki) bis zu einem pommerschen Kartoffelgesicht (Martin Walser). Den erwähne ich wegen seiner devoten Ästhetik der Physiognomie einer Spitzenpolitikerin. Martin Walser, Erfolgsautor, über Angela Merkel laut »Bild«: »Sie geht mir sozusagen zu Herzen. Wenn ich zuschaue, wie sie ein bißchen lächelt und dazu diese wunderbare Basis-Melancholie.«

Walsers Sondermeldungen über die zu Herzen gehenden Dinge sind sozusagen der Beipackzettel zu seinen Romanen. Die stets mit dem Zeitgeist schwankende Ästhetik wird hier gleich mitgeliefert. Wir wissen: Vor dreißig Jahren ging ihm Honecker zu Herzen, vor fünfzehn der innerdeutsche Reiseverkehr, vor fünf das Gerede über die deutsche Geschichte, und mal mußte er auch davor warnen, die rechtsradikale Szene zu verteufeln. Das zahlt sich aus. Sein jüngster Roman ist wiederum ein Bestseller.

Ich erhebe mich also und schlurfe zum Fenster. Mein Rücken schmerzt. Ich bin seit Tagen auf dem Dach, um es gegen Flugschnee abzudichten. Bei 38 Grad in praller Sonne denkt der Mensch an Schnee. Draußen auf dem Rasen sitzt ein Marder. Er sitzt da wie ein Gartenzwerg. Ich weiß, was er denkt. Er hätte gerne einen Bremsschlauch zum Frühstück und fragt sich, warum mein Auto nicht auf dem Hof steht. Es steht hinterm Haus wegen der alten Pfannen, die ich bald wieder vom Dach werfen werde.

Nun sind Edward und Janusch schon ein bißchen tiefer in Polen.

Was ist schön?

Das Schöne, sagen wir, ist ein erstrebenswerter Zustand einer von Menschen gemachten Sache, die wir mit Hilfe einer Ästhetik als schön erkennen. Der Zustand ändert sich mit der Epoche, ist durchaus klassenspezifisch, regional ausdifferenziert, und mit ihm schwankt die Ästhetik, auch wenn die Sachwalter aller Zeiten, Länder und Systeme ihr jeweiliges Kunstverständnis für das allein seligmachende halten. Also kann alles nicht schön sein beziehungsweise nicht alles schön. Es hat sich deshalb eingebürgert, nur bestimmten Kunstwerken zu gestatten, schön zu sein, und nur Musiker, Maler, Bildhauer, Schriftsteller, Stripper etc. für Künstler zu halten.

Das ist sehr bequem. Zwar sind nahezu alle Menschen käuflich, die Künstler im engeren Sinne aber sind es von Berufs wegen und meist ohne Not. Brecht hat das in der Brotkorbparabel szenisch dargestellt. Der Brotkorb hängt an einem Seil, die Künstler hocken drum herum, und wenn sie eine falsche Antwort geben, wird der Korb hochgezogen.

Von Beuys kam der Vorschlag, nicht nur Pinkelbecken und alte Schachteln als Kunstwerke zu betrachten. Auch eine schöne Sozialordnung sei ein Kunstwerk. Der Gedanke war natürlich nicht von ihm. Er war von Maciunas, der die Fluxusbewegung gründete und in die SU fuhr, um Chruschtschow mitzuteilen, daß er eine reaktionäre Ästhetik begünstige und ihm vorzuschlagen, Fluxus als Hauptfach einzuführen. Er wollte die Künstler wieder sozial nützlichen Aufgaben zuführen.

Es ist klar, warum er scheitern mußte. Nicht nur die Artisten wären ihrer Aura beraubt. Die Verleger hätten kein Mehrwertsteuerprivileg, und die Leser von Gedichten müßten sich plötzlich für Politik interessieren. Dabei wäre es reizvoll, diverse Erscheinungen des Alltags unter ästhetischen Auspizien zu betrachten.

Lazing in a sunny afternoon

Zu meinen traumatischen Kindheitserinnerungen gehören nicht nur die Nächte im Bombenkeller, sondern auch ein Nachmittag in unserer Berliner Wohnung in den frühen vierziger Jahren. Es ist ein Sonntag. Die Sonne scheint, mein Vater ist im Krieg, mein kleiner Bruder spielt mit seinen Bauklötzen, ich bin etwa acht Jahre alt, die Mutter bügelt, es ist wohlig warm aus dem Radio ertönt das wöchentliche Wunschkonzert, und da passiert es: Das Radio spielt eines meiner Lieblingslieder. Sie heißen: »Heimat, deine Sterne« und »Einmal werden Heimatglocken klingen, denn zu Ende geht ja jeder Krieg« und »Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehn«, und unsere Soldaten im Feld grüßen ihre Freunde und Verwandten an der Heimatfront, und es riecht nach Käsekuchen, und das alles geht mir so zu Herzen wie Angela Merkel Martin Walser. Es hat sich verrührt zu einem Kunstwerk, das nie übertroffen wurde von einem Film, einem Theaterstück, einem Roman, einem gemalten Bild.

Ich vermute, daß viele Menschen ein Bild von solcher Schönheit mit sich herumtragen, auf dem sie ihre Ästhetik aufgebaut haben, nur daß sie sich nie gefragt haben, ob dieses Bild wirklich schön ist, und nie begriffen haben, daß sie getäuscht wurden und das Bild in Wahrheit etwas sehr Unschönes verbirgt.

Das Geburtserlebnis und andere Stolperfallen

In der Ästhetik findet immer ein Kampf zweier Linien statt, gerade dort auch, wo uns, wie in der Kunst, die schönsten Dinge, die erhabensten Gefühle oder, wie im Fernsehen, jede Menge unwiderleglicher Wahrheiten verkauft werden. Es ist ein Kampf zwischen der Ästhetik des Widerstands und der Anpassung und Beschwichtigung, der Enthüllung und der Vernebelung, der Wahrheit und der Lüge.

Natürlich ist auch die Ästhetik des Widerstands dem Wandel unterworfen. Kürzlich blätterte ich in der reich bebilderten Geschichte der Münchner Arbeiterbewegung von Günter Gerstenberg, die 1997 in der Edition Eulenspiegel erschien, und da sah ich sie wieder, die Massenaufmärsche der KPD und SPD und ADGB, die Männer in den saloppen Hosen, den langen Joppen und den Schlägermützen, die Blas- und Schalmeienkapellen, Mandolinenorchester, Chöre, Spruchbänder, Fahnen, die jugendbewegten Frauen, ohne Korsett hinaus zum ersten Mai.

Die Unterschiede zwischen der Ästhetik der Oktoberrevolution, einer Maifeier in Ostberlin, einer Vietnamdemo in Westberlin und einem Gewerkschaftstag in Dortmund sieht man auf den ersten Blick. Man darf sich nur durch die Duftmarken nicht irritieren lassen: Teufel/Langhans im Outfit der Bolschewiki vor dem Kriminalgericht Moabit. Um 1970 konnte man kein Eau de Toilette auf den Markt bringen, ohne in der Werbung das Wort »Revolution« zu gebrauchen. Heute kokettiert man mit den Ikonen der Stadtguerilla. Ein Romancover zeigt eine Pistole und die Fotos zweier Metropolenkämpfer.

Dieses Trittbrettfahren hat Tradition. Beuys schuf in Stuttgart eine Art Denkmal für Ulrike Meinhof, und im Kölner Museum Ludwig hingen (oder hängen noch) die verwischten Portraits einiger RAFler von Gerhard Richter. Ehrliche Arbeiten wie *Starbuck,* das Buch über Holger Meins aus dem Espresso-Verlag, sind rar. Für das Verhältnis Ästhetik - Kunstwerk gilt: Selten ist drin, was draufsteht.

Im Kampf zweier Linien fällt der Ästhetik der Beschwichtigung, der Verdrängung, der Anpassung, des Versöhnlertums und der Freundlichkeit die Aufgabe zu, den Widerstand zu diskreditieren, durch Diffamierung und. Verhohnepipelung seiner Ästhetik. Die Ästhetik der Provokation wird vom Versöhnler und Opportunisten als peinlich empfunden, weil er gelernt hat, die von ihm vertretene Saturierungsästhetik für schön zu halten.

Die sozusagen staatstragende Linie der Wahrnehmung und Sinndeutung tut das, indem sie an pubertäre Reflexe appelliert, die tatsächlich allen Menschen gemeinsam sind, auf die aber nicht alle reinfallen. Die Inhalte, aber auch die sprachlichen und zeichenhaften Methoden der Vermittlung fast aller Werke sämtlicher Kunstsparten belegen das.

Ich kannte einen Mann - mit zwei Frauen hatte er ein halbes Dutzend Kinder gezeugt und war doch unbeirrt seinen männlichen Weg gegangen. Nun und praktisch in Rente hatte er eine vierzig Jahre jüngere Frau geehelicht, und als er nun zum ersten Mal miterlebte, wie er angeblich Vater wurde, sprudelte es altersdebil aus ihm heraus: »Die Bilder der Geburt

werden mich ein Leben lang begleiten.«

Essential harvest, Exkurs

Wer die realen Absichten der staatstragenden Schönheit begreifen möchte, braucht nur in ihren Begriffen zu stochern. Sie sind oft von einer verblüffenden Ehrlichkeit. In der Ästhetik bilden sich die sozialen Widersprüche ab, sie ist die Gefechtsstätte der sozialen Auseinandersetzungen, und die Kunstwerke, oft nur ein paar Wörter groß, sind die Munition.

»Essential harvest« ist ein solches Kunstwerk im Sommer dieses Jahres gewesen. »Bedeutende Ernte« lautet der Code für den Einsatz der Nato-Truppen, zu denen auch deutsche Einheiten gehören. Man fährt zur Ernte nach Mazedonien. Der Texter war entweder ein Subversivling oder ein Dummkopf Denn was bedeutet »Ernte«? Man hat etwas gesät und darf nun ernten. Man trägt etwas davon und bereichert sich daran. Lange genug hat die deutsche Diplomatie daran gearbeitet, den Einsatz ihrer Rambos auf dem Balkan möglich zu machen, und nun darf sie endlich Truppen entsenden. Die Ernte einfahren, und das muß sein. Es ist essentiell.

Die Polen sind unser Unglück

Ich war einkaufen. Als ich zurückkomme, stehen mehrere Autos vor meinem Grundstück, darunter zwei Polizeifahrzeuge. Auf dem Hof einige unbekannte Männer. Janusch mit dem Gesicht zur Wand, die Arme mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt. Zwei Uniformierte zerren meinen Freund Edward ins Auto. »He, was soll das? Lassen Sie sofort den Mann los!« rufe ich. Ein älterer Polizist will sich soeben hinters Steuer schieben. »Wer sind Sie denn?« ruft er. »Mir gehört das Haus hier.« - »Sie kommen grad recht«, erwidert er. »Der Mann kommt mit nach Cochem.« Er meint Edward. »In zweieinhalb Stunden können Sie ihn abholen.« Er gibt Gas. Ein Polizist stößt Janusch ins zweite Auto.

Ist Widerstand möglich? Sollte ich mich vor die Fahrzeuge werfen? Die Flex holen, die auf dem Hof liegt, und ihnen die Reifen aufschneiden? Mich dem unvermeidlichen Schußwechsel stellen? Auf dem Hof gegenüber Dorfbewohner, eine alte Frau weint. »Wie gelähmt« nennt die Trivialliteratur ihren Zustand. Auf meinem Hof noch etliche Zivilbeamte. Einer ist vom Arbeitsamt. Hieß er Schneider? Wer kann sich Namen merken, in einer solchen Situation. »Es war wie im Krieg«, wird ein Nachbar später sagen. Ein anderer: »Wie im Fernsehen.« Ein dritter, Jahrgang 47: »Wie in der Nazizeit.« Der kleine Ästhetiker operiert gerne mit Vergleichen.

Herr Schneider erklärt die Situation, die im wesentlichen vorbei ist, denn Edward und sein Sohn sind bereits verschleppt worden. Ein Nachbar hat Edward und mich auf dem Dach gesehen. Er hat mir geholfen, ein Fenster einzuhängen. Das war eine gute Tat. So ein großes Velux-Fenster wiegt bestimmt vierzig Kilo und hat eine vertrackte Aufhängung. Aber es war auch unerlaubt. »Wer ist dieser Spitzel?« frage ich. »Warum glauben Sie einem IM?« - »Der Mann ist absolut zuverlässig«, sagt Herr Schneider. »Den Ausdruck IM weise ich zurück.«

Edward ist mein Gast

Edward kommt gerne nach Deutschland. Er spricht gut deutsch. In Köln hat Edward eine Menge gebildeter, philanthropischer Freunde, die ihn in Polen besuchen oder nach Köln einladen. Einer von ihnen ist Sozialdemokrat und Bibliothekar. Durch ihn habe ich Edward vor Jahren kennengelernt. Edwards Liebe zu Deutschland ist mir unbegreiflich. Den Vater seiner Mutter haben die Nazis gleich 1939 ins KZ gesteckt. Seitdem ist er verschollen.

In diesem Jahr habe ich Edward und Janusch zu mir in die Eifel eingeladen. Janusch ist ein schüchterner schmächtiger Gymnasiast. Sie schlafen und essen bei mir. Ich habe Janusch hundert Mark für die Kölner »PopKomm« geschenkt und seinem Vater mein Auto geliehen, um nach Maria Laach und Maria Martental zu fahren. Natürlich habe ich sie auch eingeladen, um mit Edward über Polen zu reden. Ich habe ihm seinen Antikommunismus und seinen Katholizismus auszureden versucht und er mir meine linken Ideen. Tagsüber habe ich an meiner Hütte gebastelt, er hat seine Kirchen besichtigt, und ein paarmal hat er mir auch die Leiter gehalten.

Eine dpa-Meldung

»Kritik an Äußerungen von Paul Spiegel. Der innenpolitische Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion Wiefelspütz sagte, der Präsident des Zentralrats der Juden, Spiegel, habe übertrieben. Spiegel hatte behauptet, daß sich Menschen anderer Nationalität nirgends in Deutschland mehr sicher fühlen könnten.« Wiefelspütz hat keine Ahnung. Er sollte meinen Freund Edward fragen. Spiegel hat Recht. Mein Freund Edward saß hinterm Haus und rauchte, sein Sohn Janusch stand im Garten

herum. Als die Beamten in Zivil und in Uniform den Hof stürmten, ging er zurück zum Frühstückstisch. »Halt, stehenbleiben!« Janusch spricht kein Deutsch und verstand nur Bahnhof. Nach ein paar Schritten hatten zwei Beamte ihn eingeholt, legten ihm Handschellen an und stellten ihn an die Wand.

Meine Frau stand auf und wollte zu ihm. Ein Beamter rief: »Wo sind die anderen?« Einer schob meine Frau beiseite, dann stürmten alle das Haus. Uta, vierzehn, stand in Unterhosen, als ein Beamter die Tür aufriß. »Ist hier einer?« rief er erregt. »Nur drei Spinnen«, sagte das Mädchen ruhig und zog sich weiter an. Der Beamte schlug die Bettdecke zurück, schaute unters Bett und rannte enttäuscht weiter. Lea, elf, übte gerade. Sie pfiff ihm auf der Klarinette ein paar Töne hinterher.

Unterm Dach wurde die wilde Horde fündig. Sie fledderten die Reisetaschen meiner zwei Gäste, erbrachen ihre Brieftaschen und rissen auch die Briefe auf, die Janusch an seine Mutter und seine Geschwister in Stykuw geschrieben hatte. Hätte meine Frau sich den Marodeuren in den Weg stellen sollen? Wäre sie sieben deutschen Beamten im Jagdfieber gewachsen gewesen? Hätte sie sich verprügeln lassen sollen, vielleicht totschießen? Konnte sie etwas anderes tun, als hinterherzulaufen und kopfschüttelnd die Kette der Grundgesetzverstöße mitanzusehen? Schutz der Wohnung und des Briefgeheimnisses, Übermaßverbot.

Herr Krümel

Herr Krümel ist Kommissar mit etlichen Vorsilben. Er heißt anders. Er war der Einsatzleiter. Er leitet die Ermittlungen. Er begrüßt mich freundlich und möchte mir den Vorfall erklären. Der Junge habe versucht, zu fliehen. Die Fesselung war korrekt. Oft sei einem Straftäter nicht anzusehen, ob er bewaffnet sei. Die Hausdurchsuchung sei zur Beweissicherung erforderlich gewesen. Die erkennungsdienstliche Behandlung der zwei Polen und die Beschlagnahme ihrer Pässe sei zwingend vorgeschrieben. »Auch Sie haben sich strafbar gemacht, lieber Herr Chotjewitz. Beihilfe zur illegalen Arbeitsaufnahme.«

Vielleicht habe ich wirklich einige Fehler begangen. Ich war zu sanftmütig. Ich bin nicht aufgesprungen, um Krümels Schreibtisch zu verwüsten, die Akte zu zerreißen, die Pässe an mich zu nehmen und mit meinen Freunden zu flüchten. Ich habe statt dessen mit Krümel über das Gastrecht geplaudert. Ich habe spitzfindige Reden über die Grenzen der unerlaubten Gastarbeit gehalten. »Darf ein polnischer Gast mir wenigstens helfen, den Tisch zu decken, ohne sich als illegale Haushaltshilfe strafbar zu machen?«

»Mit dieser Ausrede kommen sie alle«, sagt Krümel. »Aber Herr Undziakiewicz bekommt kein Geld dafür«, erwidere ich. »Das spielt keine Rolle«, weiß Krümel. »Auch kostenlose Hilfe ist strafbar, wenn sie von einem Polen begangen wird.« Edward hört zu und schweigt. »Möchten Sie noch etwas sagen?« fragt Krümel. » Ja«, sagt Edward. » Ich möchte sagen, Deutschland ist wie Kuba.«

Das hört Krümel nicht so gerne. Er verabschiedet Edward kühl. Nur bei Janusch wird er herzlich. »Let's be friends again«, ruft er und drückt ihm lange die Hand. Ich habe Angst, er könnte den Jungen umarmen. Ich weiß nicht, ob Edward das ertragen würde. Edward ist Mitte vierzig, groß, blond, blauäugig, schlank, muskulös, schmalhüftig, breitschultrig und durchtrainiert. Ein Paradegermane. In Rzeczow hat er einmal drei Polizisten verprügelt. Krümel hätte keine Chance.

Aber auch Edward leistet keinen Widerstand. Nur einmal rastet er kurz aus. Im Büro der Ausländerbehörde, wo ein Jüngling namens Sauber uns die Gründe für seine sofortige Ausweisung darlegt. Durch die illegale Arbeit ist Edwards Aufenthaltsrecht als Tourist erloschen, sein Aufenthalt illegal, die Abschiebung unabdingbar. »Verstehen Sie das?« fragt Sauber. »Nein«, sagt Edward. » Ich dachte, wir leben im Jahr 2001 und nicht 1939.« Nun ist Herr Sauber aber sauer. »Hier unterschreiben Sie. Ihre Pässe werden an die Grenze geschickt und Ihnen vom Bundesgrenzschutz dort ausgehändigt.«

Aber da weigert mein Freund sich, den Ausweisungsbefehl zu quittieren und die Grenzübergangsbescheinigung entgegenzunehmen. »Die können Sie auch behalten. Den Paß brauche ich nicht. Nach Polen kann ich immer zurück.« Also bitte ich um eine kleine Verhandlungspause, ziehe Edward auf den Gang und sage zu ihm durch seinen Zigarettenrauch: »Nimm den Wisch, Edward. Geh nicht ohne die Papiere. Wir kommen keine hundert Meter weit. Dann schnappen sie euch, sperren dich ein, weil du keine Papiere hast, und schaffen dich mit dem Käfig an die Grenze.«

Kein Widerstand, keine Ästhetik

Ich glaube, er hat wegen Janusch eingewilligt. Kein Widerstand, keine Ästhetik, aber abends natürlich große Abschiedsfeier mit dreißig Gästen, vielen Toasts auf die deutsch-polnische Freundschaft und einer bemerkenswerten, langen Rede des Abzuschiebenden. Er habe in diesen Tagen gelernt, seine linken deutschen Freunde besser zu verstehen.

Also gut: Edward hat drei Söhne und vier Töchter, ein großes Haus und eine spindeldürre Frau und liest gerne dicke Bücher, vorwiegend Romane. In seinem Dorf ist er eine angesehene Person. Er hielt Deutschland für eine Demokratie und nur Stoiber für ein Sicherheitsrisiko. Otto Schily sollte ihm einen Orden verleihen. Edward wird etlichen Leuten davon abraten, jemals nach Deutschland zu reisen. Nun ist er schon fast am Bug.

Peter O. Chotjewitz schrieb in KONKRET 11 /0l über den Film vom 11.9.01

Konkret 12/01, S. 59

Hartwig Vens

»Pflicht zur Auslese«

Vom Repräsentanten des »Dritten Reichs« zum Repräsentanten des bundesdeutschen Musikbetriebs. Deutschland feiert den hundertsten Geburtstag des Komponisten Werner Egk

Wer in diesen Tagen zur Post geht, um sich Einszehner-Briefmarken zu besorgen, könnte auf das Konterfei eines dirigierenden älteren Herrn stoßen, versehen mit der Angabe »Werner Egk 1901-1983«. »Diese Marke ist ebenso expressionistisch und >schief< wie Werner Egks Musik empfunden wurde und wird«, begründet das Bundesministerium für Finanzen seine Entscheidung für das Briefmarkenmotiv. Die Geschichte des Komponisten, Dirigenten und Funktionärs Werner Egk, der mit Sonderbriefmarke und anderen Feierlichkeiten zu seinem hundertsten Geburtstag geehrt wird, ist eine deutsche Erfolgsgeschichte. Sie ist auch ein Beispiel für die bis heute nicht aufgearbeitete faschistische Kontinuität des deutschen Musikbetriebs.

Werner Egk wird als Werner Joseph Mayer 1901 im schwäbischen Dörfchen Auchesheim, heute zur Gemeinde Donauwörth gehörig, als Sohn eines Dorflehrers geboren. Das Elternhaus ist patriarchalisch-streng, eher gegen seinen Willen erhält der junge. Werner Klavierunterricht. Nach der Schule verweigert Egk die ihm zugedachte Berufslaufbahn des Postbeamten und geht nach München, wo er sich autodidaktisch die theoretischen und historischen Grundlagen der Musik erarbeitet. Egk wird Schüler von **Karl Orff,** mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verbinden wird. Nach einem längeren Aufenthalt in Italien kommt er 1927 nach Berlin. Dort findet er Einlaß in die Zirkel der künstlerischen und politischen Avantgarde, er macht unter anderem die Bekanntschaft von Brecht, Weill und Mühsam. Auf Empfehlung Weins kommt er zum Rundfunk, wo er sich mit Hörfolgen im Stil der Neuen Sachlichkeit erste Meriten als Komponist erwirbt.

Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme beginnt für den ehrgeizigen Künstler eine Zeit des rasanten Aufstiegs. Ein Vertreter der musikalischen Modernität, der gleichzeitig die völkisch-rassistische Ideologie des Nationalsozialismus mitträgt, unterstützt und verbreitet, findet sich selten und hat erstklassige Karrierechancen,

auch wenn eines seiner großen Vorbilder Strawinsky heißt. Eine starke Strömung kämpft, angeführt von Joseph Goebbels, für den Aufbruch in eine nationalsozialistische Moderne, die die geistig und »rassisch« erneuerte Nation mittels »stählerner Romantik« oder »heroischem Realismus« zu neuer kultureller Blüte treiben will. Die Rolle als Protagonist dieses deutschen Kunstaufbruchs übernimmt Egk mit Begeisterung.

Darüber hinaus aber verleiht er seiner Geisteshaltung als Redakteur des Ressorts Zeitgenössische Musik bei der im Juni 1933 gegründeten Zeitschrift »Völkische Kultur« (»VK«) Ausdruck, Untertitel: »Monatsheft für die gesamte geistige Bewegung des neuen Deutschlands«. Musikredakteur Werner Egk trägt in seinem Ressort das Seinige zur Förderung völkischer Kultur bei. So fordert er im Oktober 1933 unter dem Titel »Musik gestern und heute«: »Wir brauchen den Fanatismus der unbedingten Leistung und den Glauben an das Erhabene« sowie eine »stählerne Diatonik« gegen die »Vorherrschaft der Chromatik und ihrer Überzüchtung ins Atonale«, er postuliert einen musikalischen Aufbruch, der »durch seine Klarheit, seine Aggressivität, seine seelische Dynamik und seine aktivistische Kraft das Volk erfassen und begeistern kann«. Trotz seines Rufs als Verteidiger einer völkisch gereinigten Neuen Musik zögert Werner Egk nicht, die Mythen- und Thingspielbewegung künstlerisch zu unterstützen. In seinem »VK«-Text »Volksschauspiel und Musik« entwirft er musikalische Leitlinien für das Volksschauspiel. Durch Großaufführungen soll »in riesigen Hallen oder auf Thingplätzen« ein »neue(s) heroisch-monumentales) Theater«, »soll die große kultische Form erstehen, die im selben Maß von der Volksgemeinschaft getragen werden wird, in dem sie dieser auftauende Kräfte zuzuführen imstande ist«.

Anlaß der Ausführungen ist Egks Kooperation mit dem völkisch-nationalen Schriftsteller Kurt Eggers, später Abteilungsleiter im Rasse- und Siedlungsamt der SS, dessen Stück »Job der Deutsche« Egk vertonte. Der während des Rußlandfeldzugs als Obersturmbannführer der Waffen-SS gestorbene Eggers wird noch heute in Neonazi-Kreisen als nationaler Dichter und Kriegsheld verehrt.

Fest im völkisch-rassistischen Jargon verwurzelt, streitet Egk in seinen Aufsätzen immer wieder gegen den allgemeinen Rückbezug auf frühere musikalische Perioden, vor allem die Romantik des 19. Jahrhunderts. Gegen den Subjektivismus der Spätromantik fordert Egk das Zurücktreten und Aufgehen des Einzelwillens in der Volksgemeinschaft. Er bedauert die Entstehung des »Salonbolschewismus, der die Schuld daran trägt, wenn die >Neue Musik< in vielen Köpfen als eine Art Kinderschreck existiert«. Der wohl deutlichste Beleg für die nationalsozialistische Gesinnung, die dem Kulturschaffenden Egk zu eigen war, ist seine Rezension von Richard Eichenauers Buch *Musik und Rasse,* die unter demselben Titel im Juni 1935 in »Völkische Kultur« erschien. Eichenauers Buch ist eine rassenkundliche Herleitung der Überlegenheit deutschen Musikwesens. Den »zersetzenden« Einfluß des Judentums auf die Musik sieht Eichenauer gar als empirisch erwiesen. »Sie gehorchen einem Gesetz ihrer Rasse, indem sie die harmonische Mehrstimmigkeit, die ihnen urfremd ist, folge richtig zu

zerstören suchen.«

Dieses entsetzliche Schriftstück findet in Werner Egk einen freundlichen Rezensenten. In einer Reihe ihm vorliegender »zum Teil wirklich wertvoller Musikbücher« ist ihm Eichenauers das wichtigste. Egk vollzieht den Eichenauerschen Gedankengang nach und stimmt ein Loblied auf die Rassenlehre an: »Die Anwendung des rassischen Prinzips schließt jene, dem Zwischenreich eigentümliche Beurteilung nach >Richtungen<, seien es >moderne< oder >reaktionäre<, vollkommen aus, sie verhindert, daß minderwertige oder gar fremdrassische Werke hochgelobt werden, nur weil sie durch >nationale< Stoffwahl künstlich getarnt sind, sie macht es ferner unmöglich, daß zukunftsweisende Musik abgelehnt wird, weil ahnungslose Spezialisten auf die Kenntnis der rassischen Merkmale überhaupt keinen Wert legen.« Das größte Verdienst von *Musik und Rasse* sei, daß es »auch im Kampf um die >Bestimmung der Fronten< innerhalb der Musik der Zeit viel dazu beitragen können« wird, »daß kleinliche Gesichtspunkte der Einsicht in ganz große Zusammenhänge weichen müssen«.

Egks letzter Aufsatz in der »Völkischen Kultur« aus dem Januar 1936 befaßt sich noch einmal mit der »gegenwartsfremden Programmgestaltung« des deutschen Musikbetriebs. Der Titel artikuliert sein Postulat im gewohnten NS-Stil: »Pflicht zur Auslese«.

Auch als Komponist ist Egk nicht mehr aufzuhalten. Zum durchschlagenden Erfolg wird seine 1934 in Frankfurt uraufgeführte Oper »Die Zaubergeige« nach einem Puppenspiel des bayrischen Grafen Pocci. Der Stoff, in dem ein einfacher Bauerngeselle durch eine magische Geige zu grenzenlosem Reichtum gelangt, Vermögen und adlige Traumfrau jedoch einem einfachen Landleben mit seiner Jugendliebe opfert, entspricht so recht der nationalsozialistischen Weltanschauung - zumal der Gelackmeierte ein unverkennbar als Jude zu dechiffrierender Intrigant und Schacherer namens Guldensack ist.

Aus Anlaß der olympischen Spiele schreibt Egk 1936 die Musik für das Festspiel »Olympische Jugend«. Die Abschnitte heißen »Aufzug der Jünglinge«, »Fahnenmarsch«, »Waffentanz«, »Totenklage« und »Hymne«. Dank des abgekarteten Spiels zwischen den faschistischen Bruderländern Deutschland und Italien erhält Egk die Goldmedaille in der Disziplin Musik.

1937 komponiert Egk die Hymne »Mein Vaterland« zum 200jährigen Jubiläum der Stadt Göttingen. Im selben Jahr erhält er einen Vertrag als Kapellmeister der Berliner Staatsoper. Die im November 1938 in Berlin uraufgeführte Oper »Peer Gynt« nach dem Stoff von Ibsen wird für Egk zum großen Wurf, beschert ihm aber auch ein paar kitzlige Momente. Die auf die »Systemzeit«-Dekadenz gemünzten atonalen und jazzartigen Passagen werden in ihrer abwertenden Intention von Göring und anderen gewichtigen Teilen der Partei nicht begriffen. Nach Egks eigenen Angaben soll es über sein Werk zum Eklat zwischen Hitler und Göring gekommen sein. Als auf einer Pressekonferenz ein Journalist nach der Darstellung der degenerierten Trollwelt, ein Schauplatz des Stückes, fugt, will Egk ihm geantwortet haben: »Stecken Sie einen fetten Kerl in Generalshosen, ziehen sie ihm ein Netzhemd über, und dekorieren Sie das mit einer Menge Orden und Ehrenzeichen, dann haben Sie ein perfektes Kostüm.« Eine Anspielung auf Göring, deren Wahrheitsgehalt jedoch angezweifelt wird. Zum Ausdruck kommt hier Egks Strategie, sich von den Vorwürfen der Mittäterschaft durch den Verweis, sein Werk habe »subversiv« gewirkt, reinzuwaschen. Entscheidend für Egks Karriere als »führende Persönlichkeit des deutschen Musikestablishments« ist das Urteil des Führers: Hitler bittet den Komponisten in seine Loge, um ihm zu »Peer Gynt« zu gratulieren.

Nachdem Egk 1939 die Musik zum NS-Propagandafilm »Jungens«, unter anderem den »Marsch der Deutschen Jugend«, komponiert hat, wird er 1941 Leiter der Fachschaft Komponisten bei der Reichsmusikkammer und repräsentiert damit das »Dritte Reich« auf internationaler Ebene. Bereits zur Uraufführung der »Zaubergeige« hatte der Leiter der Hauptstelle Musik des Amtes Rosenberg, der fanatische Antisemit und spätere Herausgeber des berüchtigten *Lexikons der Juden in der Musik,* Hermann Gerigk, sich lobend über Egks weltanschauliche Zuverlässigkeit geäußert. Auch der RMK-Vorsitzende Goebbels befand Egk als »Mann seines Vertrauens«, für höhere Aufgaben geeignet.

Nach Ende des Tausendjährigen Reiches muß sich der kulturpolitische Funktionär und NS-Repräsentant einem Entnazifizierungsverfahren stellen. Mit Hilfe eines Gebäudes aus Lügen, Spurentilgung, präparierten Zeugen, die zu beschaffen ihm aufgrund seiner weitläufigen Verbindungen im Kulturbetrieb leichtfällt und nicht zuletzt infolge der Unfähigkeit von Staatsanwaltschaft und Gericht wird Egk freigesprochen. Während des Verfahrens schreckt der Künstler nicht davor zurück, sich wiederholt als aktives Mitglied einer deutschen Widerstandsbewegung auszugeben.

Anschließend faßt Egk schnell wieder im deutschen Musikbetrieb Fuß. Er arbeitet vor allem für den Südwestfunk, mit dessen Intendant Heinrich Strobel er seit langem befreundet war. Schnell nimmt Egk auch seine verlorenen Funktionärspositionen in den bundesrepublikanischen Entsprechungen der NS-Organisationen wieder ein: Bereits 1949 tritt das ehemalige Beiratsmitglied der Stagma (NS-Vorläuferin der Gema) in den Beirat der Gema ein, bei der er später als langjähriger Aufsichtsrat fungiert.

Von 1950 bis 1953 arbeitet Egk als Direktor der Hochschule für Musik in Berlin. 1954 wird er Präsident des von ihm mitgegründeten Deutschen Komponistenverbandes. Zudem ist er 1969 bis 1971 Präsident des Deutschen Musikrates und 1976 bis 1978 Präsident des Welt-Urheberrechtsverbandes Cisac. Der Repräsentant des »Dritten Reiches« wird zum Repräsentanten der Bundesrepublik und zu einem der mächtigsten Männer im deutschen Musikbetrieb. Kritische Stimmen, die im Zuge der Diskussion um die faschistische Kontinuität in der Bundesrepublik in den sechziger Jahren aufkommen, können der Egkschen Karriere nichts anhaben.

Sein musikalisches Schaffen widmet Egk in der Nachkriegszeit neben der Oper vor allem dem Ballett. Egk feiert nationale und internationale Erfolge. Für seine Verdienste erhält er die höchste Auszeichnung des deutschen Staates, das Große Verdienstkreuz des Bundesverdienstordens, sowie den Bayrischen Verdienstorden, Ehrenbürgerschaften und Goldmedaillen der Stadt München und des Bayrischen Rundfunks. Hochgeachtet stirbt Werner Egk am 10. Juli 1983 im bayrischen Inning.

Seinem hundersten Geburtstag zu Ehren fand nun in seiner Heimatstadt Donauwörth das zweite Werner-Egk-Symposium statt. Musikhäuser in vielen deutschen, vor allem bayrischen Städten bringen Egks Werke zur Aufführung. Neben der erwähnten Briefmarke wird der Jubilar mit einer Gedenkmedaille sowie der Wiederauflage seiner Autobiographie *Die Zeit wartet nicht* geehrt. Dieses Buch ist ein infames Bravourstück an Geschichtsfälschung und Selbstentschuldung. Der launig geschriebene Lebensabriß unterschlägt alle wichtigen Dienste, die Egk dem NS-Regime geleistet hat oder verwandelt sie in Akte der Opposition. Der Vorwurf der Mittäterschaft erfüllt ihn mit einer Empörung, die typisch ist für die kulturellen Kollaborateure und sich ganz ähnlich bei Leni Riefenstahl findet. Vieles spricht dafür, daß Kulturtäter vom Schlage Egks selbst von ihrer Unschuld überzeugt waren, daß sie ihre zurechtgebogene Biographie verinnerlichten. Gegenüber dem alliierten Gericht hatte Egk dreist gefordert, man solle ihm den Zusammenhang zwischen seiner beruflichen Tätigkeit und der Judenvernichtung nachweisen.

Der Musikhistoriker Michael Kater hat Werner Egk als »enigmatischen Opportunisten« bezeichnet. Diese Einschätzung muß nicht nur angesichts der oben erwähnten »VK«-Artikel als zu konziliant bewertet werden. Von seiner emphatischen künstlerischen, administrativen und ideologischen Mitwirkung am Auf- und Ausbau des » Dritten Reiches« hat er sich bis zuletzt nicht distanziert. Seiner Karriere hat das nicht geschadet. Sie erreicht in den diesjährigen Feierlichkeiten einen weiteren Höhepunkt.

Hartwig Vens schrieb in KONKRET 10/01 über den antirassistischen Protest von Rappern

Konkret 12/01, S. 60

Tjark Kunstreich

Schwule Verschwörung

Es sollte ein Überraschungscoup werden, das Buch über »Hitlers Geheimnis«: Nirgendwo angekündigt, sollte es kurz vor der Frankfurter Buchmesse mit einigem Medienrummel direkt in den Buchhandel gehen. Aber ein anderer Coup am 11. September kam dazwischen, was der Handel ausnahmsweise übelnahm, denn ausgerechnet von Hitlers Homosexualität, »einem der letzten tabuisierten Themen« der Nazigeschichte, wie der Autor meint, handelt der Enthüllungsschinken des Bremer Historikers Lothar Machtan. Zu Recht mutete dies die marketinggewohnte Branche vor dem Hintergrund des Massakers in den USA ein wenig banal an. Das änderte sich allerdings bald, denn schließlich braucht es ein paar »weiche« Themen, um das Publikum bei sotaner Weltlage bei Laune zu halten. Und Hitler ein Schwuler?

Da versuchen sich selbst Historiker in Humor: »Der schwule Adi« überschrieb die »Berliner Zeitung« einen bemüht witzigen Artikel von Götz Aly; »Das stimmt hinten und vorn nicht«, setzte die » Welt« schlüpfrig über ein Interview mit Brigitte Hamann; »Müssen wir das wissen?«fragte »Bild« besorgt, und Guido Knopp zählt die Merkmale auf.»die starke Mutterbindung, sein verklemmter Umgang mit Frauen, seine Abneigung gegen Körperlichkeit, die engen Freundschaften mit vielen homosexuellere Männern, die zahlreichen Anspielungen von Zeitzeugen, seine feminine Gestik oder auch die vielen unpolitischen, aber homosexuellen Opfer bei den >Säuberungen< des Röhmputsches“.

Derlei führt auch Machtan an, aber wie: »Man erhält ein Bild der Homosexuellen als Verbrecher«, meint die Historikerin Hamann, weil Machtan auf Quellen »aus kriminellem Milieu« rekurriert - die meisten von Machtans Zeugen wollten mit ihren Geschichten Geld verdienen. Machtans Beweise entstammen sexuellen Denunziationen des frühen Exils; neben Fotos von Hitler mit Männern (!) sind es die anspielungsreichen Karikaturen aus jenem »anderen Deutschland« (das damals noch darauf hoffte, von den Deutschen als das wirkliche wahrgenommen zu werden, wenn diese erst begriffen, wie »degeneriert« die Nazis waren), die Machtans These illustrieren sollen. Indem Machtan Hitlers Karriere von den zwanziger Jahren bis 1935 als das Ergebnis schwuler Seilschaften darstellt - nicht ohne Mitleid für die Homosexuellen unterm Paragraphen 175 -, konstruierter eine homophobe Verschwörungstheorie.

Aus dieser trüben Mischung zaubert der Autor eine wasserdichte Geschichte - vorausgesetzt, man glaubt, daß Schwule am abgespreizten kleinen Finger zu erkennen sind und ständig grundlos »Huch!« schreien.

Konkret 12/01, S. 62

Elena Lange

Melodie & Rhythmus

Boris Kovac & Ladaaba Orchest: The Last Balkan Tango -An Apocalyptic Dance Party. Piranha Musik

Novi Sad, Juli 2000. Die Straßen der Vojvodina-Hauptstadt wirken wie ausgestorben. Hier und da fegen Sandböen durch die Gassen. Eine Totenstadt im Wahlkampf: »Gotov je!« (»Er ist fertig!«), der Otpor-Kampfspruch an allen Wänden gibt die Parole aus für die Wochen bis zur Wahl des jugoslawischen Regierungsoberhaupts. Jeder weiß, wer gemeint ist: eine Stadt im kollektiven Einverständnis. So auch auf der Pressekonferenz des serbischen Folkjazz-Saxophonisten Boris Kovac, die in einer abgedunkelten Bar stattfindet. Man sagt mir, Boris Kovac werde über sein neues Album sprechen und über die Schwierigkeit, in Serbien künstlerisch zu überleben. Serviert wird Campari-O mit roten Plastiklöffeln, es ist heiß und stickig. 20 Journalisten warten gespannt auf das Erscheinen des Künstlers, der schließlich wie der Darsteller eines Samuel-Beckett-Stücks ins Scheinwerferlicht tritt und mit der Schilderung seines Leidenswegs beginnt, die einem glauben machen kann, man befände sich in einer katholischen Messe. Über das »Regime« redet er und unterbricht sich, um einen vertraulicheren Ton anzuschlagen. Man sei ja hier »unter sich« und warte nur, bis »der da« endlich verschwinde. Er braucht keinen Namen zu nennen, um Zustimmung und verhaltenes Lachen zu ernten. Den Freunden aus der B 92-Redaktion wird zugeprostet, den Kumpels von Otpor wünscht man Erfolg.

Kovac verkörpert wie kein anderer den Typus des modernen Künstlers in Jugoslawien: Im Zeichen der Dekonstruktion jugoslawischer Ideale werden »ironische« Heidegger-Zitate mit völlig ernstgemeinten esoterisch-fatalistischen Behauptungen zu »Apocalypsè Balcanica«-Stücken verrührt. »The Best apocalyptic dance party since the sinking of the Titanic« verspricht deshalb das Platteninfo. Ebenso apokalyptisch wird dabei -neben Kovacs Saxophon - ein Ensemble von landestypischen Instrumenten bemüht, das selbstverständlich nichts anderes tut, als mit seinen balkanischen Tangorhythmen die »bittersüße Melancholie einer Wiener Ballgesellschaft der zwanziger Jahre« wiederzugeben und das Ganze mit einem in schlechtem Englisch und Deutsch vorgetragenen Weltuntergangs-Kauderwelsch zu kommentieren. Die Mischung aus prätentiösem Eso-Jazz und politischer Reaktion ist widerlich - Kovac selbst bezeichnet sich als »Multimedia-Artist«. Diese Eintrittskarte zur öden, kulturell anspruchslosen Post-Milosevic-Ära wird dem Musiker wohl, gemeinsam mit anderen » State of the Art«-Oppositionellen, auch ein paar Erfolge in Deutschland sichern. Bei den Wählern der Grünen zumindest. Deren Englisch war schon immer schlecht.

Konkret 12/01, S. 62

Marcel Malachowski

Melodie & Rhythmus

Div.: Pop 2001 - Geschichte wird gemacht. Warner Special Marketing

»Was ist eigentlich deutsche Popgeschichte?« fragt der Promo-Text. Eine ganze Industrie arbeitet daran, die heimatliche Musikproduktion als national-sinnstiftendes Projekt zu legitimieren und zu etablieren. Die WDR/»Viva«Sendereihe »Pop 2000« war die mediale Veredelung des Vorhabens, dem kaum nennenswerten Genre im nachhinein eine eigene Geschichte anzudichten. Folglich heißt auch der Untertitel der vor kurzem erschienenen »Pop 2001 «Kompilation, wie schon der der Vorgänger-CD: »Geschichte wird gemacht«.

Mehr als skeptisch macht, daß die darauf gepreßten Titel eigens für diesen Zweck produziert wurden. Ausgewählte Künstler arrangieren ausgewählte (Kult-)Songs aus den letzten Jahrzehnten, so das Konzept. »Musikalisch einzigartig und im positiven Sinne >deutsch<«. Der Trick der Reihe besteht darin, niemanden zu verbannen: Alles ist erlaubt, jeder ist willkommen, künstlerische Reisefreiheit für die Landsleute unter den Echo-Preisträgern und -anwärtern. Mit ihren angeblichen Lieblingsstücken dürfen die Neuinterpreten machen, was sie wollen: Hauptsache individuell. So darf die Ex-Lové-Parade-Größe Westbam den »Rauch-Haus-Song« von Ton Steine Scherben mutlos remixen und Keimzeit (»vor allem im Osten heldengleich verehrt«) nehmen sich unambitioniert Marianne Rosenbergs »Marleen« vor. Das Wörtchen »deutsch« ist hier nicht allein Attitüde, sondern Programm. Aus dem bescheidenen Kanon des deutschen Pop bricht kein Stück so richtig aus: ein wenig Chill-out-Techno-Beats hier, eingängiger Soul dort.

Wo derlei Kleingeister unter sich sind, darf natürlich das »frühe deutsche Pop-Statement ökologischen Bewußtseins nicht fehlen«: »Mein Freund der Baum« (Pole). Die musikalische Langeweile findet seine ideale Ergänzung in seinem pop-politisch maßlosen Anspruch: »So feiert >Pop 2001 < die deutsche Musikgeschichte. Und wir haben wirklich Grund zu feiern. Es ist unsere Popgeschichte, die jeder für sich und mit anderen er- und gelebt hat, die unsere kulturelle Identität prägte ... Da wurde etwas erreicht, was wir uns nicht wieder nehmen lassen wollen.« Dabei ist es nur eine Frage der Zeit, wann der Herrgott die »letzte deutsche Diva« Hildegard Knef als einen greisen »Engel«, den sie als Rammstein-Verehrerin besingt, zu sich holen wird.

Konkret 12/01, S. 62

Tim Schomacker

Melodie & Rhythmus

Fanfare Ciocarlia: lag Bari. Piranha/Efa

Merkwürdig. Dies sei zu *aggressiv für Volksmusik. Wo* ja die Volksmusik deutscher Provenienz als Heimstatt der Friedfertigkeit gelten darf. Kein Platz da für *die temperamentvollen Roma* von Fanfare Ciocarlia, deren Debüt *in krimineller Spielweise Melodien der Nichtzigeuner Rumäniens* präsentierte und der Nachfolger der 12 *Teufelsmusiker Lieder, die auf keinem der endlosen Zigeunerfeste ihres Klans fehlen dürfen.* Da lacht er, der Zigeuner. Spielt Musik, die *seit ewigen Zeiten vom Vater zum Sohn weitergegeben wird,* wie's sich für einen ordentlichen Klan gehört, nur um dem südostbalkanischen Halbariertum irgendwann die musikalischen Traditionen zu stibitzen. Dann tourt er durch die Welt - auch das seit ewigen Zeiten typisch für *den Zigeuner - und* zieht armen Menschen, die sich gegen *das stolze und vitale Lebensgefühl,* den *authentischen Zauber* und die *Verführungskraft* gar nicht wehren können, das wohlverdiente Geld aus der Tasche. Dabei hatte Dr. Turner, seines Zeichens Bevollmächtigter Kommandierender General in Serbien, bereits 1941 in weiser Voraussicht festgelegt, »daß Juden und Zigeuner ganz allgemein ein Element , der Unsicherheit und damit der Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit darstellen«.

Auf »lag Bari«, dem *urbansten* Album der Bukarester Gruppe, sind sogar *überraschend nachdenkliche* Lieder. Verwunderlich, denn der Zigeuner als solcher lebt ja eher intuitiv in den Tag hinein - was daran erkennbar ist, daß Fanfare Ciocarlia *ursprüngliche Spielfreude* auf die Bühnenbretter trommelt und bläst, *ohne daß auch nur eine Note niedergeschrieben wäre.* Wo gibt's denn so was?

Wenn nicht wirklich überraschend, so doch faszinierend, mit anzusehen, wie Pressetextverfasser und Weltmusikjournalisten (die kursiven Passagen stammen von ihnen) so ziemlich jedes Klischee bedienen, das der Antiziganismus bereithält. Fehlt nur noch, daß einer Fanfare Ciocarlia der Geldwäsche qua Plattenproduktion zeihte.

Dabei trägt »lag Bari« mit » Gypsy Horns from the Mountains Beyond« die Selbstironie schon im Untertitel. Das Video zum Bonustrack zeigt Bilder, die der mehrfach gebrochenen »Realität« Emir Kusturicas entstammen könnten. Muß man dem breit angelegten Repertoire von Ausdrucksformen, vom fixen Bläserstakkato bis zu ruhigen Klangflächen und präzisen Saxophon-, Akkordeon und Geigensoli, die Bürde des »Authentischen«, den »Widerspruch« zwischen urban und provinziell aufladen? Als ob diese Platte, die Ekklektizismus und Improvisation wie selbstverständlich verbindet, das nötig hätte. Wenn man den Überbau unbedingt haben will, dann versinnbildlicht sie dies: daß das »Echte« eh nur im Zusammengebastelten sich findet. Wenn es so viel Spaß macht wie hier, um so besser.

Konkret 12/01, S. 63

Martin Büsser

Platte des Monats

Populäre jüdische Künstler -Musik & Entertainment 1903 -1933, Berlin, Hamburg, München (Doppel-CD); Wien. CD; Trikont/Indigo

Ein wesentliches Merkmal der auf Pop abonnierten Musikindustrie besteht darin, Altes monatlich unter einem Geröll von Neuerscheinungen zu vergraben und damit zu suggerieren, es sei nicht mehr up to date. Was sich nicht als Oldie und Evergreen durchzusetzen vermag und einen ständigen Neuaufguß erfährt, bleibt da für lange Zeit, oft für alle Zeit, verschüttet. Um so verdienstvoller ist die aufwendige CD-Edition »Populäre jüdische Künstler« bei Trikont, die mit 78 Nummern einen repräsentativen Überblick über die jüdische Unterhaltungsmusik in Deutschland bis zur Machtergreifung der Nazis bietet. »Diese CDs«, schreibt das Label in seinem Beiheft, »sind ein Denkmal für das Schaffen und Wirken der jüdischen Künstlerinnen und Künstler.« Als solches vermittelt die Edition einen Eindruck von dem, was auf ihr selbstredend fehlt: die kulturelle Wüste, die in Deutschland auch im Bereich der populären Musik sich breitmachte, als die hier vertretenen Künstler emigrieren mußten oder ermordet wurden.

Kulturindustriegegner haben immer wieder darauf hingewiesen, daß sich die Nazis sehr wohl auf Populärkultur verstanden und nicht zuletzt den Schlager als Mittel der Propaganda einsetzten. Doch wie weit entfernt das Schlagerverständnis der Nazis von dem auf diesen CDs vorgestellten Reichtum an Ausdrucksformen war, springt sofort ins Ohr: Das breite Spektrum an Komik, Ironie, Zitathaftigkeit, Melancholie, aber auch oft zarter Distanz gegenüber dem eigenen Vortrag, schrumpfte fortan auf nur eine einzige Eigenschaft zusammen -auf Sentimentalität, also Kitsch, etwas, das all diesen Nummern völlig fremd ist.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Der Titel »Populäre jüdische Künstler« ist ebenso programmatisch sinnvoll wie irreführend gewählt. Er ist insofern irreführend, als fast keines der Stücke jüdisches Leben und jüdischen Glauben thematisiert, auch nicht die zahlreichen Repressionen, denen Juden ausgesetzt waren. Eine Ausnahme bildet lediglich Paul O'Montis mit »Ghetto« und »Kaddisch«, zwei Liedern von 1928. Davon abgesehen reicht die Palette von der in allen Varianten besungenen und häufig vermißten Liebe bis zur Blödelei, die an Helge Schneider grenzt und bei Karl Farcas selbstkritisch behandelt wird (»drum sing ich zu dem Liedchen fein / den allerblödesten Refrain«), sie reicht von pointierten Alltagsbeobachtungen bis zur Selbstbespiegelung des Musik- und Varietébetriebs. Wer hier genuin Jüdisches sucht, sitzt dem Trugschluß auf, >das Jüdische< spreche mit einer klar umrissenen Stimme. Genau aus diesem Grund i st der Titel jedoch strategisch gut gewählt: Er vereint eine Vielzahl absolut heterogener Stimmen und künstlerischer Ansätze, darunter sogar ein paar patriotische Lieder, unter einem Oberbegriff, durch den noch einmal der Wahnsinn und die Dummheit deutlich werden, die herrschen, wenn Antisemiten von »den Juden« reden, als ließen sich Menschen in Äpfel und Birnen sortieren.

Es gibt jedoch einen roten Faden, der sich durch alle Nummern der CDs zieht, die nicht zufällig Musik aus den Metropolen versammeln. Dieser rote Faden besteht in der Hingabe ans urbane Leben, an die Ausgelassenheit und den Reichtum einer Kultur, die heute »multikulturell« genannt wird. »Ich verstehe dich nicht, du verstehst mich nicht«, singt Curd Bois in einem Dialog, der das Aufeinandertreffen eines Deutschen und einer Amerikanerin schildert, »weil jeder eine andere Sprache spricht / und trotzdem ist es schön, wenn wir uns in die Augen sehn«. Und wenn Curd Bois in einem anderen Lied eifersüchtig-pikiert seine Geliebte eher anfleht als ermahnt: »Kuck doch nicht sonach dem Tangospieler hin /Was ist schon dran an Argentinien?«, klingen die Zeilen nicht abfällig, sondern nach einer Hommage an die Großstadt als »melting pot«der Kulturen. Dieses. Klima, geprägt vom trügerischen Glauben an ein weltoffenes Deutschland, spiegelt sich in einer Musik wider, die frei ist von allem Hurra-Patriotismus. Wenn Josef Plauth in »Läppische Schützen« von 1927, einem der ganz wenigen hier vertretenen Soldatenlieder, davon singt, wie die Soldaten aus Lippe-Detmold nach Frankreich zogen - und nebenbei schon vor Paderborn ihre Fahne verloren -, kommt alles andere als Vertrauen ins deutsche Heer auf. Der in diesem Lied bewußt unbeholfen eingesetzte Gesang ist typisch für die damalige Vortragsweise, die sich bereits ästhetisch allem Heroischen wie auch allem Sentimentalen verweigerte: Scheinbar albern nutzen viele der hier vertretenen Sängerinnen und Sänger Momente des Falschsingens und übertriebene Betonung als Mittel, um das dem Schlager innewohnende Autoritäre - seinen Hang, vom »richtigen Leben« zu singen - lächerlich zu machen.

Was wäre allerdings eine solche Wiederveröffentlichung ohne den Gebrauchswert für unsere Zeit? Wer all dies nur für ein historisches Dokument hält, sozusagen für eine didaktisch gute Tat, aus der sich heute, wo deutscher Pop weiter verbreitet ist denn je, kaum ein Nutzen mehr ziehen läßt, hat nichts begriffen. Vor allem auf der Textebene arbeiten viele dieser Stücke mit Mehrdeutigkeiten und Finessen, nach denen man heute lange suchen muß. Es müßte die Pflicht eines jeden Rappers sein, der glaubt, Gespür für Sprache äußere sich bereits darin, »LSD« auf »AKW« zu reimen, sich das »Schoberlied« von Karl Kraus anzuhören. Das selbstredend auf der »Wien«-CD vertretene Stück bringt ganz neue Qualitäten von Kraus an den Tag. Die kurze Charakterstudie eines Typs, der sich kurz darauf durch all die Adolf

Eichmanns und deren Helfer als Visage des Deutschen schlechthin zu erkennen gab, wird von Kraus in all seiner mentalen Klaustrophobie dadurch gekennzeichnet, daß jeder Reim auf das Wort »Pflicht« endet. Hier nur ein kleiner Ausschnitt: »Ans Licht, hinters Licht führ ich alles nach Pflicht. / Man glaubt mir aufs Gesicht, da ist nix drin als Pflicht. / Schon mein Auge besticht, denn es spricht von der Pflicht. / Und mein Herz ist so schlicht und schlagt nur nach der Pflicht. /Das Geschworenengericht hat verletzt seine Pflicht. / Wenns Verschworene freispricht, ja wo bleibt da die Pflicht?«

Nach mehreren Stunden Musikgenuß stellt sich aber auch ein schaler Beigeschmack ein, eine Art Dröhnen im Kopf. Schuld daran trägt nicht die Musik, auch nicht das permanente Rauschen der alten Schellacks. Es rührt eher vom Bewußtsein des Verlorenen, das für heutige Hörer aus dieser Musik spricht. Verloren ist der Optimismus, der damit allen satirischen Zwischentönen vorherrschte, die Hoffnung, Deutschland und Osterreich könnten ihren nationalen Wahn ablegen und endlich einmal die kulturelle Vielfalt genießen, die sie zum Gutteil den jüdischen Künstlern verdankten. Von dem, was folgte und bis heute nachwirkt, wissen wir.

Konkret 12/01, S. 64

Tjark Kunstreich

Eine Spur Erleichterung

Mit schlecht verhohlener Schadenfreude wurde hierzulande die Mitteilung aufgenommen, im Juli 1941 habe die Bevölkerung eines polnischen Dorfes fast 1.600 Juden ermordet. Aber stimmt sie auch?

Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion begann die Vernichtung des osteuropäischen Judentums; in der ersten Phase der Ausrottungspolitik waren die »Einsatzgruppen« der SS an und hinter der Front für die Ermordung der Juden zuständig. Der Terror der »Einsatzgruppen« begann jedoch nicht in der Sowjetunion, son(lern im sowjetisch besetzten östlichen Pole11. i u der ganzen Region kam es in den ersten Wochen nach dem Einmarsch der Wehrmacht zu »Judenaktionen«, in denen die örtliche Bevölkerung den deutschen Besatzern nicht nur half, sondern auch selbst Hand anlegte.

In den letzten Monaten ist am Beispiel der Ortschaft Jedwabne in Polen eine Debatte um die Qualität des polnischen Antisemitismus entbrannt. In den vergangenen Jahren wurden immer wieder Ereignisse ans Tageslicht gefördert, die belegen, daß nicht nur Teile der Bevölkerung und des Klerus, sondern auch des nationalpolnischen Widerstands mit den Deutschen kollaborierten, wenn es gegen die Juden ging. Besondere Bedeutung erhielt Jedwabne, weil sich der in New York lebende Professor Jan T Gross der Sache annahm: Er will nachweisen, daß in diesem Falle die nichtjüdische Bevölkerung die Ermordung der örtlichen Juden eigenständig vollstreckte, mit deutscher Billigung, aber ohne deutsche Beteiligung. Als Gross' Buch *Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne* im Sommer 2000 in den USA erschien, sorgte es dort, vor allem aber in Polen für Aufregung. In Deutschland wurde man auf Gross über den Umweg über Polen aufmerksam; schon jetzt sei abzusehen, meinte die »Zeit«, »daß die Diskussion für Polen eine einschneidendere Bedeutung haben wird, als der >Historikerstreit< für Deutschland«.

Es ist eine zweifelhafte Ehre, die diesem Buch zuteil wird. Der Unterton verrät Schadenfreude und eine Spur Erleichterung. Schadenfreude, weil nun auch die Polen ereilt, was die Deutschen schon seit Jahrzehnten auszubaden haben; Erleichterung, weil es ein paar Juden weniger sind, deren Tod man unmittelbar selbst zu verantworten hat, und weil in den Bewohnern von Jedwabne einige Opfer der Deutschen sich als deren Mittäter zu entpuppen scheinen. Die »Frankfurter Rundschau« brachte es auf den Punkt: »Die Polen waren nicht nur passive Zeugen, sie waren auch Mittäter gewesen.« So oder ähnlich war es überall zu lesen, als sich im Frühjahr 2001 abzeichnete, daß die Diskussion um *Nachbarn* in Polen ganz konkrete Folgen zeitigen würde. In Jedwabne wurde ein Gedenkstein entfernt, auf dem die Deutschen als Täter des Massakers genannt werden. Nicht zuletzt aus der Befürchtung heraus, der Ruf Polens könnte in den USA Schaden nehmen, reagierte der polnische Staat schließlich. Die wenigen Überlebenden und ihre Nachfahren wurden zum 60. Jahrestag des Massenmords eingeladen. Während die Bevölkerung von Jedwabne den Rummel boykottierte und auch schon mal Journalisten unter Androhung von Gewalt rausschmiß, bemühte sich insbesondere der polnische Präsident Kwasniewski um Schadensbegrenzung, indem er sich öffentlich entschuldigte.

»Es waren ganz normale Polen, die in Jedwabne die Juden umbrachten, so wie es ganz normale Deutsche waren, die dasselbe in Josefzow als Angehörige des Bataillons 101 der Ordnungspolizei taten«, rekurriert Gross auf Christopher Brownings Studie Ganz normale Männer. Die Schilderung der Tat, die Gross aus Prozeßakten der Jahre 1949-53 rekonstruiert, läßt diesen Schluß zu: Im Umkreis von Jedwabne war es im Sommer 1941 zu ersten Mordaktionen gegen die Juden gekommen, nachdem die Wehrmacht als Befreier von der bolschewistischen Besatzung gefeiert worden war. Hierbei handelte es sich um Pogrome, die den Deutschen zu unkontrolliert abliefen. Aber in den meisten Fällen beteiligten sich die neuen Herren ohne Zögern.

In Jedwabne beschränkte man sich in den ersten Wochen der Besatzung auf die Demütigung der jüdischen Bevölkerung. Sie mußte wie 1938 in Wien die Straßen mit dafür nicht vorgesehenen Gegenständen putzen; alten Männern wurde der Bart abgeschnitten. Wenige Tage vor ihrer Ermordung begann ein Boykott gegen die jüdische Bevölkerung. Am 10. Juli wurden die Juden auf den Marktplatz bestellt. Eine Augenzeugin berichtet, sie habe einen Besen mitnehmen wollen; die Juden rechneten mit einer weiteren Demütigung. Zur gleichen Zeit so Gross, trafen sich die Polen im Rathaus; auch traf streunender Pogrompöbel ein. Die Ermordung der Juden von Jedwabne begann mit der Steinigung des jungen Josef Lewin. Was folgte, war »so etwas wie eine Kakophonie der Gewalt« (Gross), an deren Ende fast alle der 1.600 Juden von Jedwabne tot gewesen seien. Die Deutschen hätten derweil Fotos gemacht, mehr nicht, faßt Gross die Zeugenaussagen zusammen.

Nachbarn will eine Streitschrift »für eine neue Geschichtsschreibung« sein. Gleich im zweiten Satz der Einführung wird deutlich, wie neu: »Adolf Hitler und Josef Stalin verdanken wir den Totalitarismus«, setzt Gross an und entwirft ein Bild von den »ihm unterworfenen Gesellschaften« in denen Demoralisierung und institutionalisiertes Ressentiment herrschen. »Stalin und Hitler hetzten die Menschen immer wieder gegeneinander auf und ermunterten sie, die niedrigsten Instinkte der gegenseitigen Abneigung auszuleben.« Eine merkwürdige Einleitung für ein Buch über einen Aspekt des NS-Massenmords

an den Juden: Waren auch sie aufgehetzt? Über die Zeit vor 1939, als der Antisemitismus in Polen die Klammer zwischen schon säkularisierten und noch klerikalen nationalistischen Gruppierungen war, schreibt Gross: »Jedwabne war bis zum Ausbruch des Krieges ein ruhiges Städtchen, und den Juden erging es dort nicht schlechter als in anderen Teilen Polens, vielleicht sogar besser.« So weit, ein normales Zusammenleben zwischen Juden und Nichtjuden zu behaupten (immerhin war die Gegend eine Hochburg der semifaschistisch-antisemitischen »Nationaldemokraten«), geht Gross nicht; aber trotzdem bleibt die Vorkriegszeit in Polen bei ihm seltsam blaß. Als die Rote Armee einmarschierte, begrüßten, nach Aussage einer Bäuerin, ein jüdisches Ehepaar und zwei nichtjüdische Familien die Soldaten mit Brot und Salz und einer roten Fahne. Gross versucht sehr ernsthaft, die Frage zu untersuchen, ob an der Behauptung, die Juden hätten die sowjetischen Besatzer besonders emphatisch unterstützt, etwas dran sei. Für die Jedwabner Juden kommt er zu dem Ergebnis, daß dies nicht der Fall gewesen sei. Als ob das etwas änderte.

Schließlich nennt Gross den deutschen Überfall auf die Sowjetunion den »Ausbruch des deutsch-russischen Krieges« - die Rede vorn polnischen Historikerstreit bekommt hier Kontur. Allerdings will Gross sich absetzen von Kollegen wie dem Wehrmachtsausstellungsentlarver Bogdan Musial (vgl. KONKRET 10/2000), der ja bekanntlich nicht nur die Ausstellungsmacher der Fälschung beschuldigte, sondern die Behauptung, die Juden hätten mit den Sowjets zusammengearbeitet, als Entlastungsbeweis für die' polnische und ukrainische Mehrheitsbevölkerung ins Feld führte. Gross geht es nicht um die Rechtfertigung der Mörder, denn die hätten sich, schreibt er, zuerst dem NKWD angedient, dann den Deutschen und später den Stalinisten. Für ihn sind aber die Täter nicht in erster Linie Antisemiten, sondern Mitläufer des Totalitarismus, wie es sie überall gibt, mithin also austauschbar.

Um seine These von der »demoralisierten« Gesellschaft, in der selbst die normalsten Leute zu Vollstreckern werden, zu untermauern, muß Gross Vorkriegspolen als eine normale Gesellschaft beschreiben und die sowjetische Besatzung als die Zeit der totalitären Zurichtung, die schließlich im Massenmord an den Juden kulminierte. So ergibt sich ein interessanter Widerspruch. Einerseits sagt Gross, der Antisemitismus habe »ganze Gebiete der polnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts verseucht und in verbotene Themen verwandelt«, und stellt fest, daß die gesellschaftliche Basis des »Stalinismus« in Polen nach 1945 eben nicht aus Juden, deren Zahl ohnehin sehr gering war, sondern aus Antisemiten bestand. Andererseits versucht er diese Feststellung zu belegen, das heißt, er mißt dem Ressentiment den Wert einer durchaus diskutierbaren Hypothese zu, um schließlich zum Kern der Sache vorzustoßen: »Selbst wenn eine gewisse Selektivität bei der Formung der nationalen Identität unvermeidlich ist ..., so müssen doch die Grenzen einer derart konstruierten kollektiven Identität, damit diese authentisch bleibt, stets offen bleiben.« Gross' Buch versteht sich also durchaus auch selbst als ein Beitrag zur nationalen Selbstfindung, und die zahlreichen Anspielungen auf Deutschland vermitteln, wer hier das Vorbild ist. Gerade Deutschland ist ja bekannt dafür, aus der Vergangenheit gelernt zu haben; das Eingeständnis von Verbrechen, Fehlern und Mitverantwortung hat diesem Land alles andere als geschadet.

Deswegen hinterläßt die Lektüre von *Nachbarn* zwiespältige Eindrücke. Gross weist zwar darauf hin, daß es ohne deutsche Besatzung keinen Massenmord gegeben hätte, aber merkwürdig dünn ist seine Recherche, wenn es um das Verhalten der Deutschen vor Ort geht. Daß der deutsche Polizeiposten am 13. Juli 1941 zu den sichersten Orten für Juden in Jedwabne zählte, da die hier eingesperrten Juden wenigstens diesen Tag überlebten, kann man sich noch vorstellen; aber daß die Deutschen tatsächlich lediglich fotografiert haben sollen, erscheint merkwürdig, fanden doch die Pogrome davor und danach unter aktiver Teilnahme der Deutschen statt: Heydrich hatte am 1. Juli 1941 befohlen, »sowohl antikommunistisch als auch antijüdisch« eingestellte Polen als »Initiativelement für Pogrome« zu nutzen. Thomas Urban, der Osteuropa-Korrespondent der »Süddeutschen Zeitung«, recherchierte an diesem von Gross nicht weiterverfolgten Strang weiter. In der Ludwigsburger Zentralstelle für NS-Verbrechen wurden Mitarbeiter des polnischen Instituts für das nationale Gedächtnis (IPN) fündig, berichtet Urban: Im Bezirk Lomza sei der frühere Kriminalkommissar Hermann Schaper Führer eines SS-Einsatzkommandos gewesen, das die »Judenaktionen« durchführte. Augenzeugenberichte belegen, daß Sehaper persönlich die Ermordungen von Juden in verschiedenen Orten rund um Jedwabne leitete. Gross meint in seinem Buch, die Einsatzgruppe B sei im Juli schon in Minsk gewesen; ob eine Abteilung in Ostpolen blieb, hat ihn offenbar gar nicht beschäftigt, obwohl es naheliegt

Ebenso umstritten ist die Zahl der Toten von Jedwabne. Gross beruft sich auf eine Volkszählung von 1931, in der die Hälfte der etwa 3.000 Einwohner angab, jüdisch zu sein. Eine weitere Erhebung von 1940 -also durch sowjetische Behörden - zählte knapp 600 Juden; dies sei keine zuverlässige Quelle, denn »es handelt sich um ein Dokument des NKWD«, so Gross in einem Interview mit der »Frankfurter Rundschau«. Gleichwohl bezieht er sich in seinem Buch auf Gerichtsprotokolle, deren Herkunft aus seiner Sicht ähnlich fragwürdig sein müßten. Daß bei der Exhumierung eines Massengrabes in Jedwabne »nur« 250 Tote gezählt wurden, erklärt Gross damit, daß noch nicht alle Gräber entdeckt worden seien. Daß in dem Massengrab auch deutsche Munition gefunden wurde, kann er nicht erklären. Hier steht, bis auf weiteres, Aussage gegen Aussage.

Unterdessen wird Urban von Helga Hirsch (»Zeit«) und Gabriele Lesser (»Taz«) beschuldigt, er arbeite rechten polnischen Kreisen in die Hände, wenn er Gross' teils oberflächliche Recherche in Frage stelle indem er dazu beitrage, den »polnischen Opfermythos« aufrechtzuerhalten. Dabei beschuldigt nicht einmal Gross selbst die polnische Regierung oder

das IPN, an einer gründlichen Aufklärung nicht interessiert zu sein. Das IPN will seinerseits im nächsten Jahr ein Weißbuch mit Recherchen veröffentlichen; die Staatsanwaltschaft ermittelt erneut. Das geschieht gegen große Widerstände in der polnischen Öffentlichkeit, in einer durchaus antisemitisch aufgeheizten Atmosphäre. Allerdings war es keineswegs Urban, der der Rechten Munition lieferte, sondern Gross der die von ihm zitierten Aussagen der Überlebenden, die alle keine direkten Augenzeugen waren, nicht überprüfte und so ihre Glaubwürdigkeit aufs Spiel setzte.

Jan T. Gross: Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne. C. H. Beck Verlag, München 2001, 220 Seiten, 34 Mark

---

Tjark Kunstreich schrieb in KONKRET 11/01 über den globalen Mob

Konkret 12/01, S. 66

Ludwig Seyfarth

Täterprofile

Überlegungen zum Zusammenhang von Serie, Serienmord und Kunst anläßlich einer Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle

Um 1890 begann Claude Monet damit verschiedene Variationen desselben Motivs in unterschiedlicher Beleuchtung zu malen. Nicht nur Getreideschober erschienen in voller Sonne, im Abendlicht, im Dunst oder im Schnee. Auch die Fassade der Kathedrale von Rouen, das Flußufer der Seine oder die Waterloo Bridge in London sind auf Monets Gemälden in ganz unterschiedlichen atmosphärischen Zuständen festgehalten. Die spontane Pinselführung unterstützt den Eindruck einer Malerei von Augenblicken, die bei einer Änderung der Lichtverhältnisse schon im nächsten Moment vorbei sein können. Monets Verfahren war jedoch alles andere als wirklich spontan. Besucher in seinem Atelier sahen ein Bataillon von Leinwänden wie am Fließband nebeinander stehen. Der Maler arbeitete immer wieder mal hier, mal dort ein kleines Stück weiter. Fast zwanzig Gemälde aus seinen Serien führen in der Hamburger Kunsthalle zur Zeit »Monets Vermächtnis« vor. Viele Künstler unterschiedlichster Couleur haben sich seit Monets Pioniertaten mit Serie und Serialität befaßt: Piet Mondrian, Josef Albers, On Kawara, Gerhard Richter oder Bernd und Hilla Becher. Ein Schwerpunkt der Hamburger Ausstellung liegt auf der streng regelhaft vorgehenden Minimal Art. Vertreten ist aber auch der Künstler, dessen Serien nach denen Monets vielleicht die breiteste Popularität erlangt haben: Andy Warhol. Ausgehend von Warhol möchte ich einer Frage, die in der materialreichen und finit einer Fülle hochkarätiger Leihgaben aufwartenden Schau aufgeworfen wird, weiter nachgehen: der Frage nach dem »Wesen« der Serie und ihrem Stellenwert in der Kunst sowie der Frage nach dem Zusammenhang bildkünstlerischer und anderer Serien, vor allem der problematischsten: der Mordserie. Ich beginne mit einer Serie Warhols, die zwar nicht in Hamburg, aber in der Warhol-Retrospektive in der Neuen Nationalgalerie Berlin zu sehen ist.

1964 erhielt Andy Warhol neben anderen Künstlern wie Robert Rauschenberg oder Roy Lichtenstein die Einladung für ein Kunst-am-Bau-Projekt. Auftraggeber war der Architekt Philip Johnson, der den New York State Pavillon für die Weltausstellung in New York entworfen hatte. Warhol sollte ein großes Wandbild für die Fassade gestalten und dachte sich etwas so Aufsehenerregendes aus, daß das Resultat schließlich nicht ins Licht der Öffentlichkeit treten durfte. Es handelte sich um großformatige Siebdrucke, basierend auf Fahndungsfotos des FBI, wie sie gewöhnlich auf Suchzetteln in den Postämtern New Yorks aushingen. Für die »Thirteen Most Wanted Men« verwendete Warhol jedoch keine aktuellen Fotos; die Fälle lagen meist acht Jahre zurück. Dennoch lag darin so viel Zündstoff, daß Gouverneur Rockefeller die Entfernung der Bilder anordnete. Alle gesuchten Männer hatten italienische Namen, was als Diskriminierung der italienischstämmigen Bevölkerung angesehen werden konnte. Außerdem war in einigen Fällen die Schuld nie nachgewiesen worden. Ganz entfernt wurde das sechs mal sechs Meter große Tableau nicht, Warhol übermalte es. Dennoch gibt es die »Thirteen Most Wanted Men« bis heute, denn Warhol stellte eine neue, nicht für den öffentlichen Raum gedachte Serie her. Die 13 Tafelbilder wurden in Museen und Sammlungen in aller Welt verstreut. Erstmals seit über 25 Jahren hängen sie in Berlin bis zum 6. Januar wieder zusammen.

Wie jeder Folge oder Reihe, die man als »Serie« bezeichnen kann, liegt den »Thirteen Most Wanted Men« ein formaler Standard zugrunde, der die einzelnen Elemente als Bestandteile dieser Serie ausweist. Der Standard, auf den Warhol zurückgreift, ist das polizeiliche Foto, welches das Gesicht einer festgenommenen Person einmal von vorne und daneben in strengem Profil zeigt. Dieses einheitliche Schema soll die Identifizierung erleichtern, indem es die individuellen Erkennungsmerkmale in immer gleicher Weise erfaßt. Das Polizeifoto ist ein gutes Beispiel für die bewußt »objektive« Verwendung der Fotografie, denn es bemüht sich um strengste Einhaltung eines Standards. Es stellt nicht die Individualität des oder der Abgebildeten heraus, wie es das fotografische Porträt tut, bei dem auch der Fotograf selbst dazu neigt, etwas »Persönliches« hineinzulegen. Das Polizeifoto entspricht eher dem Paßbild aus dem Automaten, das kein »Individuum« zeigt, sondern individuelle Merkmale stereotyp herausstellt. An die Stelle herkömmlicher Individualität tritt, wie es der Kulturphilosoph Boris Groys formuliert hat, die »Paßfoto-Identität« (»Die Wahrheit in der Fotografie« in: B. Groys: *Logik der* Sammlung, München 1997).

Auch wenn Warhol Menschen dezidiert-»porträtiert«, folgt er stets der Paßfoto-Identität. Wie eine Ausstellung über Warhol und die Fotografie 1999 in der Hamburger Kunsthalle deutlich machte, spielten Paßbilder dabei eine große Rolle. Er benutzte sie vor allem dann gern als Vorlage, wenn ihn mit der Person, die er im Gemäldeformat porträtieren sollte, eine Bekanntschaft verband. Ansonsten bildete er bekanntlich gern Stars ab wie Liz Taylor, Marilyn Monroe oder Elvis Presley, deren durch die Medien verbreitetes »Image« allgemeinen Wiedererkennungswert besaß. Hollywood mit seinem Glamour 'und Starkult hatte Warhol schon immer angezogen. Auch besaß er eine besondere Faszination für Katastrophen und die

Welt des Verbrechens, die schon viele Künstler vor ihm gepflegt hatten. Expressionisten wie Kokoschka oder George Grosz setzten sich intensiv mit dem Lustmord auseinander, und der englische Schriftsteller Thomas De Quincey veröffentlichte bereits 1827 einen umfangreichen Essay, der den Mord ernsthaft als Gattung der »Fine Arts« diskutiert. Komprimiert nachzulesen sind diese Zusammenhänge in einer Publikation, welche die Hamburger Kunsthalle 1993 herausgegeben hat. Sie entstand anläßlich einer kleinen Ausstellung zu dem in der Sammlung befindlichen Grosz-Bild »John, der Frauenmörder«. Im Berliner Haus am Waldsee ging man der Affinität von Kunst und Verbrechen 1999 nach (»Private Eye. Crimes and Cases«).

Was interessierte Warhol an den dreizehn Verbrechern beziehungsweise Tatverdächtigen, die er als »Wanted Men« ins Bild setzte? Es gibt nicht den leisesten Hinweis, daß es Warhol in irgendeiner Weise um die konkreten Personen ging. Hätte er mehr über sie und ihre sozialen Hintergründe gewußt, wäre er kaum so erstaunt gewesen, daß man sein Werk als politisch inkorrekt zurückwies (die Ästhetik war nicht das Problem, denn Rockefeller, der die Präsentation verbot, ließ sich später selbst von Warhol porträtieren). Die gigantische Vergrößerung der winzigen Ausgangsfotos bringt die Personen nicht näher, macht nichts deutlicher. Mehr als die Gesichter selbst hat Warhol offensichtlich die Verfremdung interessiert, die bei der Übersetzung des Druckrasters ins Gemäldeformat entsteht und dem Motiv etwas geisterhaft Entrücktes verleiht. Daran, daß sich ein sinnfälliger Bezug zur jüngst wieder aktuell gewordenen Rasterfahndung ergibt, dürfte Warhol kaum gedacht haben. An diesem Punkt aber haben seine kunsthistorischen Interpreten immer wieder ihre Probleme. Auch Heiner Bastians aktueller Berliner Versuch, Warhol retrospektiv zum Klassiker der Moderne zu stilisieren, unterstellt ihm ein intellektuelles, ja politisches Bewußtsein, wie es einer verbalen Kommunikationsfähigkeit entspräche. Den verbalen Äußerungen, die in Warhols eigener »Philosophie« veröffentlicht sind, ist solch ein Bewußtsein kaum zu entnehmen. Man liest hier zwar viel Anregendes und Amüsantes, das aber kaum anders gemeint sein kann denn als Sammlung intelligent wirkender Bonmots für den Party-Smalltalk.

Warhols Intelligenz war eine visuelle, und seine Bilder sind oft viel präziser als alle Interpretationen, die man ihnen angedeihen ließ. Und so läßt sich seinen zahlreichen Serien eine genauere Typologie der Serie entnehmen, als sie in der Konzeption der Ausstellung »Monets Vermächtnis« gelungen ist. Diese Typologie grenzt die Serie nicht kunsthistorisch von anderen Kategorien ab wie der Werkgruppe, dem Zyklus oder der thematischen Variation, sondern situiert sie in der Geschichte der Technik und der Medien. Was den Zeitpunkt ihrer »Entstehung« angeht, ist der Unterschied zur kunsthistorischen Herleitung, wie sie in Hamburg von Monet her vorgeführt wird, nicht so groß, wobei Christoph Heinrich im Hamburger Katalog gewisse Vorläufer wie Courbets Bilder einer Meereswoge oder Degas' wiederholte Darstellungen einer Frau bei der Toilette erwähnt. In zeitlicher Parallele zu Monets Heuschobern entstanden Cézannes zahlreiche Ansichten des Mont Sainte Victoire und Van Goghs Plan, seinen Freund Gauguin mit einer Reihe von Sonnenblumenbildern zu empfangen.

Was in »Monets Vermächtnis« etwas unterbelichtet bleibt, ist die zeitliche Koinzidenz künstlerischer Serien mit der Verbreitung der Fotografie und der industriellen Massenproduktion, die nicht zuletzt ja auch die Reproduktion fotografischer Bilder betrifft. Die Serie gehört ins Zeitalter der fortgeschrittenen Industrialisierung und der (audio)visuellen Massenmedien, und das ist bei Warhol mehr als deutlich. Er rekurriert auf Fotografien und ihre gedruckte Verbreitung (Druckraster), auf die industrielle Massenproduktion (Suppendosen), auf die weltweite Verbreitung von Marken und Images (Coca Cola, Marilyn Monroe), auf das Geld als universellen Tauschwert (Dollarnoten), auf die Standards und Normen der Massenmedien und das, worüber sie bevorzugt berichten (berühmte Personen, Unfälle, Katastrophen, Verbrechen). Das »alte« kunsthistorische Thema, die Unterdrückung des Originals als Unikat zugunsten der Serie beziehungsweise der seriellen Herstellung, ist daneben fast schon ein untergeordneter Aspekt. Wenn man das »Original« allerdings seinem Gegenbegriff gegenüberstellt, dem der Fälschung, tritt bei Warhol Interessantes zutage. Eine der wenigen wirklich inspirierenden Warhol-Interpretationen gelang dem Literaturwissenschaftler Hugh Kenner bereits in den sechziger Jahren, als er Warhols Erhebung der Campbell-Suppendose zum Kunstwerk so beschrieb, daß der Künstler die Firma Campbell dazu gebracht habe, sein Werk in Serie zu fälschen.

Der Fälscher steht traditionell zwischen dem Künstler und dem Verbrecher, vor allem dann, wenn er in betrügerischer Absicht Kunstwerke fälscht. Fälschungen nachzuweisen ist ein Ziel der Echtheitsforschung, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert parallel zu Verfahren des kriminologischen Erkennungsdienstes weiterentwickelte. Giovanni Morelli ersann eine Methode, die Handschrift eines Künstlers wie einen Fingerabdruck an Stellen nachzuweisen, wo die herkömmliche Stilkritik ihr Auge nicht hatte. Fingernägel oder Ohrläppchen wurden zu Beweisstücken, die nicht nur Fälscher überführten, sondern auch die Hand berühmter Künstler wie Tizian oder Rembrandt sicherer von Werkstatt- oder Schülerarbeiten unterscheiden ließ. Wenn es darum geht, ob eine bestimmte Person irgendwo Hand angelegt hat oder nicht, verwischt sich der grundsätzliche Unterschied, ob die Hand einen Pinsel oder eine Mordwaffe führte. Der Künstler wird

tendenziell zum Verbrecher, dem es seine Tat nachzuweisen gilt.

Die traditionelle Kennerschaft, die sich auf detaillierte Stil- und Werkkenntnis stützte, hat gleichwohl nicht ausgedient. Nach wie vor ist es häufig der Augenschein eines Experten, der nähere Untersuchungen einleitet, weil ihm etwas spanisch vorgekommen ist oder ein Goya vielleicht gerade nicht. Und man muß ja auch dann weiterkommen, wenn es keine Fingerabdrücke gibt, die mit denen verdächtiger oder polizeilich bereits aktenkundiger Personen übereinstimmen. Eine Rückkehr zur Stilkritik vollzog die Kriminologie, als in den siebziger Jahren in den USA die Anzahl unaufgeklärter Morde um ein Vielfaches häufiger wurde. Es ergaben sich Indizien, daß nicht die Mörder sich so zahlreich vermehrt hatten, sondern daß man es mit einer Zunahme von Serientätern zu tun hatte. Die Stilkritik des Serienmords, das »Profiling«, hat auch in Literatur und Film eine bis heute anhaltende Konjunktur. Daß die Ausstellung »Monets Vermächtnis« sich um Mordserien nicht kümmert, spricht für eine gewisse museale Ignoranz gegenüber dem Zeitgeist und wäre nur dann vertretbar, wenn sie in der bildenden Kunst gar keine Rolle spielten. Allerdings gibt es Künstler wie den New Yorker Max Frazee oder den Belgier Danny de Vos, die sich extensiv und über viele Jahre hinweg mit dem Thema befaßt und sogar umfangreiche Archive über Serienmorde angelegt haben. Das hat aber schon andere Ausstellungsmacher nicht interessiert, weder für die Schau »Sex and Crime«, 1995 im Sprengel Museum, Hannover, noch für »Deep Storage«,vor vier Jahren in München und Berlin, wo man dem Sammlungs- und Archivgedanken Inder zeitgenössischen Kunst ansonsten gründlich und umfassend nachging. Man muß allerdings kein Zyniker sein, um interessante Parallelen zwischen dem Vorgehen von Serienkillern und dem von Künstlern zu entdecken. Die Kriminologen sind sogar darauf angewiesen.

Um Serienkillern auf die Spur zu kommen, entwickelte der FBI-Agent Robert K. Ressler die genannte Fahndungstechnik des Profiling. Man erstellte aus den Untersuchungen der Tatorte ein Profil der psychologischen Beschaffenheit, der »Handschrift« des Mörders, um verschiedene Taten einem Serienkiller zuordnen zu können, aber auch möglichst vorauszusehen, »ob es sich bei einem Mord um den >Pilotfilm< zu einer >Serie< handelt« (Klaus Barteis: Serial Killers. Erhabenheit in Fortsetzung. Kriminalhistorische Aspekte der Ästhetik, in: Kriminologisches Journal, 6. Beiheft 1997).

Die Zuordnung der Morde ist dem Vorgehen kunsthistorischer Kennerschaft nicht ganz unähnlich, die beispielsweise einem urkundlich nicht eindeutig verfolgbaren Meister des späten Mittelalters nach und nach ein zusammenhängendes Oeuvre zuzuschreiben sucht. Das funktioniert natürlich nur, wenn eine stilistische Kontinuität festzustellen ist, eine aus vergleichbaren Merkmalen konstruierbare künstlerische »Identität«. Das Profiling faßt die Taten eines Serienkillers wie eine künstlerische Werkserie auf, und das ist schon deshalb eine häufig erfolgreiche Methode, weil Serienkiller so etwas wie verhinderte Künstler sind. Ihre Morde sind »Werke«, denen sie bewußt ästhetische Eigenschaften verleihen. Ausgehend von Robert K. Resslers eigener Darstellung des Profiling sieht der Hamburger Medienwissenschaftler Klaus Bartels den Serientäter als einen »Realisten«, der sich nicht wie ein Künstler »symbolisch« auszudrücken vermag: »>Realisten< scheinen unfähig, mit Hilfe semiotischer Techniken Selbstbilder zu entwerfen, durch Lektüre, Malerei, Fotografie oder andere unschuldige Techniken. Es ist der Gewaltakt, durch den sie ihr >Selbst< konstruieren und behaupten.«

Die Auffassung der Mordserie als Kunstform tritt auch in einigen filmischen Adaptionen des Themas deutlich zutage. John Doe in David Finchers Film »Seven« (1995) mordet nach den sieben Todsünden. Schon der erste Tatort, den die Polizei entdeckt, enthält ein deutliches Warhol-Zitat. Wegen seiner »Völlerei« wurde ein übergewichtiger Mann mit Konservenspaghettis vollgestopft, bis er platzte. Die Spaghettidosen stehen so eng und sauber aneinandergereiht im Regal wie die Campbell-Suppendosen auf Warhols Serienbildern. Auch andere Tatorte erinnern an zeitgenössische Kunst, etwa an Radikalperformances der Wiener Aktionisten. Die Wohnung des Täters weckt Assoziationen düsterer Rauminstallationen wie die Christian Boltanskis. Als die Fahrader den Büchsenmacher ausfindig machen, der für John Doe ein bestialisches Futteral angefertigt hatte, stellt sich heraus, daß dieser sich gar nichts dabei dachte. Er hielt den Serienmörder für »eine Art Performancekünstler«. Nachdem sich Doe der Polizei gestellt hat, spricht er von den Morden als seinem Werk, das er vollenden müsse. Es ginge allerdings nicht um den Ausdruck seiner selbst, sondern um eine Art göttlichen Auftrag. Das ist ein alter Topos der künstlerischen Inspiration, den Sigmar Polke 1969 mit seinem Bild »Höhere Wesen befahlen: rechte obere Ecke schwarz malen!« parodierte. In Jon Amiels Film »Copykill« zieht der Mörder seine Inspiration aus den Taten früherer Serienkiller. Er kopiert, »fälscht«, bekannte Mordserien wie Werke namhafter Künstler.

Der Serienmord steht für die »dunkle« Seite des Serienthemas, aber man kann ihn nicht außer acht lassen. Schließlich sind es gerade Künstler, die sich für Verbrechen interessieren und entsprechende Themen immer wieder ins Bild setzen. Ein Aspekt des Verbrechens ist, die Spuren zu verwischen, und das tut auch ein Künstler, wenn er versucht, selbst möglichst wenig in Erscheinung zu treten, einen »persönlichen« Ausdruck zu vermeiden. Einer der darin Konsequentesten war Warhol. Auch Monet, auf dessen Spur die Hamburger Ausstellung sich bewegt, verbarg sein »Selbst« hinter einem Ideal

objektiver Registrierung. Sein wohl rätselhaftestes Werk ist das Bild, das er von seiner gerade verstorbenen Frau Camille gemalt hat. Monet scheint sich hauptsächlich für die Wirkungen des Lichts auf der Bettwäsche interessiert zu haben. War der Maler in der Lage, sich völlig von allen anderen Emotionen abzuspalten?

Wenn Künstler zu »Serientätern« werden, gilt vielleicht das Gegenteil von dem, was dem Serienkiller attestiert wird: Dessen »Realismus« hindert ihn, ein Künstler zu werden. Die »symbolische« Kompetenz bewahrt den Künstler davon zum Mörder zu werden. Die Indifferenz, mit der er seiner Tätigkeit bisweilen nachgeht, mag aber an Patrick Bateman erinnern, den distinguierten Yuppie-Killer aus Brat Easton Ellis' Roman *American Psycho.* In einer Warhols Party-Philosophie auf die Spitze treibenden Manier doziert Bateman über musikalische Vorlieben und die stilistischen Entwicklungen verschiedener Popbands, während er sich gerade darauf vorbereitet, seine nichtsahnenden Zuhörer bestialisch zu ermorden. Zum Glück tendieren künstlerische Serientaten dazu, Leib und Leben anderer Menschen zu verschonen. Doch etwas unheimlicher, als es die Ausstellung nahelegt, ist Monets Vermächtnis mitunter schon.

»Monets Vermächtnis. Serie - Ordnung und Obsession« läuft noch bis zum 6. Januar 2002. Der zur Ausstellung erschienene Katalog kostet 45 Mark.

Ludwig Seyfarth schrieb in KONKRET 10/01 über die Biennale in Venedig

Konkret 12/01, S. 69

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

An den Islam

Rue d'Allahdin 1001

Dschihadlabad

Mein lieber Islam, grüß Dich! Und verbindlichen Dank für Deinen Brief vom 11.11.01 und die unterzeichnete Kopie des Vertrages, in welchem wir uns hinsichtlich des Austausches von Informationen über die Kultur bei Dir und die Kultur bei mir vereinbart haben. Laß, lieber Schatz, (Alter vor Schönheit!) mich beginnen. Bei mir in Deutschland ist, neben Oberammergau und Frühstücksfernsehn, die Haustierzuhälterei ein in breitesten Bevölkerungskreisen verankertes Überbauphänomen. Ihr ungekrönter Schriftführer aber ist der Norbert Körzdörfer, der, seit knapp acht Jahren in der »Bildzeitung«, also vor zirka zwölf Millionen Alfabeten, sein Gewaltverhältnis zu einem weiblichen Hund namens Ruby literarisch prostituiert. Es begann Silvester 93 (»Ich wußte noch von nichts. Ich wollte nur drei Dinge im Leben: 1. eine blonde Frau, z. einen blonden Golden Retriever, 3. ein Haus am Meer«) als ihm (»Der Himmel explodierte. Die kühle Luft war süß vom Champagner. In Quickborn meiner Landvilla mit See. Um vier Uhr früh. Die Männer tranken. Die Frauen brutzelten Fondue in der kacheligen Küche. Einige schliefen oder liebten sich -wie Rubys Besitzer, ein junges deutsch-britisches Paar mit süßer Tochter«) ein Hündchen mitten ins Gemüt lief (»Ein Blitz zuckte in mein Herz. Aus einer Ecke guckten zwei Witta-Pohl-Augen mit Batman-Ohren hoch. Der Vampir-Kopf war verdreht. Kleine Zähne grinsten«). Und wie ihm dann »beim Champagnerfrühstück« seine »Frau, langes, seidig-braunes Haar« mit ihren »bambibraunen Augen« in seine »wolfsgrauen Augen« schaute und sagte »Schnuffel! Du wolltest doch immer einen Hund« und er »mit mildem Restalkohol im Blut« erwidert hatte »Jaa, warum nicht?« (wobei er, in Gedankens Senke sich das Aperçu genehmigte »In solchen winzigen Augenblicken werden Dynastien gezeugt, Kriege verloren – oder gutmütige Männer in 15jährige Sklaverei geschickt wie ich«) - da war der Kynopornograf geboren.

Fortan »diktierte« er seiner Sekretärin, der Frau UIbig, »jeden Morgen um 10 Uhr Rubys Abenteuer«. Und siehe: »Dies waren die witzigsten Minuten des Tages ... unschuldig, kindisch, bizarr.« 1999 entstand aus dem Mundabfall des Dreidingebrauchtdermannmannes das »Bild«-Buch *Mein Leben mit Ruby,* und zwar »von Herrchen« und »Für Frauchen, das einzige Lebewesen das wir noch mehr lieben als uns selbst«. Dies aber, war ein Büchlein nicht schofel Broterwerbes wegen (Ullstein, Zehnachtzig), sondern first line ein »Dankeschön an die Treue der Leser, ein Geschenk für die Millionen Menschen, die Hunde lieben - das einzige Wesen, das Menschen mehr liebt als sich selbst«. Ganz im Anfang gab es täglich »Drei Wochen lang Ruby nonstop«, dann stutzte Friede Springer, die Herrin Herrchens, Herrchens Erzähldrang auf *einen* Sendeplatz in der Woche, den Samstag, zurück, ein kleiner Beinbruch, der durch das hierbei der Wortspielhölle abgerungne »Sie lesen nächstes Knochenende« aufs köstlichste geschient werden konnte.

Was war bei Dir, lieber Islam, im Frühjahr 94 kulturell so los? Nun, bei mir in Deutschland lagen zwei Inkommoditäten doppelzentnerschwer auf des Kynopornografen Brust: »Wie macht man zu dritt im Bett Sex? Wie entsorge ich Rubys Häufchen, die so klein sind, daß ich sie gar nicht sehe (Außer ich trete rein)?« Springer-Gewährsleute, die ich aus meinen Tagen bei den »St. Pauli Nachrichten« noch habe, versicherten mir: »Von der Hundescheiße einmal abgesehen: Der Körze bumst auch noch, wenn ein Rhinozeros mit im Bett liegt.« Seis drum beziehungsweise wott schälls. Wichtig ist, daß Körzdörfer in einer von Nacht und Nebel indoktrinierten Aktion in den Hamburger Edelpflanzenzoo »Planten un Blomen« eindrang und, unter Hinterlassung zertrampelten Glases, das kostbare, 1951 von Blohm und Voss gestiftete Stilblütenbeet plünderte. Und daß er also praktisch mit diesen nicht auf seinem Mist gewachsenen Federn die Kalligrafie seiner wöchentlichen Knochenenden vollzog. Wobei, lieber Islam (da kannste ruhig mal mitschmunzeln), er am vierten Tag seines Rubbel-die-Ruby das Geschlecht des Tieres vollkommen durcheinanderbrachte, beir Niederschrift dieser Satzaussage: »Er guckt wie >Mutter Drombusch<.« Aber schon tagsdrauf unterlief ihm ein Erratum dieses Kalibers nie wieder, und die Sonne beschien ab Datum nur mehr im Saft der Sweetnheartspeakmuschi herangereifte blendgranatenhelle Potzblitzperlen in schimmerndster Vollendung:

** Ruby hat das Gebiß eines Piranhas -und die Blase eines Niagarafalls * Ein schwarzer Zwerg-Teufel - mit den unschuldigsten Augen seit Mona Lisa * Rubys Vampir-Zähne zerbeißen alles, was ich liebe: Zeitungen, Bücher. Schlipse, Strümpfe, Bademäntel, meine samtweiche Haut. Kurz bevor ich Ruby erwürge, leckt sie mir die heile Zehe und guckt wie Witta Pohl * Rubys gabellanger Schwanz ringelt sich - wackelt erregt*

*Ihre zipfligen Warndreiecke (Ohren) sind spitz wie Lumpi * Ruby wurde zum kläffenden Pavarotti*

Wie, lieber Islam, findest Du die Post, die hier abgegangene? Diese Post, die offener als wie der Mund des Edvard Munchschen Mannes vor unverbautem Meer offen läßt, ob der Schwanz des Tieres so lang ist wie ein Kuchengäbelchen oder wie die an Zwischenraum nichts zu wünschen übrig lassende Zweizinkengabel des Staplers? Namentlich unter Bedacht des wenige Knochenenden später dito dem Besteckkasten entlehnten Maßstabs: »Ruby hat ein Problem. Der Schwanz ist lang wie ein Messer.« Hier würde mich Deine Meinung gerne einmal intressieren. Doch laß mich fortfahren im Aufzählen der Kostbarkeiten, streng längs der Maxime des großen Meisters Nadelöhr (Nur sauberes Nähen / Garantiert saubere Naht / Das gleiche gilt fürs Zitieren / In bezug aufs Zitat):

*Ruby saß wie eine ägyptische Sphinx auf zwei Daunenkissen und blinzelte mir nach wie dem Lieblingssklaven * Ruby stupst mit der nassen Nase Pipi-Alarm an Herrchens Bein. Aber kaum vor der Tür, rinnt Rubys Niagarafall auf die Fußmatte * Ihre Ohrwascheln wachsen wie Pfannkuchen. Sie knicken nicht mehr ab, sondern sind steif wie Warndreiecke * Ruby guckt wieder wie Witta Pohl * Ruby wird zur Kuh. Jeden Morgen frißt sie plötzlich Gras, wie ein Rasenmäher * Ruby schnarcht wie ein gegrilltes Spanferkel. Ihre schwarzen Schweinsaugen schließen sich wie ein Rollo * Ruby wackelt mit dem Po wie Iris Berben * Sie guckt mich ratlos an wie die gestürzte Irmgard Schwaetzer * Ruby guckt mich an wie Witta Pohl und putzt ihr Schnäuzlein wie ein Eichhörnchen und grinst * Wo ist Ruby? Sie liegt wie Lenins Mumie auf dem Sofa*

Im Al-Nahl, Sure 16, Ziffer 67, heißt es bei Dir, lieber Islam: »Wahrlich, auch am Vieh habt ihr eine Lehre. Wir geben euch zu trinken von dem; was in ihren Leibern ist, zwischen Kot und Blut in der Mitte, Milch, lauter und angenehm denen, die trinken.« Da mußt Du Dich doch, denke ich mal, very verwundern über Körzes Haustier, das zwar des Morgens, mutiert zur Kuh, Gras frißt wie ein scheunendreschender Rasenmäher, aber nach dem grünen Schlemmen keinen einzigen Schlag Milch zu geben vermag, sondern lieber mit Iris Berben entlehntem Arsch, Warndreieckslauschern und rolloid geschlossnen schwarzen Schweinsaugen à la Lenins Mumie auf dem Sofa fläzt und das Schnarchen eines gegrillten Spanferkels nachäfft. Laß mich Dir in meinem nächsten Kulturhierbeimirbrief Finales über die Psychountiefen des hiesigen Kynopornografen sagen. Stichwort: *Kann Ruby denken? Nein, bei aller Liebe nicht! (Sie träumt nur von Würsten, Schweinsohren und Bullen-Penissen.)*

Für heute alles Gute für Dich und liebe Grüße an Deine Frau (meine Alte ist grad beim Frisör, zu einer Hennaauffrischung. Diese Weiber!! Ich saachs Dir.)

Herzlichst Dein Hotte T.

Konkret 12/01, S. 70

Christel Dormagen

Kitsch, Kult, Konvention

Über die Bielefelder Ausstellung »Die unheimliche Frau. Weiblichkeit im Surrealismus«

Ein Wald aus lauter gleichen, lanzenförmigen, hübsch geäderten, blauen Blättern, deren Stiele jeweils den Stamm bilden; rechts und links über die ganze Bildbreite ein halb beiseite gezogener, roter Vorhang zwischen den Blattbäumen; oben in der Mitte ein blauer Himmelsausschnitt mit weißen Schäfchenwolken; vorne im Profil und fast die ganze rechte Bildhälfte vor dem Vorhang einnehmend ein heller Pferdekopf mit wallender, weißblonder Mähne auf menschlicher, vielleicht weiblicher Büste, die über den Brustwarzen vom unteren Bildrand abgeschnitten ist; weiter hinten, grau in grau im blauen Wald, ein perspektivisch stark verkleinerter Reiter auf trabendem Pferd. Richtig! René Magritte: »La Raison pure« (»Die reine Vernunft«, 1948).

Im Hintergrund eine Art karge steinige Ebene zwischen steilen Bergen. Links eine griechische Tempelruine. Davor frontal ein im Gehen zeitunglesender Herr in Anzug und mit Bowlerhut. Vorne in der Mitte und die ganze Bildbreite ausfüllend eine halb seitwärts gedrehte, efeuumrankte, nackte Frau; am rechten Bildrand ein kahler Baum, an den sich eine ebenfalls nackte Frau mit Efeuhaaren schmiegt; beide Frauen blicklos starr und puppenhaft mit großen Glasaugen; im Hintergrund und kaum noch zu erkennen weitere winzigkleine nackte Frauen und ein zweiter zeitunglesender, bekleideter Mann. Genau! Paul Delvaux: »L□Homme de la rue« (»Der Mann von der Straße«, 1940).

Das sind die zwei Eyecatcher der Bielefelder Ausstellung »Die unheimliche Frau. Weiblichkeit im Surrealismus«. Zwei Déjà-vus im eher handfesten, buchstäblichen Sinne -tausendmal abgebildet gesehen, in Ausschnitten, zu Postern vergrößert, als Lockvögel auf die Buchdeckel komplizierter theoretischer Abhandlungen gesetzt, millionenfach als Postkarten verschickt, werbemäßig durchgemöllert, totgeguckt! Und da hängen sie nun wirklich und wahrhaftig im Original, die beiden Gemälde, zwei alte Bekannte, ach ja, schön. Aber wie kommt es, daß sie so gar nicht unheimlich wirken, sondern sehr, sehr dekorativ, nur vielleicht ein wenig überstrapaziert und deshalb aus der Mode?

Interessiert wandert man auf der Suche nach der unheimlichen Frau durch die Ausstellung, betrachtet zunehmend ratlos die überschaubare Anzahl von Objekten, deren Entstehungsdaten einen allerdings kaum überschaubaren Zeitraum von etwa 125 Jahren umspannen - von 1873 bis heute -, entdeckt Bekanntes, vermißt Bekanntes, trifft auf Unbekanntes und Unerwartetes und liest schließlich hilfesuchend im sehr schön gestalteten Katalog. Darin wird darauf hingewiesen, daß die französischen Surrealisten, vor allem deren Gründer»vater« Andre Breton, sich für Gustave Moreau (1826-1898) und dessen antikisierende Mythenmalerei mit all ihren entblößten Salomes, Dalilas, Medeas und Messalinas begeisterten, die dem heutigen Blick geradezu lächerlich schwülstig erscheinen und übrigens häufig genug schlecht gemalt sind. Sie müssen damals als »Inhaltsbilder« gemacht und gelesen worden sein, das heißt, es ging um das, was darin ausgemalt war, um die jeweilige Schöne und das, was sie tat, um die grausame Frau, die Femme fatale, den Dämon Weib, die Sirene, die Sphinx, den Vampir etcetera pp. Und die Surrealisten selbst, also die Männer unter ihnen - es waren allerdings ursprünglich auch nur Männer -, hatten nicht nur solche mythischen Imaginationen im Sinn, sondern ließen sich auch von realen Verbrecherinnen hypnotisieren: In der ersten Nummer der Zeitschrift »Revolution surrealiste« von 1924 erschien ein Foto der Anarchistin Germaine Berton, die 1923 den Royalisten Marius Plateau erschossen hatte. Drumherum waren 28 Fotos von männlichen Surrealisten garniert. Unter ihnen nicht von ungefähr auch Freud. Die Collage war nämlich mit folgendem Baudelaire-Zitat geschmückt: »Die Frau ist das Wesen, das den größten Schatten oder das größte Licht in unseren Träumen wirft.«

Die Stichworte lauten also »Frau« und »Traum«. In seinem ebenfalls 1924 veröffentlichten surrealistischen Manifest verkündete Breton, psychoanalytisch inspiriert, den Primat des Traums, das Denken ohne die Kontrolle der Vernunft und die Hingabe an die dunklen Kräfte des Unbewußten. Und, wer hätte das gedacht, es war die Frau, die all das zu verkörpern hatte: das Verführerische, das Gefährliche, das Irrationale, das Unschuldige, das Wunderbare, das Naturhafte, den Wahnsinn und so weiter, siehe oben.

Das ist nun allerdings eine ganze Menge, was da, in schönster künstlerischer Befreiungsabsicht, angstlustmäßig abgeladen und »der Frau« aufgeladen werden sollte. Und wenn man die Ausstellung daraufhin noch einmal an sich vorüberziehen läßt (der Katalog reproduziert sämtliche Ausstellungsstücke), kann man nicht umhin festzustellen, daß manche dieser Projektionen inzwischen doch recht dürftig oder albern wirken. Wie zum Beispiel Victor Brauners Tuschzeichnung von 1937 mit dem Titel »Surrealistische Frau«, auf der eine dunkelhäutige, sitzende Frau mit spritzenden Wasserhähnen an

allen vorspringenden Körperteilen und einem zischelnden Schlangenarm zu sehen ist. Na ja. Auffällig ist immerhin, daß der Appell: Sei spontan, mal deine Träume! verdächtig oft zur zwanghaften Darstellung nackter, vielfältigst zerstückelter, entstellter, häufig kopfloser Frauen geführt hat. Und nicht nur die sich auf dem Sofa rekelnde nackte, pantherköpfige Frau des Belgiers Felix Labisse von 1943 endet gleich ganz als Erotikkitsch, als kühle Schwester der berüchtigten heißblütigen Kaufhauszigeunerin, nur eben für die Ambitionierteren.

Das führt denn auch zum Dilemma der Ausstellung. Damit genügend Leute kommen, muß ein Reizthema gefunden werden, und da Leihgaben heutzutage immer teurer werden und deshalb kaum ausreichend gute Exponate zusammenzubekommen sind, wird das Thema sehr weit gefaßt. Man packt alles, was irgendwie ein bißchen verrückt und vor allem verfügbar ist, unter die schwammige Überschrift - irgendwas mit »Weiblichkeit« geht immer - und streckt das Ganze bis in die Gegenwart: Die bei Frauen beliebten Rollenspielerinnen Valie Export und Cindy Sherman und die privatobszöne Tracey Emin (die immer ihr Lotterbett und die Namen ihrer 1.000 Liebhaber ausstellt) passen mit ihren Happenings, Fotos und Inszenierungen dann als bissige moderne Antwort irgendwie auch noch rein. Ohnehin ist die Definition des Surrealismus, was zeitliche Eingrenzung und Zuordnung betrifft, recht vage: Dali- oder Max-Ernst-Bilder aus den Dreißigern sind etwas anderes als Magritte-Bilder und Hans-Bellmer-Puppenfotos aus den Fünfzigern (der Krieg übrigens ist auch in den Werken, die aus den Vierzigern datieren, seltsam abwesend). Und was eine expressive Picabia-Madonna da zu suchen hat, ist vollends unerfindlich. Im Gedächtnis bleibt, sehr allgemein, eine sehr heterogene Versammlung von ein paar guten und vielen mäßigen Ausstellungsstücken.

Da, wo es künstlerisch um die notorische Unergründlichkeit der Frau ging, war der Surrealismus notwendigerweise eine Männerveranstaltung. (Im realen Leben mußte man dringend beweisen, daß man die Frauen doch in der Tasche hatte: So soll Paul Eluard immer ein Foto der nackten Gala, Dalis späterer Frau, dabeigehabt und bei Freunden rumgezeigt haben.) Mit der Zeit erhielten aber doch einige Künstlerinnen Zugang zu diesem Kreis; allerdings waren sie häufig gleichzeitig die Geliebten der entsprechenden Männer. Max Ernst hatte zum Beispiel nacheinander ein Verhältnis mit Leonora Carrington, Dorothea Tanning und Meret Oppenheim; als eigenständige Künstlerinnen wurden alle drei Frauen erst sehr spät entdeckt. Und wer als Künstlerin gegen die männliche Vorherrschaft opponierte, einen eigenen Weg zu gehen versuchte, verschwand für Jahrzehnte gänzlich in der Versenkung. So die ebenfalls mit einigen vexierhaften Selbstporträts in der Ausstellung vertretene Claude Cahun (1894-1954), auf die der Kunstbetrieb erst mehr als vierzig Jahre nach ihrem Tod aufmerksam wurde. Oder die erstaunliche Louise Bourgeois, die, 1911 geboren, mit zwei Werken von 2000 und 2001 (!) ausgestellt ist. Nicht nur hat sie in den vierziger Jahren all die gestückelten und zerstückelten *femmes-enfant, femmes-sorci□re, ‚femmes-animal* ihrer männlichen Kollegen um eine Serie von *femmes-maison* bereichert, nackten Frauentorsi mit Häusern als Kopf, Haus-Frauen eben, sondern sie äußerte später auch Spitzes über die Surrealistenmänner: »Die ganze Gruppe brachte mich auf, weil sie mir so nahestanden und weil ich mich ihnen so gewaltsam widersetzte. Ich lehnte mich gegen ihre herrschaftliche Art, ihren Erfolg, ihre Päpstlichkeit auf. Ich entschied, etwas zu sagen. Ich hatte das Recht, etwas zu sagen, was ich ihnen nicht verdankte.« Mit ihren schön obszönen, männermordenden Werken wurde Bourgeois noch nicht einmal von der Frauenbewegung entdeckt, als die noch am Leben war. Sie wäre auch nicht lieb und leidend genug gewesen.

Damals hatten viele das Foto von Virginia Woolf und das Frida-Kahlo-Poster mit den abgeschnittenen Haaren im Zimmer hängen. Und außerdem Reproduktionen von Magritte und Delvaux. Aber warum eigentlich, um zur Anfangsfrage zurückzukommen, haben Bilder, auf denen doch das angeblich Unzensierte, Unheimliche, Verstörende, Traumhafte und Abgründige dargestellt war, so schnell und umstandslos den Weg aufs allgemeinverträgliche Plakat gefunden? Mit wachem Kopf erdachte gemalte Träume können ganz offenbar nicht mit der mindestens dreidimensionalen Traumwirrnis schlafender Menschen mithalten; ebensowenig wie sich programmatisch Wahnsinn herstellen läßt. Anscheinend geht das mit dem Pinsel noch weniger als mit Worten. Im schlechtesten Fall wirken die Bilder heute jämmerlich bemüht, veraltet und kümmerlich, im besten Falle durchbrechen sie das surrealistische Programm mit genuin künstlerischen Mitteln, und dazwischen liegen all die Werke, die ein anscheinend sehr verbreitetes Bedürfnis nach gefälliger Verrätselung bedienen. Daß dieses Schicksal aber ausgerechnet jene exklusiven Bürgerschreckler treffen mußte, ist denn doch einigermaßen ... *soll* man sagen: unheimlich?

Christel Dormagen schrieb in LITERATUR KONKRET 2001 über Judith Hermann

Konkret 12/01, S. 73

Margret Gsella

Buch & Deckel

Colin Goldner: Die Psycho-Szene. Alibri-Verlag, Aschaffenburg 2000, 642 Seiten, 58,99 Mark/30,16 Euro

Schon mal einen genaueren Blick auf das Gebiß des/der Liebsten geworfen? Ja, schon, aber nur zwecks Aufforderung zum Zähneputzen? Das reicht nicht. Der amerikanische Bestsellerautor Henry B. Lin verrät Ihnen was, nämlich die »Geheimnisse des Gebißlesens«. Gelbe oder gar fleckige Zähne sind demnach nicht schlicht eklig, sondern ein »Indiz für Unehrlichkeit und unkorrektes Finanzgebaren« - aha: wieder mal nicht geputzt und dann auch noch das Gegenteil behaupten, und jetzt wird Ihnen auch klar, wo Ihr Geld geblieben ist. Andererseits ist durchaus nachvollziehbar, warum »im Zickzack stehende Zähne« auf »Frust im Liebesleben« hinweisen. Oder wollen Sie so was küssen?

Dieses und unzählige andere Beispiele aus der Unendlichkeit der Idiotenwissenschaften hat der klinische Psychologe Colin Goldner in seinem Lexikon zusammengetragen. Die Qualitäten der selbsternannten »Therapeuten«, »Heiler« und »Lebenslehrer« faßt er prägnant unter der Kapitelüberschrift »Teils selber hochgradig gestört« zusammen, und dem ist, hat man sich in die Vielfalt des Schwachsinns hineingelesen, nichts hinzuzufügen. Ein Exkurs widmet ‚sich dem esoterischen Antisemitismus, der sich aktuell wieder darin manifestiert, daß für die Verrückten, die im Rauch des World Trade Centers eine Teufelsfratze, in seinen Trümmern die Überreste des Turms von Babylon und in dem ganzen Kladderadatsch überhaupt die Weisheiten des Nostradamus erblickt haben wollen, natürlich auch der Davidstern nicht fehlen darf - und wenn dafür eigens eine symbolisch aufgeladene Flugnummer erfunden werden muß.

Goldners Buch wird wohl kaum jemand komplett durchlesen; man muß sich nicht Stunden damit beschäftigen, sämtliche Spielarten der menschlichen Dummheit kennenzulernen. Als Nachschlagewerk ist es dagegen für jeden, der Argumente und Quellen braucht - und wer bräuchte die nicht, angesichts der Tatsache, daß immer mehr Menschen sich mit solchem Quatsch ernsthaft beschäftigen? - unverzichtbar.

Konkret 12/01, S. 73

Peter K□ hler

B□ ch & Deckel

Oli□ er Maria Schmitt: Die sch□ rfsten Kritiker der Elche. Die Ne□ e Frankf□ rter Sch□ le in Wort □ nd Strich □ nd Bild. Ale□ an Fest Verlag, Berlin 2001, 256 Seiten mit ca. 230 Abbild□ ngen, 29,90 Mark

»Es gibt kein niveauvolles Lachen, so wenig, wie es einen niveauvollen Orgasmus gibt«, behauptete Robert Gernhardt 1988 in seinem »Versuch einer Annäherung an eine Feldtheorie der Komik«. Wo er recht hat, hat er recht; hier allerdings - nicht. Denn zwischen dem Orgasmus beim Routinefick oder Seitensprung, bei käuflicher oder echter Liebe gibt es wohl Unterschiede; und anders lacht man über den konformistischen Ausstoß des Amüsierbetriebs im Fernsehen als über unkonventionelle und von Grund auf überraschende Komik. Für solche steht die Neue Frankfurter Schule, die -bei allen peripheren Massentriumphen zum Beispiel via ihren Popularisator Waalkes - mit Anbiederung wenig im Sinn hatte. Ihr Programm lautete: » Ein klares Ja zum Nein!«

Als die Deutschen in den sechziger Jahren Abschied nahmen vom Obrigkeitsstaat wilhelminischer Prägung, vom sittlichen und religiösen Muckertum, gingen ihnen jene Zeichner und Schreiber voran, die von 1961 an - im Oktober erschien die Nullnummer von »Pardon« - in Frankfurt sich zusammenfanden: Hans Traxler, Chlodwig Poth, F. K. Waechter, Robert Gernhardt, F W Bernstein, Eckhard Henscheid, Peter Knorr, Bernd Eilert. Diese acht schufen eine neue, mal wundersam reine und feine, mal herrlich plumpe, befreiend boshafte Komik, für die die Zeit reif war.

Der »Wohlstand für alle« infolge des Wirtschaftswunders hatte die Klassengegensätze verwischt und die traditionellen politischen Fronten aufgeweicht. Dem entsprach nun eine Komik neuen Typs: kein Partei- und Lagerhumor mehr, besserwisserisch und mit voraussehbarem Ergebnis, sondern nonsensgeschärfte Satire, spielerisch und freischwebend. »Unsere Waffe sollte die Wasserpistole sein«, sagt Chlodwig Poth. »Wir wollten lächerlich machen, auf den Arm nehmen, vergackeiern.«

Vor allem von jenen Jahren des Aufbruchs, der Entdeckerfreude und Experimentierlust berichtet Oliver Maria Schmitts Gruppenbiographie. Daß sie eine Hagiographie wurde, kann man dem einstigen »Titanic«-Kapitän kaum vorwerfen und ist der Sache sowieso angemessen. Auch daß er viel witzelt, ist besser als viel zu ernsteln; nur führt sein forciert flapsiger, mitunter naseweis neckischer Humor auf sprachliche Abwege, zum Beispiel in die »ollen Sixties«, als Gernhardt/Bernstein/Waechter zu »den Lennon/McCartney des Pointen-Pop« wurden. Richtig komisch ist das »in keinster Weise«. Es ähnelt eher dem Stil eines Amüsierbetriebs.

Konkret 12/01, S. 73

Rayk Wieland

Buch & Deckel

Rudolf Herz, Reinhard Matz: Zwei Entwürfe zum Holocaust-Denkmal. Verlag für moderne Kunst, Nürnberg 2001, 160 Seiten, 29,80 Mark

Die Idee bestach. In dem 1997 ausgeschriebenen zweiten Wettbewerb zur Errichtung eines »Denkmals für die ermordeten Juden Europas« schlugen Rudolf Herz und Heinrich Matz vor, einen Autobahnkilometer der A7 südlich von Kassel aufzupflastern und mit der Schriftzeile »Mahnmal für die ermordeten Juden Europas« zu versehen. Die Geschwindigkeit sollte auf 30 km/h begrenzt, an Raststätten sollten Tafeln mit Informationen über den Holocaust aufgestellt werden. Der Erlös aus dem Verkauf des Mahnmalgeländes in Berlin wäre in eine Stiftung zur Unterstützung verfolgter Minderheiten geflossen. Für das Projekt, dessen Realisierung niemals in Betracht kam, sprach, daß es nicht mit der Darstellung des Holocausts kokettierte, weder staatstragende Repräsentativität noch gefällige Wiedergutmachung anstrebte. An die Nachkommen der Täter adressiert, ließ es sich nicht vereinnahmen und eignete sich ebensowenig zur nationalen Identitätsbildung. Es hätte, indem es von zirka 40 Millionen Menschen im Jahr benutzt worden wäre, den Alltag der Menschen touchiert und auf diese Weise, so hofften die Künstler, »beständig individuelle Reaktionen und politische Auseinandersetzung provoziert«. Den zu erwartenden Dauerstau nannten sie »den Preis für die Erinnerung an den Holocaust« - eine etwas frivole Formulierung, die, wie letztlich auch das gesamte Projekt »ÜBERSCHRIEBEN«, insinuiert, daß der »Preis« irgendwann abgegolten werden könnte.

Das Buch *Zwei Entwürfe zum Holocaust-Denkmal* dokumentiert diesen sowie den polemischen Entwurf »Leerstelle«, den Herz und Matz im ersten Wettbewerb eingereicht hatten. Beigefügt sind ein Gespräch der Künstler über »das monumentale Dilemma«. Zwölf Beiträge erörtern Vorzüge und vor allem Kalamitäten des Autobahnprojekts, darunter Gedichte von Matthias Altenburg und Klaus Theweleit, denen man, würde man sie unerwähnt lassen, einen Gefallen erwiese. Georg Bussmann reklamiert den Zwangscharakter der Vermittlung, Bazon Brock fordert, Herz und Matz müßten ihre Arbeit auf Eisenbahnstrecken ausdehnen, indem sie alle zehn Kilometer Dehnungsfugen in den Schienenstrang sägen lassen. Moshe Zuckermann moniert, daß der »Einbruch ins alltäglich Normale den Charakter von Kuriosem, unter Umständen gar des Sensationellen« annähme - »ein gewisser Lustgewinn am >Vorfall< wäre nicht auszuschließen«. Den Band beschließt ein »Nachwort in eigener Sache«, in dem Rudolf Herz, weil in Deutschland »die Ermordung der Juden auf eine Weise funktionalisiert« werde, die »grundfalsch ist«, nachträglich Entwurf und Teilnahme am Wettbewerb zurücknimmt.

Konkret 12/01, S. 74

René Martens

Buch & Deckel

Dave Eggers: Ein herzzerreißendes Werk von umwerfender Genialität. Eine wahre Geschichte. Droemer, München 2001, 526 Seiten, 44,90 Mark

Wer den Hype verfolgt, den Kritiker um Dave Eggers entfacht haben, fragt sich zunächst, ob es nicht ein paar Nummern kleiner geht. Innovator der US-Literatur? Der neue Salinger? - Hm. Doch *Ein herzzerreißendes Werk von umwerfender Genialität,* der Debütroman des 30jährigen, rechtfertigt die Euphorie. In dieser fiktionalisierten Autobiographie erzählt er von seinem Schicksal als alleinerziehender Bruder: Als der Autor Anfang 20 ist, sterben seine Eltern innerhalb weniger Wochen an Krebs. Fortan beginnt er, mit seinem damals achtjährigen Bruder Toph ein WG-Leben der etwas anderen Art zu führen.

Vor dieser Geschichte steht ein literaturhistorisch einmaliger Prolog, der immerhin ein Zehntel des gesamten Buchs ausmacht. Wer lieber rein fiktive Romane liest, dem bietet Eggers hier zum Beispiel an, sich eine Diskette mit einer Version zuschicken zu lassen, in der die Namen aller Schauplätze und Personen erfunden sind. Die lange Vorrede erweist sich als ideale Form, um Ideenjenseits des Plots umzusetzen. Wenn Eggers erläutert, warum er welche Namen und Verbindungen zwischen Personen geändert hat - dann kann das ja, wenigstens zum Teil, durchaus Fiktion sein. Zumal er den Leser auch im »eigentlichen« Roman oft schelmenhaft in die Irre führt.

Gerade dies macht den Reiz des Buchs aus. Bei brüderlichen Dialogen läßt Eggers Toph gern mal aus seiner Rolle ausbrechen, so daß plötzlich der Ich-Erzähler mit seinem eigenen Über-Ich streitet. Ähnliches passiert mit einem 60 Seiten umfassenden Bewerbungsgespräch für die MTV-Serie »The Real World«, das Eggers fingiert hat, um Anekdoten aller Art unterzubringen. Brillant zieht er seine eigenen Finten durch den Kakao und entmystifiziert das literarische Schaffen. So unterhaltsam und humorvoll war postmodernes Schreiben selten.

Und das, obwohl der Tod hier allgegenwärtig ist. Als der Protagonist miterlebt, wie einem Freund nach einem Selbstmordversuch der Magen ausgepumpt wird, holt der Autor aus zu einem Metatext-Exkurs über »Geschichten, wo der Erzähler, mediengesättigt wie er nun einmal aufgewachsen ist, nichts durchleben kann, ohne seine Erfahrung als Echo im Fernsehen, in Filmen, in Büchern, bla, bla, bla, widergespiegelt zu sehen«. Am Ende der Abschweifung steht ein Bonmot, mit dem sich dieser Roman auf den Punkt bringen läßt: »Es gibt immer einen Kern, der sich nicht in Worte fassen läßt. Nur karikieren läßt er sich.«

Konkret 12/01, S. 74

Jan Süselbeck

Buch & Deckel

Jörg Drews/Doris Plöschberger (Hg.): »Des Dichters Aug' in feinem Wahnwitz rollend ...«. Dokumente und Studien zu »Zettel's Traum«. Edition Text + Kritik, München 2001, 298 Seiten, 64 Mark

Dreißig Jahre nach der Veröffentlichung von Zettel's Traum versuchen Jörg Drews und Doris Plöschberger mit einer Sonderlieferung des »Bargfelder Boten«, jener Arno-Schmidt-Dechiffrier-Heftreihe der ersten Stunde, das Leseinteresse für das sagenumwobene Riesenbuch neu anzukurbeln. Der Sammelband präsentiert nicht nur eine Handvoll literaturwissenschaftlicher Aufsätze, sondern auch Dokumente, die Appetit machen könnten auf eine neuerliche (oder erstmalige) Beschäftigung mit dem 1.330 Din A3-Seiten starken Schmidt-Monstrum: Die einleitend abgedruckten Briefe von Alice und Arno Schmidt (an die Verleger) sprechen vom alltäglichen Horror, der persönlichen Tragödie, die sich hinter Schmidts Wahnsinnsprojekt verbargen. In den Jahren der Arbeit an Zettels Traum (1962 bis 1969) hat Schmidt sich in seiner Bargfelder Enklave noch konsequenter eingeigelt als sonst; er ging gewissermaßen in selbstverordnete Isolationshaft, um mit Hilfe der rund 40.000 systematisch geordneten Zettel »on razors edge« (Alice Schmidt) das Buch unter anderem über Edgar Allan Poe zu schreiben. Schmidt sprach in diesen Jahren offenbar auch mit seiner Frau nur mehr das Nötigste; er las und beantwortete keine Briefe, und schnell zeichnete sich ab, daß sich der Autor nun anschickte, sich in seinem eigenen Werk aufzulösen: »Murder by Analysing« (Schmidt).

Drews'/Plöschbergers Buch bringt endlich Licht in die Geschichte des ominösen Raubdrucks von *Zettels Traum,* den einige »sendungsbewußte« Schmidtjünger 1970 für einen erschwinglichen Preis unter die Leute brachten: Die Raubdrucker hätten sich damals, so berichtet der Mittäter Rainer Pretzell, nicht schamlos bereichern, sondern den Beweis führen wollen, daß der Stahlberg-Verlag, der *Zettels Traum* veröffentlicht hatte, seinen Autor über den Tisch zog. Tatsächlich hatten die Raubdrucker für Schmidt ein Honorar von 15.000 DM vorgesehen und gleichzeitig den Text einem Publikum zugänglich gemacht, für das *Zettels Traum* sonst auf unabsehbare Zeit nicht greifbar gewesen wäre (die erste Auflage, 2.000 Exemplare, des bereits vor seinem Erscheinen als »kultig« gehandelten Riesenbuchs war binnen weniger Wochen vergriffen und eine zweite zunächst nicht vorgesehen). Das von Drews bereits 1984 geführte, aber erst jetzt veröffentlichte Interview mit Pretzell klärt einige Zusammenhänge, liest sich wie eine Kriminalgeschichte (um die es sich dabei schließlich ja auch handelte) und ist hier zusammen mit allerlei sekundierenden Dokumenten erstmalig gedruckt.

Als Gegenstück zur Darstellung der Raubdrucker enthält der Band den Abdruck eines Gesprächs, das der »Spiegel«-Redakteur Gunar Ortlepp mit Schmidt 1970 über die Umstände und Folgen des vor seiner Fertigstellung bekanntgewordenen Raubdrucks geführt hat (auszugsweise im »Spiegel« Nr. 37/70). Unter allen Argumenten, die der vermeintlich oder tatsächlich geschädigte Autor darin gegen das Raubdruckerprojekt vorbringt (die finanzielle Offerte der »Brüder« hat er ausgeschlagen und sich vom Schock des gesamten Vorgangs auch nie so recht erholt), schwingt ein bitterer Stolz mit: Schmidt verweist auf das Raubdruckerunwesen des 19. Jahrhunderts, er nennt Goethe, Schiller, E. T. A. Hoffmann und Friedrich de la Motte-Fouqué, um zu bedeuten: Die wichtigsten deutschen Schriftsteller der Klassik und Romantik hatten sich mit derlei herumzuschlagen - konsequent nur, daß nun auch ich dran bin. Ortlepp: »Ich will ja gerne zugeben, daß die Berliner Raubdruckausgabe nicht unattraktiv ist, auch für Sammler, ich meine, ich hätt' sie auch ganz gern jetzt, wenn sie rauskäme.« Darauf Schmidt: »Ja, also sprechen Sie das doch bitte, den Satz nochmal deutlicher als vorher, Herr Ortlepp, das möchte ich - schenk mir noch einen ein [zu Alice Schmidt] - das möchte ich doch festhalten.«

Die erste Hälfte des Sammelbandes dokumentiert diesen »vielsagenden Komplex« also endlich ausführlich. Das macht die Publikation auch für »normale Leser« interessant. Die Aufsätze im zweiten Teil des Buches sind dagegen von durchwachsenem Erkenntniswert. Bei immerhin neun Studien fällt aber auch hier manch neue Einsicht ab, etwa zum Kindfraumythos bei Schmidt, zur Bargfelder Topographie und ihrer literarischen Umsetzung, oder auch zu den » Top 40 der Moderne« in *Zettels Traum,* moderiert durch den Altschmidtianer Friedhelm Rathjen.

Übrigens: Der Buchpreis legt die Erwägung nahe, mal wieder einen Raubdruck zu organisieren, der auch für Studenten erschwinglich ist. Dies erscheint angesichts der gerade perfektionierten polizeilichen Ermittlungsmöglichkeiten und -methoden aber wenig ratsam.

Konkret 12/01, S. 75

Mark-Stefan Tietze

Buch des Monats

Eugen Egner: Die Eisenberg-Konstante. Fünf phantastische Erzählungen. Haffmans Verlag 2001, 272 Seiten, 36 Mark (Limitierte Ausgabe mit Originalzeichnung von Egner 98 Mark)

Eugen Egners *Universums-Stulp* von 1993 war ja bereits der große deutsche Wende-Roman, auf den viele so lange gewartet hatten: ein Dichter, von übergeordneten Instanzen zu lebenslanger Drogenabstinenz verdammt und also zu schöpferischer Tätigkeit nicht mehr fähig, im Kampf gegen eine schillernde Übermacht transdimensionaler Phänomene – stand diese Situation nicht deutlichst für eine Welt ohne Hoffnung, ein Universum ohne jeden Sozialismus? Statt ihn aber seiner Bedeutung gemäß zu feiern, merkten die Rezensenten wieder mal nichts und verurteilten den Roman meist als »grotesk«, »absurd« oder »skurril«. Solches Behelfsvokabular umschwirrte auch Egners nächsten Roman *Androiden auf Milchbasis* (1998), obwohl dessen Held doch mit »undurchschaubaren Realitätsverhältnissen« in der »frisch eroberten Kolonie« zu hadern hatte, in der die Menschen mit Hilfe eines Archivs »hochnotpeinlicher Unterlagen« erpreßt werden.

Da Egner aber in der Tat den konventionellen Realismus des zeitgenössischen Schreibens hinter sich gelassen hatte und die Fabeln seiner Romane mit einer aus Physik, Alchemie, Science-fiction und diversen Künsten, Mythen und Religionen zusammengeklaubten Mixtur möglicher Wirklichkeiten grundierte, war er nicht ganz unschuldig daran, daß alle Referenzen auf bundesrepublikanische Realität in einem Strudel aus Parallelwelten, Identitätsverwirrungen und seltsamen Apparaturen untergingen. Während in der Phantastischen Literatur wie auch im Horrorgenre die alltägliche Erfahrungswirklichkeit gemeinhin die Basis darstellt, in die das Unerklärliche als Störung einbricht, gab es in Egners Romanen eine solche »Normalität« nicht.

Verschärft wurde das Problem durch den Humor, den Egner auf höchstem Reizniveau verfocht und dem Unbehaglichen seiner Prosa in großen Dosen beigab – Tausende von komischen Einfällen hinter- und übereinander mußten in ihrer Summe eher verstörend wirken. Mit den beiden Romanen hatte Egner ein – im guten wie im schlechten Sinne – erschöpfendes Werk vorgelegt. Was sollte danach noch kommen?

Überraschenderweise etwas sehr Gutes. Egners neues Buch, das zum 50. Geburtstag des Autors erscheint, vollzieht schon insofern einen Bruch, als es ohne Umschweife als »fünf phantastische Erzählungen« deklariert ist. Wie bereits in der letztjährigen Erzählung *Der Notfall erfordert alles – Literaturvorführung einer Sprachfressung* (Wehrhahn Verlag, Hannover), in der eine schlechte Science-fiction-Übersetzung den Text zunehmend »anfrißt«, ist der Grundton düsterer, ernster und gleichzeitig entspannter geworden. Paranoide Science-fiction und ältere Schauerliteratur bilden die Folie, auf der sich bei aller Sprunghaftigkeit endlich auch Raum für Dramaturgie und Handlung findet.

Der Spaß, wenn man ihn so nennen will, gründet hier in Befolgung und Verzerrung der Genremuster und -stile. Neben den »Formulierungen, wie sie H. P. Lovecraft auf so liebenswert inflationäre Weise in seinen Erzählungen gebrauchte« (*Androiden auf Milchbasis*), werden auch die Plots des trivialen Horrors kräftig ausgeschlachtet. Soll heißen: Das Grauen wird so eindringlich, so übertrieben und pompös beschworen, daß man entweder lachen oder aber sich hinreißen lassen und gruseln muß.

So findet sich der Held der ersten Erzählung, der titelgebenden »Eisenberg-Konstante«, nicht nur mit einer defekten Unterhaltungsapparatur (einem medialen Etwas zwischen virtueller Realität, Droge, Zeitmaschine und Fernseher) konfrontiert, die bereits tagsüber zu Wahrnehmungsstörungen und/oder Realitätsveränderungen führt, sondern auch mit schrecklichen Alpträumen, in denen ihm ein intarsiengesichtiger Affengott aus dem Weltall erscheint. Nach und nach überwältigt die defekte Realität den Helden und seine Umwelt, bis am Schluß, als die Rettung kurz bevorzustehen scheint ... Tja, die Geschichte endet, wie sie bei Horrorspezialisten bewährterweise enden muß: mit einem Sturz ins *namenlose Grauen.*

Milder und versöhnlicher kommt die zweite Geschichte des Bandes daher. Der Regierungsauftrag an das Staatliche Amt für Grapheologie, einen »Praktischen Ratgeber in allen auswegslosen Lebenslagen« zu erstellen, wird zum unlösbaren Problem für die Institution. Einzig die dort angestellte Wendy Schulz, deren Patenonkel, ein gescheiterter Rockmusiker, auf rätselhafte Art verschwunden ist, vermag den Bann zu brechen, indem sie sich einem rätselhaften Konzert aussetzt, bei dem sie ihren Paten beinahe wiederfindet und die dadurch induzierten Halluzinationen ihr den Ratgeber überraschend eingeben.

Die dritte Erzählung, »Ein literarischer Kadaver«, die vielleicht nicht ganz zufällig im Zentrum des Bandes steht, stellt ein klassisches Stück Metaliteratur dar. Der Protagonist unterhält ein Textbüro namens »Auktorial-Service«, das heißt er »organisiert stagnierende beziehungsweise gescheiterte Prosaprojekte (auch hoffnungslose Fragmente) von innen her mittels persönlicher Teilnahme am Text«. Ein Auftrag führt ihn in ein katastrophal desorganisiertes Manuskript, in dem der verstorbene Schundautor weiterhin sein Unwesen treibt. Aber der Text führt inzwischen ein Eigenleben, ist vom bereits

bekannten Affengott, »dem Schrecken der Schrecken«, erobert worden und treibt den Erzähler schlußendlich in den Wahnsinn. Die Faszination der Schundliteratur, die sich beim Fortschreiben verselbständigt – hier haben wir das Programm Egners, und es funktioniert unter anderem deshalb so prächtig, weil die Regeln des Genres weitgehend eingehalten werden und seine groben Stimuli unter diesen Bedingungen entsprechende Effekte zeitigen, jedenfalls bei entsprechend disponierten Personen.

Noch schockierender, noch haarsträubender wirkt der Grusel in »Xylomania«, in der der Künstler H. W. Genzel in kommunalem Auftrag eine Holzskulptur schaffen soll, dazu in die Provinzstadt reist, dort mit den Geistern der Vergangenheit Bekanntschaft macht, gegen seinen Willen festgehalten wird und ohnmächtig dem Kampf gegen die alles überwuchernde Verholzung beiwohnen muß. Auch hier scheitert die Rettung in letzter Sekunde, auch hier schafft ein überaus effektheischendes Ende jene wohlige Verstimmung, die der Horrorfreund seit jeher schätzt.

Mit der letzten und längsten Geschichte, »Mackarts Kopf«, gelingt Egner schließlich eine überaus beeindruckende Synthese seines bisherigen Schreibens mit der neuen Disziplin. Die winterliche Jagd des Helden nach seinem verlorengegangenen Kopf führt ihn in Märchenwälder und Psychiatriepraxen, in eine unzugängliche Parallelwelt, wo er als Friseur arbeitet, und schließlich und endlich zu sich selbst und seinem Kopf: Dazu müssen allerdings ein verdrängtes Kindheitstrauma, eine rätselhafte Begegnung auf einem Dampfer und eine Verschwörung außerirdischer Wesen offengelegt werden.

Trotz aller Turbulenzen bewahrt die Geschichte eine gewisse Bodenhaftung; die abscheulichsten und erschreckendsten Ereignisse entpuppen sich regelmäßig als Alpträume des Protagonisten. Egner jedenfalls ist ein wunderbar ausbalancierter Erzählungsband gelungen, der ihn als Autor wie auch die phantastische Literatur als Gattung einen Quantensprung vorwärtsbringen wird. Die furchtbaren Realitäten haben es verdient, in alle Richtungen ausgelotet zu werden, und um die psychosozialen Auswirkungen des modernen Lebens zwischen Hysterie und Apathie auch in ihrer Entwicklung faßbar zu machen, sind die Mittel Egners bestimmt nicht die untauglichsten: Während der *Universums-Stulp* immerhin noch mit einer gewissen Ratlosigkeit der Protagonisten enden konnte, schließt dieser Band in der letalen Ruhe eines lang ersehnten Schlafes.

Konkret 12/01, S. 76

Erwin Riess

»Was sich da Welt nennt«

Die verlorene Nachwelt des Johann Nepomuk Nestroy – Hinweis auf den so populären wie vergessenen Wiener Stückeschreiber aus Anlaß einer Münchner Ausstellung

»Die Satire ist die Kunst, die von allen anderen Künsten sich überlebt, aber auch die tote Zeit.«

Karl Kraus

Johann Nepomuk Nestroy ist der Urheber der österreichischen Literatur. Ganz Österreich steht in seinem Lager. Das heißt, daß jeder österreichische Geistesmensch ein ganz spezielles Lieblingszitat von Nestroy parat hat und jeder Kulturspießer den Namen seines Nestroyschen Lieblingsstücks fehlerfrei herzusagen weiß. Fällt der Name Nestroy, verdrehen sie die Augen und grinsen blöde. Tagelang wird über die Frage gestritten, ob der unsägliche Josef Meinrad, der mit seinem Lebenswerk den Nachweis führte, daß der Klerikofaschismus in Österreich zwar den Ballhausplatz, nicht aber die Staatstheater geräumt hatte, den berühmten Furz in der Zusatzstrophe des Titus im *Talisman* mit gehobenem oder bloß angewinkeltem Bein zuwege brachte. Ganze theaterwissenschaftliche Symposien befassen sich mit dem Problem, ob Otto Schenk und Helmut Lohner zwanzig Jahre später in der Inszenierung des *Zerrissenen* bei den Salzburger Festspielen einander drei- oder doch viermal auf den Mund küßten. Von Gustav Mankers und Achim Bennings Inszenierungen sowie einigen Arbeiten des 1955 von der Stadt Wien wegen »kommunistischer Umtriebe« geschleiften Theaters an der Scala wurde Nestroy nach 1945 als Beleg für die dümmliche Harmlosigkeit des Österreichers ausgestellt. Nestroy, dessen Witz vor nichts und niemandem Halt machte und der in seiner Besessenheit und in seinem Griff nach den Sternen nur von Karl Kraus erreicht und verstanden wurde, modelte man sich zum kulturellen Schoßhund der Nachkriegsottomane zurecht. Man bediente sich dazu nicht Nestroys Kunstsprache, die unter anderem auch Mittel des Dialekts verwendet, sondern eines Abhubs der Umgangssprache, der entsteht, wenn ein Josefstädter Ministerialrat einen Ottakringer Brauereiarbeiter mimt und vom Ergebnis angewidert ist. Je entstellter die Sprache, desto österreichischer; je österreichischer, desto weniger deutsch und nationalsozialistisch, lautete die Parole.

Nestroy mußte für alles herhalten. Es ist unerheblich, daß jüngere Regisseure seine Stücke gegen die verlogene Tradition inszenieren und wie einen späten Kroetz oder einen frühen Ravenhill aufführen; die jungen Talente kämpfen gegen die Lüge der Staatsbühnen, aber sie kämpfen mit den Fäusten in den Hosentaschen. Auch sie wollen in die großen Häuser, und mit einer originellen Nestroy-Inszenierung öffnet sich für manchen die Tür zum Kunsttempel. Nestroy schrieb 223 Couplets. In den letzten Jahren streichen viele Regisseure die Couplets und schlagen damit zwei Fliegen mit einer Klappe. Sie zerreißen die ästhetische Binnenstruktur der Stücke und sie entheben sich selbst der Peinlichkeit, aktuelle Zusatzstrophen zu schreiben, die die Witzlosigkeit und Feigheit der Theaterbeamten bloßstellen würden. Beide, die Häussermanns, Otts und Schenks, und ihre Nachfolger von den Mittel- und Kleinbühnen sind durch ein einig Band aneinandergekettet, und das heißt: Haß aufs Nestroys Sprache.

»Die Nachwelt wiederholt seinen Text und kennt ihn nicht; sie lacht nicht mit ihm, sondern gegen ihn, sie widerlegt und bestätigt die Satire durch die Unvergänglichkeit dessen, was Stoff ist«, schrieb Karl Kraus und beklagte das Verhängnis, Insasse einer Zeit zu sein, die die Fähigkeit verloren hat, Nachwelt zu sein. »Was sich da Welt nennt, weil es in fünfzig Tagen sich selbst bereisen kann, ist fertig, wenn es sich berechnen kann.« Heute braucht es für die Weltumkreisung keine fünfzig Stunden, aber an der Borniertheit der berechenbaren Welt hat sich nichts geändert. Am Gerasdorfer »Kürbismarkt« wirbt der Moderator, ein Sportreporter des ORF, für das Kulturprogramm. Unter anderem preist er eine Laientheatertruppe: »Sie wird uns allerhand Stückln zum Besten geben – nestroymäßig!« Die Zuschauer johlen. Das ist der Nestroy, wie Österreich ihn liebt und verehrt – der Pausenclown vom Musikantenstadl. Der Nestroysche Sprachwitz ist aber nichts Äußerliches, wie man in Österreich glaubt, im Gegenteil, er schafft mit drei Worten eine Figur, mit drei Sätzen ein Milieu. Aus diesem nämlichen Grund wird Nestroy von den Regisseuren verstümmelt, und nur aus diesem Grund, so Kraus, konnte es so weit kommen, »daß ein Bühnenlaie wie Herr Reinhardt dem Wiener Volksschauspieler Girardi einen Nestroy-Zyklus vorschlagen konnte«.

Um die Jahrhundertwende war Nestroy fast vergessen, er rangierte unter den Wiener Dialekt- und Lokalpossendichtern und auch Karl Kraus' großer Essay zu Nestroys 50. Todestag im Jahr 1912 änderte daran nichts. Im Wiener Burgtheater wurde Nestroy erstmals 1901 gespielt, anläßlich seines 100. Geburtstags, in drei Nachmittagsvorstellungen gab man den *Lumpazivagabundus*. Erst von 1923 an wurde Nestroy wieder aufgeführt. Bis 1938 wurden seine Stücke durchschnittlich zwanzigmal pro Jahr gegeben, in den drei Jahren von 1941 bis zur allgemeinen Theatersperre im September 1944 gab es 173 Vorstellungen von zwölf seiner Stücke, dazu etwa 400 an den anderen Wiener Theatern. Nestroy wurde als kriegswichtig zur Bühne eingezogen und von den Nazis an der Kulturfront eingesetzt – zur Ruhigstellung der ostmärkischen Seele. Wie die Inszenierungen mit Nestroys Witz verfuhren, möchte man sich lieber nicht vorstellen.

1945 war eine Zäsur der Geschichte, nicht aber auf Österreichs Staatsbühnen. Nestroy wurde weiter gepflegt, und zwar im Goebbelsschen Sinn. Nur der Dialekt wurde stärker betont. Die Tradition der Nestroy-Umdichtungen, Bearbeitungen, Hörspiele und Collagen, die seither aus dem Theater- und Radioalltag nicht mehr wegzubringen sind, hat hier ihre Wurzeln. Manchmal gehen die Bearbeiter so weit, daß die ekelerregenden Inszenierungen der Nazizeit dagegen als Muster der Text- und Werktreue gelten müssen. Beharrlich wurde und wird Nestroy von der Literaturwissenschaft als Vielschreiber abgetan, der seinen Texten wenig Aufmerksamkeit schenkte. Das Gegenteil ist der Fall. Es ist kaum ein umsichtigerer, fleißigerer und konsequenterer Arbeiter denkbar als Nestroy. Nach mehrfacher sorgfältiger Lektüre wählte er aus den ausländischen Stoffen jene aus, die seiner Sprache und seinem Witz genug Freiraum gaben, um etwas Neues zu schaffen. Meist trieb er die konventionellen Stoffe durch seine Bearbeitung über ihre Beschränktheit hinaus und eröffnete dadurch Spielkonstellationen für gesellschaftskritisches Theater, immer aber trieb er die Stoffe durch das Tor seiner Sprache, bis auch die schwerfälligsten Vorlagen zu funkeln begannen und die abgegriffensten Arrangements in neuem Glanz erstrahlten.

Wenn der Stoff feststand, entwickelte Nestroy eine Dialogstruktur und Dialogläufe für die zwei Hauptdarsteller. Dann gruppierte er in vielen Arbeitsgängen die anderen Figuren um den Grundkonflikt. Jeder Satz, jedes Wort war dutzendfach überprüft. Von den meisten Stücken sind mehrere, oft viele Varianten erhalten. Wenn Nestroy jemand war, dem das Schreiben leicht fiel, dann verfügte er über jene Leichtigkeit, die sich einstellt, wenn man vierzig Jahre lang nichts anderes tut, als das Schwerste: in Sätzen und Worten Menschen auf der Bühne erstehen zu lassen. In seinen Dialogen bricht sich die soziale Welt regelmäßig das Genick. Jedes Wort, jede Anspielung, jede Verwandlung verfremdet die behandelte Welt, macht aus einer Lokalposse eine Versuchsstation für den Weltenlauf. Weil Nestroys Sprache so leidenschaftlich genau ist, weil er seine Figuren so präzise und kunstfertig in die Tableaus der Stoffe verwebt, erwächst aus der Darstellung eines lokalen Verdrusses Weltliteratur. Antonio Gramsci hat in seinen Schriften über die Ästhetik darauf hingewiesen, daß die Welthaltigkeit von Kunst, der soziale Reichtum, die Voraussetzung für die Überwindung der örtlichen Begrenzung ist. Er meinte damit nicht die naturalistische Mitleidsdramatik, die die Hölle des Landlebens vorführt, sondern die Einheit von Unterdrückung und Ironie, Revolte und Sarkasmus, die sich in den großen Sprachkunstwerken der Neuzeit, vom *Tristram Shandy* bis zum *Mann ohne Eigenschaften*, findet. So unterdrückt ist keiner, daß er nicht doch eine Ahnung vom anderen Leben hat. Aus dieser Differenz, diesem Konflikt erwächst alles – der Witz, die Ohnmacht, die Rebellion. Immer aber ist die ganze Welt mitgedacht.

So auch bei Nestroy. In seinen Worten bewegt die Wirklichkeit sich wie in Wirklichkeit. Sie schlägt Kapriolen, und es gibt nichts, was sie berechenbar, zugänglich, geschweige denn beherrschbar machte, denn die Wirklichkeit spaziert durch die Köpfe, setzt Handlungen in Gang, die das Gegenteil von dem sind, was einer gegebenen Situation angemessen ist. Nestroys Protagonisten räsonieren nicht, wie oft behauptet wird, sie versuchen, in der Expreßkutsche der Sprache mit den Schlaglöchern der Realität Schritt zu halten, atemlos und verzweifelt und mit existenziellem Witz. Mit Recht nennt man einen, der nicht aufhört, in der Spracharbeit an der Wirklichkeit dran bleiben zu wollen, ein Genie, und es ist das Genie desjenigen, der sich nie darauf verläßt und beständig auf der Suche nach dem einzig richtigen Satz, dem einzig funkelnden Wort sucht. Bei Nestroy zerbricht sich die Sprache über die Dinge den Kopf, sagt Kraus, und das sagt einer, der dem Verstorbenen näherstand als jedem Zeitgenossen, einer, der wahrhaft Nachwelt war und der über die wieder flach gewordene Weltenscheibe, die sich als Nachwelt ausgibt, ebenso verzweifelt und ergrimmt ist wie der von ihm aus der Vergessenheit Geholte. Bei beiden ist keine Spur von »Wiener Schmäh«, von zwinkerndem Einverständnis mit der Welt. Sie treiben die Verhältnisse auf die Spitze. Zwischen Sprache und Welt ist kein unerbittlicherer Kampf vorstellbar als bei diesen beiden verleumdeten, mißbrauchten und verhaßten »Vielschreibern«, die mit jedem Wort ein Zeugnis des Nichteinverständnisses mit einer Welt ablegen, die aus dem Einverständnis der vielen geboren wird.

Nestroy war kein Neuerer. Er bediente sich des europäischen Stoff-Fundus, übernahm aus dem Vaudeville und dem schottischen Ritterdrama sowie von zeitgenössischen englischen, deutschen oder ungarischen Autoren (*Umsonst*; 1857) die Vorlage und schuf mit und durch seine Sprache Bleibendes. Er reformierte das Theater nicht, er bediente sich eines gut eingespielten Betriebs und eines professionellen Teams, das er gemeinsam mit dem Theaterdirektor, Agenten und Schauspieler Karl Carl formte.

Nestroy war kein Ideologe des Theaters. Obschon er, der Bürgersohn aus dem 1. Bezirk und Absolvent eines Wiener Nobelgymnasiums zuerst für eine Juristenlaufbahn, später aber, als sein Gesangstalent sich durchsetzte, für eine Karriere an der Hofoper vorgesehen war, entschied er sich bewußt für die Arbeit an einer der damals geringgeschätzten Wiener Vorstadtbühnen. Der Opernsänger, der diesen Beruf auch einige Jahre lang zwischen Amsterdam und Lemberg ausübte, wurde Vorstadtkomiker und Possenreißer.

Nestroy war kein Mann der Gesellschaft. Er arbeitete ununterbrochen, schrieb dreiundachtzig Stücke und spielte neunhundert Hauptrollen. Bei seinen Kunden, dem Publikum, war er populär. Mautner berichtet, daß Nestroy, der selten krank war, nach einer anstrengenden Tournee längere Zeit einer »bedeutenden Krankheit« anheimfiel, wie ein Boulevardblatt schrieb, und bei seinem ersten Auftritt nach mehreren Wochen von den Zuschauern endlos gefeiert wurde. Privat galt er als unzugänglich. Er liebte die Menschen nicht, und vor dem Volk graute ihm. Nur so konnte er es

beschreiben, nur so konnte er mit und an ihm arbeiten. Die fruchtlosen Diskussionen, ob Nestroy die 48er-Revolution verriet, als er sich nach dem aufrührerischen Stück *Freiheit in Krähwinkel* bereits im nächsten über das Spießertum der Revolutionäre lustig machte, sind Ausdruck der Hilflosigkeit jener »Kulturvermittler«, die ihr Leben damit zubringen, der jeweils neuesten politischen und ästhetischen Mode hinterherzulaufen. Daß sie Nestroys Witz nie verstehen werden, ist keine individuelle Schwäche; diese Behinderung liegt in ihrem gesellschaftlichen Sein begründet. Wer mit der Nase auf dem Boden den Duftspuren eines Schlingensief folgt, dessen Geist ist längst und für immer gebrochen. Für Nestroys Witz sind diese Leute verloren, und sie hadern mit diesem Schicksal, indem sie ihn immer wieder inszenieren.

Was die Politik anlangt, war Nestroy zu klug und erfahren, sich einer Partei zu verschreiben. »Im sozialen Punkt hat er nie Farbe bekannt, immer nur Persönlichkeit«, sagt Kraus. Seine Arbeit war die des beobachtenden Kritikers, er führte die Komödie wie später Kraus und Musil die Prosa zu höchster Blüte, er verabscheute und fürchtete den »Wiener Hamur«, jene schenkelschlagende Brüllorgie, die dem gezückten Messer vorausgeht, er war ein Meister des Witzes und als solcher mehr Engländer als Wiener, denn im englischen »wit« ist Welterkenntnis und Wirklichkeitsreichtum eingeschlossen, im »Wiener Hamur« hingegen Geistlosigkeit und Tod. In Kraus' Worten: »Nestroy hat die Hinfälligkeit der Menschennatur so sicher vorgemerkt, daß sich auch die Nachwelt von ihm beobachtet fühlen könnte, wenn ihr nicht eine dicke Haut nachgewachsen wäre. Keine Weisheit dringt bei ihr ein, aber mit der Aufklärung läßt sie sich tätowieren.«

Nestroy trieb das satirische Theater über sich hinaus, so daß er schließlich am Ende einer Entwicklung stand, die sich der Kunst versagt. Er ist ihr Produkt, sagt Kraus weiter, und fügt den erschütternden Satz hinzu: »Und damit auch ihr hoffnungsloses Gegenteil.« Der Befund hat nach wie vor Gültigkeit. Johann Nepomuk Nestroy ist ein unbekannter Autor. Kürzlich wurde im Wiener Theater in der Josefstadt eine »Dramatisierung« des *Manns ohne Eigenschaften* aufgeführt. Die Fähigkeit, Nachwelt zu sein, muß endgültig verloren gegeben werden.

Im Deutschen Theatermuseum in München läuft bis 6. Januar 2002 die Ausstellung »Nestroy in München«. Der Katalog enthält informative Beiträge von W. Edgar Yates über Nestroy und seine Zeit sowie von Birgit Pargner über die Münchner Nestroy-Rezeption.

Erwin Riess schrieb in KONKRET 5/01 über die österreichische Neutralität

Konkret 12/01, S. 78

Dietrich Kuhlbrodt

Voll die Härte

Die Dokfilmwerkstatt Poel präsentiert Knastbilder gegen Schill-Sprüche

Im deutschen Knast ist es schon jetzt für die Gefangenen viel schlimmer als der Hamburger Populist es in Zukunft erreichen will. Mit dem Wahlversprechen, im Strafvollzug voll die Härte zu zeigen, hatte Ronald Schill in Hamburg im September zwanzig Prozent der Wählerstimmen gewonnen. Als Innensenator ist er jetzt dabei, das Programm umzusetzen. Im Ex-KZ Neuengamme.

Das Wahlvolk ist von Schill mit Bildern darüber versorgt, wie lasch und lau es im Knast zugehe; allenfalls erfordert die Erlebnispädagogik von den jugendlichen Gefangenen ein wenig maritime Anstrengung, wenn in der Karibik gesegelt werden soll. – Diese Bilder haben die praktische Eigenschaft, daß Schill-Fans und Sympathisanten sie sich im Kopf selbst gemacht haben. Es sind Klischees, immer wieder abrufbar, auch in Zukunft populistisch operabel. Höchste Zeit, medial aktiv zu werden und Realität zu dokumentieren. Auf Poel, der mecklenburgischen Insel nordöstlich von Wismar, liefen während der Dokfilmwerkstatt »Drehort Ost-West-Deutschland« zwei Dokumentationen, die Strafgefangene und Aufseher im Knast zu Wort kommen lassen. Nichts anderes: keine Kommentare, keine Statistiken, keine Sprüche.

Wer das sieht, macht sich selbst den Vers drauf: Es ist schon jetzt schlimm genug. Jedenfalls möchte ich behaupten, daß es den Zuschauern so geht, wenn Anfang Januar die spielfilmlangen »Outlaws« und »Gotteszell – Ein Frauengefängnis« von der ARD ausgestrahlt werden. Dabei scheinen die Filme auf den ersten Blick Senator Gnadenlos zu bestätigen. In »Outlaws« hat die Jugendstrafanstalt Ichtershausen bei Erfurt den jugendlichen Insassen das ehemalige Knastkino als Studio überlassen, um dort unter der Regie des Dokumentaristen Rolf Teigler einen Kurzspielfilm zu drehen. Drehzeit vier Wochen. Die weibliche Hauptdarstellerin haben die Jungs per Kontaktanzeige gesucht und gefunden. Ein Fick ist nicht ausgeschlossen. Die Kußszene dauert viel zu lange. Die Fiktion geht in die reale Romanze über.

»Outlaws«-Regisseur Teigler bricht durch den Kunstgriff, Filmfiktion in die Knastrealität zu bringen, Artikulationssperren auf. Denn im Schutz der Inszenierung kommen Sexualität und Brutalität ins Bild und zur Sprache, wo sonst, unvermittelt, die dokumentarische Kamera nichts als wortlose Gefangenenhierarchien, Machtspiele, Anpassung und Duckmäuserei einfängt. Felix beschreibt das, allein vor der Kamera: »Jeder will mit dem Arsch an die Wand kommen. Und das ist so: Wenn ich jetzt ... ich weiß nicht, wie ich es erklären soll ... Man kann keine Schwächen eingestehen. Vor anderen. Denn es ist die Regel, daß jede Schwäche, die man zeigt, ausgenutzt wird. So. Also, was macht man. Man baut sich erstens eine Mauer, und zweitens versucht man mitzumachen.« In der Inszenierung, deren Dialoge die Gefangenen selbst geschrieben haben, wird es explizit:

Stephan: »Was bist denn du für ein Flenner. Stell dich mal ordentlich hin! Guck mich an! Wie heißt denn du?«

Frischfleisch Andreas: »Conny.«

Stephan: »Conny, guck mal meine Bude an. Wie sieht denn die aus?«

Andreas: »Dreckig.«

Stephan: »Dreckig? Dann mach sie mal sauber!«

Andreas: »Was, ich jetzt?«

Stephan: »Weißte, was du zu machen hast? Na klar. Machst sie sauber. Gut. Guck, da ist der Besen. Kehrst ein bißchen. Der Schulti geht jetzt hinter und macht Essen. Wenn du fertig bist, kommste hinter und sagst mir Bescheid. Okay? Okay? Guck mich an. Okay?«

Andreas: »Okay.«

Stephan: »Alles klar.«

Die weibliche Anrede ist gewollt. Die Schwachen, das sind im Männerknast die Mutzen, die Ritzen. Frauen müssen putzen, und die müssen auch mal den Bossen einen blasen. Ein Nebensatz.

Zu den Spielregeln der Dokfilmwerkstatt gehört, daß zu jedem Film der Regisseur kommt. Rolf Teigler hatte mit dem Knastdreh eigentlich etwas über die persönlichen Entwicklungen der jungen Männer während der Nachwendezeit erfahren wollen. Was sie in die Kriminalität geführt hat. Doch die DDR war für die Gefangenen kein Thema. Im klaustrophobischen Knastalltag geht alle Energie in den permanenten Kampf ums Image. Und dieses Image, so Teigler, bekommt man nur, indem man andere unterdrückt, bestiehlt, sie als Sklaven hält, sie entwürdigt und bestraft. Die Zustände im Gefängnis mögen vordergründig liberal sein, wenn man ans Glotzengucken denkt oder daran, daß ein Filmteam reingelassen wird. Doch ist die Lage im Strafvollzug »am ehesten mit Schicksalsschlägen wie Unfall, Krankheit, Tod eines nahen Angehörigen oder Krieg zu vergleichen«, und da die Gewalt unter Jugendlichen im Gegensatz zu Erwachsenen permanent

und direkt ist, ist es im Jugendgefängnis »schlimmer als im Erwachsenenknast«, denn Erwachsene mögen ihre Position zwar ebenfalls brutal klären, aber dann ist auch Schluß.

Teiglers Film, wohlgemerkt, beschreibt. Er interpretiert nicht. Schlüsse müssen die Zuschauer ziehen. Und da ist es leider so, daß die Jugendstrafen nur den Zustand festklopfen, in dem die Verurteilten bereits sind. Verändert wird nichts. Im Gegenteil. Es wird nur noch schlimmer. Schill, voll auf Kriminellenhatz, wird im Ergebnis nur noch mehr Kriminalität produzieren. Was statt dessen, Herr Teigler? Die Gefangenen konnten ihren Film nach der Entlassung ihren Familien vorführen, »und plötzlich waren sie nicht mehr nur die hoffnungslosen Verbrecher, sondern da war jemand stolz auf sie; sie konnten plötzlich etwas zeigen, was sie selber hergestellt hatten«.

Auch Helga Reidemeister stellt in ihrem Film »Gotteszell – Ein Frauengefängnis« den Resozialisierungsanspruch des Strafvollzugs in Frage. Anderthalb Jahre drehte sie in Schwäbisch-Gmünd, dem einzigen Frauenknast Baden-Württembergs. Auch sie sammelte Aussagen von Strafgefangenen. Die erwachsenen Frauen können sich artikulieren. Neben ihnen kommen auch Vollzugsbeamtinnen, Psychologinnen und Therapeutinnen zu Wort. Sie zweifeln an ihrer Arbeit. Sind die Gefangenen überhaupt die Opfer? Gibt es nach dem Vollzug einen Anfang?

Frau Bäuerle: »Wir haben einige Täterinnen, wenn man das so sagen will, die vorher Opfer waren. Und die müssen sich eigentlich nur vorwerfen lassen, daß sie viel zu lange ertragen haben, bevor sie wirklich mal gesagt haben: ›So, und jetzt nicht mehr‹. Und dann können natürlich auch Dinge geschehen, die sie dann unter Umständen sehr bereuen, denn das wollten sie manchmal dann doch nicht, und es ist ein Mensch ums Leben gekommen. Dann ist dieser Täter sein Leben lang ein Mörder, obwohl der doch keine 24 Stunden lang ein Mörder ist und nicht pausenlos und permanent, da sind unglaubliche Verletzungen vorausgegangen, und dann ist so ein Mord, so ein Totschlag passiert.«

Frau Heimsch: »Ich weiß nicht mehr, wer gut und wer böse ist, seit ich hier arbeite, das war vielleicht meine Lebensaufgabe, und für mich sind nicht die Guten draußen und die Bösen drinnen. Manchmal zweifle ich, ob's nicht umgekehrt ist, möchte ich jetzt so provokativ sagen; ich weiß es nicht. Aber ich find's einfach wichtig, daß man auch bestimmte Sachen ertragen muß. Also, auch mal sagen muß, es ist so, wie es ist. Die Gesellschaft produziert auch abweichendes Verhalten, oder das Verhalten eines Menschen ist multifaktoriell bedingt. Und ich denk', das Gefängnis ist die Endstation.«

Apokalyptische Stimmung kam auf der Ostseeinsel auf. Der Knast war für die Jugendlichen Krieg, für die Frauen das Ende. Gehört Schill, der Böse, rein und der Gute, der Gefangene, raus? Helga Reidemeister (»Aufrecht gehen. Rudi Dutschke – Spuren«, 1987/88) zieht durch die Biographien der Gefangenen eine roten Faden von erlittenen Drohungen und Verletzungen, bis hin zu jahrelang ertragener, nicht mehr vorstellbarer Gewalt. Sie sind doppelt determiniert: als Frau, als Mißbrauchte. »73 Prozent der mißbrauchten Frauen werden früher oder später gewalttätig.« These: »Die geringe Sozialschädlichkeit und Gefährlichkeit von straffälligen Frauen sollte zur Vermeidung von freiheitsentziehenden Maßnahmen führen.« – Was mich angeht, so würde ich aber auch Schill nicht in den Knast stecken, weil es dann auch mit ihm nur noch schlimmer werden könnte.

Im Ernst: Sowohl die Thesen wie die populistischen Klischees verblassen vor den Bildern der Filme, die die Biographien der Menschen nahebringen. Das Bildermedium, sofern es sich vom Stil der sich zu Tode moderierenden TV-Dokumentationen befreit, hat eventuell doch die Macht, etwas zu bewirken. Durchs Hingucken und Zuhören. Soweit das um die ARD-Mitternacht geht.

Die Dokfilmwerkstatt ist diesmal übrigens vor den ansässigen Skins (vgl. Dietrich Kuhlbrodts Beobachtungen der Dokfilmwerkstatt 2000 »Du! Nazi?« – »Ich? Nö!« in KONKRET 12/00) beschützt worden. Polizei und Sicherheitsdienste taten ihre Pflicht. Oder war die gesamte Inseljugend im Outlaw-Knast? Nein, nachts um halb vier, die Beschützer waren grade abgezogen, kamen sie an den Werkstatttresen, gewaltbereit. Gegen wen ging's? Gegen die Inselfremden? Die Antwort kam durch die Tat. Es wurde in der Isolation dieser Insel zugelangt, gerempelt, gehauen, fertiggemacht. – Und zwar: untereinander! Über das Interne von Machtspielen, Sexualität und Brutalität hatte ja Teiglers Strafvollzugsfilm informiert. Diesen Film und seine Antwort auf Schills Klischees hatten die Inselbewohner freilich nicht sehen können. – Auch in Mecklenburg-Vorpommern hat Schill einen Landesverband gegründet.

»Outlaws«. Regie: Rolf Teigler; BRD 2000 (Basis-Film); 93 Minuten; seit 8.11. im Kino (Berlin); TV-Sendetermin Anfang 2002

»Gotteszell – Ein Frauengefängnis«. Regie: Helga Reidemeister; BRD 2001 (Basis-Film); 103 Minuten; 3.1., 23.15, ARD

Beide Filme wandern zur Zeit mit einer Kopie durch diverse deutsche (Programm-)Kinos.

Von Dietrich Kuhlbrodt ist gerade ein Beitrag in dem Band »Bilder – Medium des Erinnerns. Der Blick des Filmemachers Thomas Mitscherlich«, hrsg. von Karin Dehnbostel u.a. (Schüren), erschienen

-

Konkret 12/01, S. 79

Michael Rudolf

0800-Rufmord

Rupert Lay (72) übernahm den Vorsitz des Kuratoriums der Fairness-Stiftung, vermeldete neulich eine Pressedepesche. Der Rupert Lay. Hat dieser Mann nicht schon genug am Hals? Managerpapst. Philosophieprofessor. Jesuit. Sitzender in tausend Aufsichtsräten. Coach von Top-Managern in Millionen unterschiedlichsten Branchen. Und jetzt noch Vorsitz im Kuratorium der Fairness-Stiftung. Warum nur? Er sähe da »eine wichtige Plattform dafür, Lebens- und vertrauensförderliche Perspektiven in der Wirtschaft zu konkretisieren«.

Doch die Fairness-Stiftung in Frankfurt am Main leistet viel mehr. Eine Sonder-Hotline »0800-Rufmord« als Ergänzung zu den bewährten 0190-Nummern gibt es für den Fall, daß sich »angestellte, selbständige und ehrenamtliche Führungskräfte unfair attackiert fühlen«. Und in einer eigens anberaumten Fairness-Führungsakademie können »Seminare, Trainings und Internationale Foren« belegt werden, um »Führungskräfte in der Abwehr unfairer Attacken, bei der Entwicklung fairer Organisationskultur in Unternehmen« und, das ist besonders wichtig, in der »Balance von Konkurrenz und Kooperation fit zu machen«. Dr. Norbert Copray, Direktor der Fairness-Stiftung, findet das Engagement des Managerpapstes echt knorke, weil die »Grundgedanken der Stiftung«, wie sie etwa »in der Fairness-Charta grundgelegt« sind, auf superwichtige Impulse aus der »Ethik und Führungslehre« Rupert Lays zurückgehen.

Schön ist das schon, wenn Führern und Führungskräften ein Begriff der Fairneß vermittelt wird. Immer wieder kam es ja in der Vergangenheit zu unappetitlichen Ausrutschern mit gelegentlichen Massenmorden, nur weil der Führer nicht gelernt hatte, auf die unfairen Attacken des bolschewistischen Weltjudentums fair genug zu reagieren. Damals wäre sicherlich »weniger« »mehr« gewesen. Heute würden unsere Führer »die Sache« sicher bei einer Schale Transfair-Kaffee klären.

Stichwort »weniger«. Maulen doch die ehemaligen polnischen Zwangsarbeiter wegen des schlechten Umtauschkurses herum. Sehen diese ewig Unzufriedenen denn nicht, daß dies eine total unschöne Plattform dafür ist, lebens- und vertrauensförderliche Perspektiven in der Wirtschaft zu konkretisieren? Wie gut für unsere Führer und Führungskräfte in Wirtschaft und Gesellschaft, daß ihnen die Abwehr unfairer Attacken antrainiert werden kann. Zum Beispiel gibt es unter www fairness-Stiftung. de über zweihundert Seiten zur »Selbsthilfe und Information« und für unsere ganz Eiligen, vielleicht in Sachen Globalisierungsgegner, selbstverständlich, eben die Hotline »0800-Rufmord«.

Konkret 12/01, S. 80

Michael Elm

FilmTheater

Deutsches Filminstitut (Hg.): Die Vergangenheit in der Gegenwart. Konfrontationen mit den Folgen des Holocaust im deutschen Nachkriegsfilm. Edition Text & Kritik, Frankfurt a. M. 2001, 94 Seiten, 35 Mark

Ob nun Götz George alias Joseph Mengele in »Nichts als die Wahrheit« versucht, eine Aura des Diabolischen zu kreieren oder was freilich fürchterlicher ist Guido Knopp im TV eine weitere Episode seiner »Hitler-Helfer«-Geschichten ankündigt: Seit Ende der achtziger Jahre läßt sich eine deutliche Zunahme von Spiel- und Dokumentarfilmen zum Holocaust feststellen. Grund genug für die Arbeitsgruppe »Cinematographie des Holocaust«, eine Tagung zum Thema durchzuführen, deren Resultat der vorliegende Band ist.

Das Projekt hat sich die Analyse von Filmen vorgenommen, in denen die Erinnerung oder gerade das Ausbleiben der Erinnerung an den Holocaust in eine Beziehung zur gegenwärtigen Situation in der BRD tritt. Der Bogen wird weit gespannt: Während mehrere Beiträge sich mit den unmittelbaren Nachkriegsjahren und der Verdrängung in beiden deutschen Staaten beschäftigen, hält Esther Schapira der mittlerweile in Mode gekommenen, gerne in schwarzweiß gezeigten, »Inflation des Grauens« die Inszenierung eines alltagsbezogenen Fortlebens der NS-Verbrechen entgegen.

Nicht alle Aufsätze lösen den Anspruch ein, die Filme auf die deutsche Gegenwart zu beziehen oder eine gesellschaftskritische Analyse vorzunehmen. Unausgereift erscheint etwa die These von Stefan Reinecke, daß sich die Filme der Neunziger nur vor dem Hintergrund der Erfahrungen der 68er verstehen lassen. Diese hätten den generationellen Konflikt mit den Nazieltern als ödipale Revolte ausgetragen, siehe RAF, und ebenso inszeniert, siehe Thomas Harlans »Wundkanal«. Die besseren Filme, etwa »Land der Väter, Land der Söhne« von Nico Hofmann, versuchten demgegenüber, den Generationen im »entkrampfteren« Klima der Neunziger etwas wie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Am Ende des Aufsatzes attestiert er Kanzler Schröder unisono mit den schlechteren Filmen der Neunziger ein unbefangenes Geschichtsverständnis und interpretiert dessen »flotte Bemerkungen« beispielsweise zur Bundeswehr auf dem Balkan als naßforsche Unbekümmertheit. Reingefallen, kann man da nur sagen.

Konkret 12/01, S. 80

Jens Hoffmann

FilmTheater

Das Himmler-Projekt

Regie: Romuald Karmakar; mit Manfred Zapatka; BRD 2000 (Pantera/Absolut Medien); 182 Minuten; als VHS 49,80 Mark

Wer die Geduld hat, Nazireden anzuhören und die wenigen Kinovorführungen oder Ausstrahlungstermine in der Glotze verpaßt hat, kann sich »Das Himmler-Projekt« von Romuald Karmakar jetzt als Video kaufen. Der schwarzgekleidete, direkt vor der Kamera sitzende Manfred Zapatka liest darin eine Rede Himmlers, die dieser am 4. Oktober 1943 vor 92 SS-Generälen in der von den Deutschen besetzten polnischen Stadt Poznán gehalten hat und auf Wachsplatten aufnehmen ließ. Wie der Redner Himmler inszeniert worden ist, wird im Film nicht rekonstruiert; Karmakar jedenfalls erzeugt die Aufmerksamkeit des Publikums durch einfache Wechsel der Kameraeinstellung und Beleuchtung und durch während des Arbeitsprozesses entstandene Brüche in der Inszenierung. So läßt er Zapatka an der Stelle, wo Himmler heimliche Mithörer außerhalb des Saales vermutet, für einige Sekunden aus dem Set herausgehen und nimmt sowohl ungenaue Online-Montagen als auch Seufzer und Versprecher des Lesenden in den Film auf. Die Reaktionen des Publikums auf Himmlers Vortrag – allgemeines Gelächter bei der Erwähnung der SS-Division »Götz von Berlichingen« – werden in schriftlicher Form eingeblendet. Um nicht für Irritationen zu sorgen – »Heinrich Himmler lebt? Hatte der nicht früher die Haare kürzer?« – , wiesen die Fernsehsender während der Ausstrahlung von Karmakars Film mehrmals fürsorglich darauf hin, daß sie gerade Karmakars Film ausstrahlten.

Erfreulicherweise liefert der Regisseur keine »didaktische Aufbereitung« des Nationalsozialismus. Er verwendet weder einmontierte Wochenschau-Sequenzen noch die sonst üblicherweise auf der Tonspur herumtrampelnden Militärstiefel. Der Schauspieler braucht sich nicht die Mundwinkel schaumig zu brüllen, und auch die Hakenkreuzfahnen bleiben diesmal im Requisitenschränkchen. Wer mag, kann sich also die ungekürzte Rede vorlesen lassen, ohne gleichzeitig ein Ticket für den bundesrepublikanischen NS-Bewältigungsparcours lösen zu müssen.

Himmlers Rede unterscheidet sich insofern etwas von den öffentlich überreichten Rhabarbersträußen der damaligen Zeit, als der oberste Totenschädel der Deutschen vor seinen untergebenen Totenschädeln nicht nur propagandistisches, sondern auch selbstkritisches Blabla von sich gibt. Er analysiert die militärische Lage, listet Mängel des eigenen Vereins auf und zeigt sich beeindruckt von der Stärke der sowjetischen Armee. Doch auch während dieser Exkurse bleibt er der kalkulierende Beamte, der kühles, nüchternes und effizientes Morden bevorzugt.

Konkret 12/01, S. 80

René Martens

FilmTheater

Atlantis – Das Geheimnis der verlorenen Stadt

Regie: Gary Trousdale und Kirk Wise; USA 2001 (Buena Vista); 95 Minuten; ab 6.12. im Kino

Hm. Da hat Hollywood nach dem 11. September einen auf soft gemacht, Filme mit unfreiwillig aktuellen Bezügen zu Terror jedweder Art gestoppt oder verschoben, und nun – ja, nun bringt ausgerechnet Disney, und das auch noch zum 100. Geburtstag des Konzerngründers, eine Art Kriegsfilm ins Kino.

Erste Auffälligkeit: »Atlantis« ist angesiedelt in einem Kriegsjahr (1914). Und die Expedition in die »verlorene Stadt«, von der in diesem Animationsfilm erzählt wird, mutet an wie ein Kriegseinsatz: In einem überdimensionalen U-Boot sind allerlei Trucks, Sprengstoffmaterial und sonstiger eroberungstauglicher Kram untergebracht. Die erste Schlacht mit Unterwasserungeheuern bringt schon mal horrende Verluste mit sich – die Opfer freilich sind, wie beim richtigen Krieg, nicht zu sehen.

Die Expedition wird von einem Milliardär finanziert, und der Held des Films, der Wissenschaftler Milo, glaubt lange, der dafür rekrutierte Trupp strebe danach, in die Geschichte der Archäologie einzugehen. Tatsächlich wollen die Söldner den Meeresmenschen ihre existenzsichernde Energiequelle rauben – Energie! der mittelbare Anlaß dieses und jenen Krieges – , um sie, wie Milo in der Originalfassung mutmaßt, an »the Kaiser« zu verkaufen. Der oberste Raubritter, ein »adventure capitalist« (Eigeneinschätzung), rechnet allerdings nicht damit, daß einige Besatzungsmitglieder zu Milo überlaufen und die Expedition nach einem luftkriegsmäßigen Showdown in einen humanitären Einsatz umwandeln.

Scheint seltsam zu sein: Ein Unternehmen, dessen Gründer dem Komitee »Celebrities for Nixon« angehörte und 1966 den Wahlkampf Ronald Reagans für das kalifornische Gouverneursamt finanzierte, prangert heute imperialistische Kriegführung an – und sei es auch nur auf so zaghafte und bettinawegnerische Weise wie Claudia Roth. Disney-Filme waren indes schon immer politisch mehrdeutig: 1937 lief in der UdSSR »Die drei kleinen Schweinchen«, weil man dort, so der »FAZ«-Donaldist Andreas Platthaus in seiner neuen Walt-Disney-Biographie *Von Mann und Maus* (Henschel), »in Schweinchen Schlau ... geradezu das Musterbild des Werktätigen sah«. Wenige Jahre später wird der Gegner der Schweinchen, der böse Wolf, in einem Propagandafilm Disneys zum Nazi umfunktioniert – obwohl doch Onkel Walt bis zum Beginn des Krieges mit den Faschisten sympathisiert hatte. Und Roy Disney, Walts Neffe, fällt heute der böse Wolf ein, wenn er an Bin Laden denkt: »Es geht um das Gleiche wie damals. Die Schweinchen kämpfen gegen den bösen schwarzen Wolf, der ihre Häuser zerstört hat.«

»Atlantis« kann man übrigens auch als familienfreundlichen Cinemascope-Actionfilm auffassen.

Konkret 12/01, S. 81

Georg Seeßlen

Film des Monats

Im Bann des Jade-Skorpions

Regie: Woody Allen; mit Woody Allen, Helen Hunt, Dan Aykroyd; USA 2001 (Ottfilm); 102 Minuten; ab 6.12. im Kino

Um die Wahrheit zu sagen: Ich bin nie ein besonders enthusiastischer Woody-Allen-Fan gewesen. Nicht daß ich gegen ihn was hätte. Ich finde es auch klasse, daß es Leute gibt, die Lamapullover praktisch und kleidsam finden. Oder glauben, bei »Buena Vista Social Club« eine musikalische Epiphanie zu erleben. Das Problem liegt darin, wie das zum Zeichen wird, wo man also jemandem mit einem Lamapullover, mit »The Buena Vista Social Club« und eben Woody Allen sagen hört, er oder sie habe irgendwas kapiert, was andere nicht kapiert haben. Pop für Leute, die absolut Pop-unfähig sind.

Ist ja auch nicht schlimm. Hier amüsiert sich niemand zu Tode, hier ist man für anderthalb Stunden zu Hause. Allen ist natürlich schlau genug, den Retro-Aspekt seiner Kultur immer auch zum Thema zu machen. Allens Witztechnik ist eigentlich immer gleich. Es geht um die scheinbare Fallhöhe zwischen den Elementen Alltag, Liebe und Transzendenz, oder, zum Beispiel, darum, Gott, Sex und Mittagessen in einen Satz oder in einen Plot zu bringen. Es gibt genügend Leute, die das für den Inbegriff von »jüdischem Humor« halten, was auch dadurch nicht weniger unsinnig wird, daß es auch jüdische Autoren manchmal so oder so ähnlich fomulieren. Woody-Allen-Filme bearbeiten neben dem Amerika/Europa-Gegensatz, dem Pop/Kultur-Gegensatz, auch den von Geist und Körper. Der Körper ist hier komisch, weil er fast nicht vorhanden ist, und der Geist ist komisch, weil er kaum ein anderes Problem als den verschwundenen Körper behandelt. Allens Filme gehören, aber dafür ist er nicht allein verantwortlich, zur Innenaustattung jener neuen sozialen Bewegungen, die – aber lassen wir das. In seinen besten Filmen, und deswegen ist Woody Allen halt doch so was wie ein Genie, zeigt er in höchst paradoxen Schwurbeln, daß komisch nicht der Mensch ist, sondern die Situation, in der er lebt. Und rettet damit, wie alle großen Komiker, etwas von seiner Würde.

Ach was, Quatsch. Zum Genie wird man natürlich höchstens durch die Art, in der man das macht. Und das, was man draus macht. Ein großer Film, das sind nicht nur eine Geschichte und Bilder und die Atmosphäre dazwischen, sondern etwas, das sich daraus entwickelt. Wenn man also weder den Komiker Allen besonders mag, noch was er seinem Publikum als Lebensmittel anbietet, und schon gar nicht dieses Publikum, dann heißt das noch lange nicht, daß man seine Kunst übersehen muß. Diese Kunst verfolgt mythologische und ästhetische Ziele in wechselnder Kombination. Die mythologischen Ziele liegen auf der Hand. Das ist die magische Autobiographie des Losers, der diesmal weniger allegorisch erscheint. Der New Yorker Kleinbürger, mal als Intellektueller, mal als Drop-out. Jedenfalls einer, der glaubt, er kann und muß über seine Probleme reden. Das ist der Mensch, der sich seine Rolle erfindet oder anmaßt – Mr. Allen verwechselt sich mit Woody, und Woody verwechselt sich mit tausenderlei Gestalten aus der Geschichte der popular culture. Und das ist die Poetologie einer Stadt, von der wir im letzten Eckkino der unseren träumen – Urbanisierung, nicht Globalisierung. Und auf der ästhetischen Ebene: Das ist der Familien- und Beziehungsroman und natürlich die Parodie darauf. Dostojewski plus Lubitsch. Das ist das fake documentary von »Zelig« über »Radio Days« bis zu »Sweet and Lowdown«, wo es nicht nur um die Fiktionalisierung von Leben geht, sondern auch um das Verlebendigen von Fiktion. Mein Lieblings-Woody-Allen, nebenbei. Und das ist das (komische) morality play à la »Verbrechen und andere Kleinigkeiten«. Da steckt bestimmt ein wenig chassidische Erzählung drin. Aus der Komposition dieser Elemente läßt sich in der Tat einiges machen.

Ein Problem ist, daß der Filmemacher immer einmal wieder auf seine Figur hereinfallen muß, sogar in seiner »deconstruction«. Es ist für Woody Allen schwer, nicht Woody Allen zu sein, und fast genauso schwer, nicht das Allen-Bild der Allen-Fans. In den letzten Jahren scheint Woody Allen dieses Dilemma heftiger gespürt zu haben. Er möchte, so scheint's, nicht mehr der Komiker für besserverdienende Gutmenschen sein. Mit »Im Bann des Jade-Skorpions« setzt er seine Rückkehr zu den amerikanischen Wurzeln fort, die mit »Small Time Crooks« (2000) begann; er verzichtet auf alle Tiefe und Sanftheit und macht einfach wieder Witze, gute alte New Yorker Witze über Leute, die der reine Witz sind, in einem Leben, das zum Lachen ist. Aber zugleich gibt er auch Erklärungen für diese Wandlung: Ist vielleicht die europäische »Kultur« nichts anderes als ein großer Schwindel? Jedenfalls hat Allen so etwas wie eine neue Naivität entwickelt, eine Naivität vielleicht zweiten Grades. Die wird in seinem neuen Film zum eigentlichen Thema. Der Autor ist mit der Wiedergewinnung der Naivität allerdings so sehr beschäftigt, daß er über ganze Strecken vergißt, auch noch komisch dabei zu sein. Wir wissen schon immer sehr genau, wie die nächsten Gags angelegt werden. Der berühmte Satz vom Durchschauen aller Tricks und Trotzdem-auf-sie-Hereinfallen trifft hier vor allem auf den Regisseur, weniger auf das Publikum zu.

Woody ist also der Versicherungsdetektiv C. W. Briggs, der von einer starken Frau (Hunt) bedrängt wird, die in der Firma »Rationalisierungen« durchführt und überhaupt das weibliche Gesicht des bösen neuen Kapitalismus ist. Sie paßt eigentlich

nicht in die Handlungszeit des Films, die dreißiger/vierziger Jahre. Sie ist zu rational für eine femme fatale. Von einem Magier – man ist zu einer Firmenfeier im Varieté – werden die beiden hypnotisiert, und C. W. und Betty Ann, die sonst keine Gelegenheit auslassen, sich zu piesacken, werden gezwungen, ihre Liebe zueinander zu gestehen. Gelächter bei den Kollegen. Der Hypnotiseur ist aber in Wahrheit ein Meisterschurke, der die beiden zu Juwelendiebstählen mißbraucht. So verwickelt sich das und endet mit der Aufklärung der Verbrechen und der echten Liebe der beiden zueinander.

Das ist eine schöne, sanfte Komödie mit vielen Bezügen zur Kinogeschichte. Ideologiekritisch möchte man allerdings nicht genauer hinschauen. Daß C. W. am Ende die Frau bekommt, ist ein Witz, den Jerry Lewis' »The Nutty Professor« schon viel besser verstanden hat. Ich meine übrigens nicht den Umstand, daß sich eine junge, große Frau in den alten, kleinen Woody Allen verlieben kann, ich meine die soziale Metapher. Der widerspenstigen Karrierefrau Zähmung durch einen Mann, der seine Regression mit Ehrlichkeit verwechselt.

Aber vielleicht ist das ja auch so etwas wie eine Abschiedsvorstellung. Der Regisseur spielt hier nicht mehr nur den Woody-Allen-Charakter, er dekonstruiert ihn als Zusammenfassung einer Komikergeschichte. Er ist in einer Szene Stan Laurel und in der anderen Oliver Hardy, dann ist er Groucho Marx, dann Chaplin, dann Buster Keaton, dann Harry Langdon oder W. C. Fields, auf den schon sein Name anspielt. Und auch der Film ist ein kleines lebendes Museum vergangener Kinozeiten. Früher konnte man in Woody-Allen-Filmen noch so tun, als wären sie nicht längst vorbei. Im »Jade-Skorpion« sieht man das aber.

Konkret 12/01, S. 82

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Reisen bildet. An der Platja de Palma lernt man, warum die Welt den Deutschen nicht übern Sonderweg traut, auf dem Hin- und Rückflug erfährt man alles über die gründlich zivilisierte Gesellschaft. Der Führer ist 360 Seiten dick und heißt, im Gegenteil, »Cosmopolitan«. Auf 226 Seiten und 14 Seiten Beilagen führt er zu Oreal, Estée Lauder, Boss, Ferretti, Chanel, Armani, Gucci, Aigner, Burberry und all den anderen Produkten, die er auf den restlichen 134 Seiten anpreist. Seltsamerweise heißt der Teil der Anzeigenabteilung, der dem Verleger dabei zur Hand geht, »Redaktion«, und eine aus diesem Personal, eine Ulrike Droll, wird, im Ernst, »Chefredakteurin« genannt. Das ist lustig. Verwerflich ist es nicht. Den Reichen und schön Blöden möglichst viel nichtsnutzigen Scheiß anzudrehen, ist gewiß ein Beruf so gut wie die meisten anderen, und es wäre gegen Frau Drolls Gewerbe so gut wie nichts einzuwenden, hätte es die Chefredakteurin nicht tatsächlich unternommen, ein »Editorial« zu verfassen, das man freilich gelesen haben muß, wenn man wissen will, von wo man abgeflogen ist und wo man in zwei Wochen wieder landen wird:

Fassungslos und ungläubig ...

heißt die Überschrift, die beiden ersten Wörter in Rot, das dritte und die drei gedankenschweren Pünktchen in der Bewegungsfarbe Mauve, und so war das heikelste Problem, das die Kosmopolitin seit dem 11. September gequält hat – Was trage ich zur Trauer um die 6.000? Und zwar nicht zur Trauer um die 6.000 für einen Bulgariklunker verplemperten Mark von Papas Kreditkarte, sondern für 6.000 tote New Yorker? – eigentlich vom Grafiker bereits ebenso locker wie trendy gelöst. Frau Droll aber konnte nicht an sich halten:

Als ich am 11. September ins Büro meiner Stellvertreterin Sabine komme, weiß ich, daß etwas nicht stimmt. Sie sieht mich nicht an. Nur den Fernseher. Es läuft CNN. Das World Trade Center brennt. Ein Flugzeug rast in den linken der beiden Türme. In Zeitlupe, immer wieder. Ich begreife nicht, was ich da sehe. Nach und nach findet sich die Redaktion zusammen. Sitzt auf den zwei Sesseln, dem Fußboden, dem Schreibtisch. Keiner will allein sein.

Es mußte aus ihr heraus. 6.000 Zerfetzte, Zerquetschte und Verbrannte schreien nach der Mitteilung des Vornamens und der Blickrichtung der Stellvertreterin, des Wissens, daß etwas nicht stimmt, von Hohlköpfchens Innenleben, der Zählung des Mobiliars und der Schilderung einer Gemütslage, die ihrerseits schreit, und zwar nach der Antwort auf eine Kontaktanzeige. Frau Droll ist aber auch so was von betroffen:

New York – das ist nicht irgendwo am Ende der Welt. Viele von uns waren schon da.

Nämlich die Toten sind nicht irgendwelche Tutsis, Timoresen oder sonstige Kanaken, es sind Menschen, die Gucci tragen wie du, Sabine, und ich. Manche leben noch:

Via E-mail hören wir, daß es Bernie und Roberta gut geht. In der Nacht kommt ein Fax von Kim St.Clair-Bodden, die in den USA die internationalen Ausgaben von »Cosmopolitan« betreut: »This is to let you know, all of us are fine ...«

Anstatt still zu genießen, daß es, wie immer, die Falschen getroffen hat, wirft Frau Droll den Ermordeten zwei Anzeigenseiten ins Grab:

Als Zeichen unserer Verbundenheit und Solidarität,

– die Chefredakteurin setzt hier zum Zeichen, daß sie das auch kann, ein Komma –

haben wir uns entschlossen, die nachfolgende Doppelseite zu drucken.

Auf diesen zwei Seiten steht, statt der Werbung für eine Pickelcreme zu zweihundert Mark, auf deutsch und englisch dieser weiß in tiefes Schwarz gedruckte Text:

Am 11. September 2001 erschütterten die grauenvollen Terror-Attentate in New York City und Washington D. C. die Welt. Unsere Gedanken und unser ganzes Mitgefühl gelten den Opfern, ihren Familien und unseren Kollegen in den USA. Die deutschsprachige »Cosmopolitan« erscheint bei der Marquard Media AG in Lizenz der Hearst Corporation in New York City

Nullnullen mit Lizenz zum Trauern. Werden sie durchkommen? Aber hallo:

Alles, was wir hier tun können, ist, unsere Arbeit zu machen.

Worin die besteht, ist schon gesagt. Osama Bin Laden aber sei gewarnt: Bietet er Frau Droll auch nur einen weiteren Anlaß für eine Doppelseite ohne Prada, Oreal, Joop, Dolce und Gabbana, bin ich die längste Zeit Antiimperialist gewesen.

»Elle bistro«, eine Zeitschrift für Genießer, empfiehlt:

Pariserisch – Mit 50 cm ist die Kalbsledertasche von Serge Amoruso so lang wie ein normales Baguette und nicht nur stylish, sondern auch praktisch: Ab sofort gibt's keine Mehlflecke mehr auf der Kleidung. Auf Wunsch auch in Farbe. Um 830 Mark

Daß Käufer des guten Stücks Anspruch auf Einweisung in eine geschlossene Anstalt haben, dürfte unstrittig sein. Mir wär's recht, wenn die Verkäufer dort als Wärter eingewiesen würden, und zwar sowohl der Serge Amoruso, das Herzchen, als auch die Herausgeber und Beiräte der Zeitschrift »Elle«: Dr. Hubert Burda, Helmut Markwort und Dr. Jürgen Todenhöfer.

Das dritte Programm des Norddeutschen Rundfunks, das am Samstagvormittag »Klassik auf Wunsch« sendet, beschäftigt eine Moderatorin, deren Stimme direkt vom evangelischen Zentralfriedhof kommt. Sie hießt Gabriele Hertz-Eichenrode und bürgt dafür, daß es zu etwas so Sündigem wie einem Scherz in ihrer Sendezeit nicht kommt und etwas so Frivoles wie der Wunsch nach einer Opernarie keine Chance hat, solange nicht alle Kantaten von Buxtehude, Pachelbel, Bach und allen seinen Söhnen abgesendet sind. Aber wie's der Teufel will, erhält Gabriele im tiefsten November den Brief eines Hörerpaars, das sich beim Tag der offenen Tür des NDR im Pavillon des Klassik-Klubs kennen- und liebengelernt hatte, und mit der Phantasie unserer Evangelifrau muß der Gottseibeiuns durchgegangen sein. Denn als sie, die zu allem was sagen muß, sagen will, das Treffen des Paares sei eine Fügung des Schicksals gewesen, schüttelt sie, gebeutelt von der Vorstellung, welche Etüden da nach dem Verlassen des Klassik-Pavillons gespielt worden sein könnten, die Wendung hervor, es sei

eine Schügung des, hm,

gewesen. Das hat er geschickt eingefädelt, der Beelzebub.

Was der Enthüllungsjournalist hinter den Kulissen sucht, steht immer schon auf Seite eins. Zum Exempel im »Hamburger Abendblatt« vom 7. November 2001, dessen drei Überschriften man nur als einen Text lesen muß:

Historische Entscheidung / 3.900 deutsche Soldaten für den Anti-Terror-Krieg – Erster Kampfauftrag außerhalb Europas seit 1945

Die jungen Sinnsucher / Familie, Pflicht, Fleiß – traditionelle Werte erleben eine Renaissance

Ja zum Muttersein

Gemeldet wird: die Renaissance der Soldatenmutter.

Die »Frankfurter Allgemeine« übersetzt einer israelischen Autorin in ihren Text viermal statt einer Sippenhaftung eine

Sippenhaft der Nationalsozialisten

hinein. Und das Hamburger Institut für Sozialforschung, bei dem die wüsteren Nazis eigentlich immer die Kommunisten sind, weshalb Stalin seinen Gegnern

in Anwendung von Sippenhaft die »komplette Vernichtung«,

also ausdrücklich keine Haft, sondern den Tod angekündigt haben muß, ist nicht nur in Deutschland angekommen, sondern auch in dessen Sprache: Deutschländisch.

Neues aus dem Sumpf:

Betrugsverdacht: Razzia bei Justus Frantz. Gegen Franz und vier weitere Beschuldigte wird wegen Untreue und Konkursverschleppung ermittelt,

nachdem der Fernsehpianist des Falschspiels längst überführt ist. Wird er jetzt Kanzler?

Kaum ist Schill dran:

Erneut ein schlimmer Fall von sexuellem Mißbrauch in Hamburg.

Ich hab’s befürchtet.